CEYLON.

Tagebuchblätter und Reiseerinnerungen

von

Wilhelm Geiger,

Erlangen

[illegible]

[illegible]

Mit Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Wiesbaden.

C. W. Kreidel's Verlag

1898.



Buddha
(nach einer alten Bronzefigur im Besitze des Verfassers).

CEYLON.

Tagebuchblätter und Reiseerinnerungen

von

Wilhelm Geiger,

Erlangen.

Τῶν δ' ὅστις λωτοῖο φάγοι μελιηδέα καρπόν,
Οὐκέτ' ἀπαγγεῖλαι πάλιν ἤθελεν οὐδὲ νέεσθαι·
Ἀλλ' αὐτοῦ βούλοντο μετ' ἀνδράσι Λωτοφάγοισιν
Λωτὸν ἐρεπτόμενοι μενέμεν νόστου δὲ λαθέσθαι·
Homer, Odyssee IX. 94—97.

Mit 23 Abbildungen nach Original-Aufnahmen.

Wiesbaden.
C. W. Kreidel's Verlag.
1898.

MEINER

LIEBEN MUTTER

IN HERZLICHER DANKBARKEIT

GEWIDMET.

Vorwort.

Auf den folgenden Blättern habe ich die Eindrücke, welche ich während meines Aufenthalts auf Ceylon im Winter 1895/96 gesammelt, mit objektiver Treue wiederzugeben mich bemüht. Ich muss aber bekennen und bekenne es gerne, dass dieser Aufenthalt für mich eine Quelle unvergleichlichen Genusses war. Natur und Menschen haben mich mächtig angezogen und gefesselt; rasch und leicht mich hineinfindend in die Eigenart des Lebens unter tropischem Himmel, hatte ich das Gefühl, als ob dies Leben mir und meiner Beanlagung in besonderem Masse entspräche. Meine Leser können daher überzeugt sein, dass auch die wärmeren Töne der Begeisterung, wo sie in meinem Buche zum Durchbruche kommen, nur der unmittelbare Ausdruck der Empfindung sind. Und ich meine, wer mit gesundem Leib und Geist und mit offenem Auge und Herzen das von der Natur so überreich gesegnete Eiland bereist, der muss und wird solche Empfindungen begreifen und nachfühlen.

Dass ich zuweilen das Gebiet meiner besonderen Studien streifte, wird man mir nicht verargen. Ich habe mich aber wohl gehütet, hierin zu weit zu gehen. Der Mensch sollte in meinem Buche zum Worte kommen, nicht der Gelehrte. So habe ich mich beispielsweise in der Wiedergabe der Namen vor kleinen Inkonsequenzen nicht gescheut und die richtige Aussprache nur hin und wieder, besonders wenn ein Name zum erstenmal vorkommt, durch unauffällige Zeichen angedeutet. Sollte ein Fachmann mir daraus einen Vorwurf machen, so mag er es thun; ich appelliere dann von der wissenschaftlichen Akribie an den guten Geschmack.

Von den Illustrationen ist nur eine einzige, das Bild der Ruwanwäli-Dagoba auf Seite 182, entlehnt. Die Quelle ist angegeben, und ich habe nur hier noch zu bemerken, dass mir die Erlaubnis zur Reproduktion von

der britischen Regierung in Colombo auf das entgegenkommendste erteilt wurde. Die beiden Buddhabildnisse (Titelblatt und S. 158) sind nach alten Bronzestatuetten gefertigt, welche in meinem Besitze sich befinden, und welche beide Geschenke meines Freundes, des Oberpriesters Subhuti von Waskaduwa, sind. Alle anderen Bilder haben photographische Aufnahmen zur Grundlage, die von einem meiner Colomboer Freunde, Herrn C. G. Tetley, angefertigt und mir in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurden. Ich bin Herrn Tetley zu herzlichem Danke verpflichtet, freue mich aber zugleich, wenn seine schöne Kunst nunmehr einem weiteren Kreise zugute kommt.

Statistische Angaben über Ceylon wurden, wie ich hier ausdrücklich hervorhebe, zumeist den einschlägigen Publikationen von John Ferguson entnommen. Einige Mitteilungen über den Suez-Kanal verdanke ich Herrn Capitän Schmölder („Prinz Heinrich"); anderes, was in das Gebiet des Seeverkehres mit Ceylon gehört, stammt aus Lindemanns Werk „Der Norddeutsche Lloyd" sowie aus dem Berichte dieser Gesellschaft über „Die Reichs-Postdampfer-Linien in den Jahren 1886–1894".

Möge mein Buch dem Leser etwas von der Freude und dem inneren Genusse mitteilen, womit ich es geschrieben habe.

Erlangen, im Juni 1897.

Wilh. Geiger.

Inhalt.

Seite

Kapitel IV.

Colombo und meine indischen Freunde.

Kapitel V.

Ratnapura.

Kapitel VI.

Kurunägala und Bandarawela.

Kapitel VII.

Nach Anuradhapura.

Kapitel I.

Auf dem Reichspostdampfer „Sachsen“ nach Colombo.

Abfahrt aus Genua — Gemischte Empfindungen — Von Genua bis Neapel — Ankunft in Neapel — Ein Tag am Lande — Strasse von Messina — Unwetter auf der Heimreise — Kreta — Port Said — Im Araberquartier — Geschichtliches und Geographisches vom Suez-Kanal — Wüstenbilder und Beleuchtungseffekte — Der Golf von Suez und die Sinai-Halbinsel — Im Roten Meer — Temperaturverhältnisse — Alltägliches Leben an Bord — Bab-el-Mandeb — Aden — Tropennacht — Taucherkünste und Handelsgeschäfte — Der indische Ocean — Indien in Sicht.

Am Nachmittage des 18. November 1895 verliess unser Dampfer, die „Sachsen“ des Norddeutschen Lloyd, den Hafen von Genua. Die gleichmässigen Wogen einer sanften Dünung rollten uns entgegen, ein blauer Himmel strahlte über unseren Häuptern, während hinter uns das herrliche Bild, das Genua vom Meere aus bietet, zu immer stolzerer Pracht sich entfaltete. Hell leuchteten in der Sonne die weissen Häuserreihen, amphitheatralisch ansteigend an den grünen Hügeln, welche, von Festungswerken gekrönt, den Küstensaum begrenzen. Nach rechts und links folgte das Auge dem anmutig geschwungenen Bogen der Riviera di Levante und der Riviera di Ponente. Auf den höchsten Spitzen der ligurischen Alpen schimmerte Schnee — ein Gruss des nordischen Winters, dem wir entflohen.

Ich gestehe gerne, dass recht verschiedenartige Empfindungen auf mich einstürmten, als ich Stadt und Küste allmählich meinem Auge entschwinden sah. Meine Gedanken schweiften ab von den Eindrücken des Augenblickes, so fesselnd sie auch sein mochten, und wanderten hinaus in eine unbekannte

Zukunft. Und da konnte ich mich doch einer gewissen bangen Beklemmung nicht ganz erwehren. Ich fühlte die Verantwortlichkeit für den Schritt, den ich zu thun im Begriffe stand, auf mir lasten. Ging ich doch nicht mehr auf eigenes Wagnis hinaus in die Fremde, sondern liess Weib und Kind zurück in der Heimat. Der Abschied von den Meinigen fiel mir schwer aufs Herz; denn ich wusste, dass es eine Trennung galt auf Monate, eine vollständige Trennung, mochte kommen, was da wollte: Krankheit, Sorge und Kummer, ja selbst der Tod.

Aber andererseits ergriff mich doch auch die Vorstellung, dass nunmehr das, was ich Jahre hindurch geplant, gewünscht und gehofft hatte, sich verwirklichen sollte, gerade in jener Stunde mit unwiderstehlicher Gewalt. Mit eigenen Augen sollte ich die Pracht tropischer Natur und die Eigenart indischen Volkstumes sehen. Nach Ceylon! so hiess die Losung, und wie zauberhaft muss doch dies Wort klingen für einen, der schon in den Knabenjahren vom Lande der Palmen und der Märchen geträumt und als Mann die Erforschung der Geschichte, Kultur und Sprachen des Morgenlandes sich zum Lebensberuf erwählte.

Hoffnungsfrohes Vertrauen und freudige Erwartung trugen den Sieg davon über Sorge und Beklemmung. Entschlossen schüttelte ich alle bangen Gedanken ab, die mir doch nur ein Hemmnis gewesen wären für Arbeit und Erfolg. Und meine Zuversicht täuschte mich nicht. Fünf Monate später fuhr ich, reich an Erlebnissen und Eindrücken, wieder in den Hafen von Genua ein, selbst wohlbehalten und die Meinigen alle wohlbehalten wissend. Wieder leuchtete im Sonnenglanze die Stadt uns entgegen, unsere Schiffskapelle spielte, während wir langsam einliefen, einen frohen Marsch; ich aber sass mit einem deutschen Landsmann und Reisegenossen beisammen, und hell klangen unsere Gläser aneinander: es galt ein Hoch der glücklichen Wiederkehr. —

Allmählich begann ich auf dem Dampfer mich umzusehen. Ich musterte die Reisegesellschaft, mit der ich nun Wochen lang zusammen zu leben hatte; ich durchwanderte alle die prächtigen Räume, die mir während dieser Zeit zum Aufenthalte dienen sollten. Für's erste fühlte ich mich noch nicht heimisch, aber das fand sich bald. Nach meinen bisherigen Erfahrungen musste ich mich nur für einen mittelmässigen Seefahrer halten, und ich konnte nicht wissen, wie lange ich von der lächerlichen Tragik der Seekrankheit verschont bleiben würde. Nun war aber der Beginn meiner Reise vom schönsten Wetter begünstigt. Die See war ruhig und der Gang unseres Dampfers stetig wie auf einem Binnengewässer. Im Speisesaal, der in der vorderen Hälfte des

Schiffes lag, so dass man auch das Stampfen der Maschine wenig hörte, war eine Bewegung kaum bemerkbar. Und günstig blieb die Witterung fast während der ganzen Fahrt. Wir hatten wohl mitunter unruhige, aber niemals grobe See, so dass nur die allerempfindlichsten unter den Passagieren hin und wieder unter Anwandelungen des lästigen Übels zu leiden hatten.

Auf der Strecke bis Neapel verfolgte unser Dampfer seinen Kurs so, dass wir das Festland von Italien nur als bläulichen Streifen am Horizonte sahen. Nach etwa 20stündiger Fahrt tauchten zu unserer Rechten kleine Felseneilande aus der blauen Flut auf. Es waren die Pontinischen Inseln. Kurze Zeit darauf kam Ischia in Sicht.

Ein niedliches Rotbrüstchen, wohl durch die Windströmung vom Lande abgetrieben, umflattert unser Schiff. Um auszuruhen, lässt es sich auf dem Verdeck nieder; die Leute scheuchen es auf, und es fliegt hinaus nach dem offenen Meere.

Inzwischen treten die Formen von Ischia mit der kühnen Pyramide des Epomeo immer deutlicher hervor. Wir halten jetzt so nahe am Lande, dass wir auch die Einzelheiten aufs genaueste erkennen: die steil ins Meer abstürzenden Felswände, die in mannigfaltiger Gliederung vorspringenden Caps, die terrassenförmig ansteigenden Weinberge an den jähen Hängen, graugrüne Piniengruppen und weiss leuchtende Häuser.

Es sind grossartige Formen, doppelt malerisch jetzt in der violetten Beleuchtung des Abends. Und doch hatten diese wenigstens in der gegenwärtigen Jahreszeit kahlen Berghänge für mein Empfinden etwas Starres und Unbelebtes. Das deutsche Auge vermisst eben eines, das ihm, gerade wo Gebirge den Landschaftscharakter bestimmt, unentbehrlich erscheint — den Schmuck des Waldes.

Wir biegen um die Südspitze von Ischia herum, und nun entrollt sich vor unserem Blicke das Bild, welches zu den schönsten gerechnet wird, die in Europa zu sehen sind: die Bucht von Neapel.

Hinter uns sinkt die Sonne ins Meer, links zeigen sich die Insel Procida und dahinter das weit vorspringende Cap Misenum, zur Rechten Capri mit seinem senkrechten Felsenrande. Gerade vor uns erhebt sich der Vesuv mit der regungslosen Rauchwolke auf seinem Gipfel, ihm zu Füssen, fast ohne Unterbrechung die Ufer des Golfes einsäumend, Ortschaft an Ortschaft. Hinter dem Höhenzuge des Posilipp, der es noch teilweise verdeckt, tritt nach und nach das Häusermeer von Neapel hervor, aus dessen Mitte die Höhe des Castells Sant' Elmo aufragt. Ausserordentlich schön ist die Färbung des

Wassers; ein tiefes Stahlblau, fast schwarz, und wunderbar kontrastierend mit dem schneeweissen Gischt, der sich über die Wellen ergiesst, wenn der Bug des Schiffes sie durchschneidet.

Bis wir in den Hafen gelangen und Anker werfen, ist es völlig dunkel geworden. Tausende von Lichtern funkeln am Ufer; die lange Reihe der Laternen am Quai spiegelt sich mit zitternden Lichtstreifen im leicht bewegten Wasser.

Die Ankunft eines grossen Passagierdampfers, wie der unserige ist, bleibt natürlich nicht unbemerkt. Bald sind wir von zahlreichen Booten umschwärmt, deren Insassen durch das Absingen von sentimentalen Liedern, wie „Santa Lucia“ und „Bella Napoli“ unser Herz zu rühren und unsere Börse zu öffnen bestrebt sind. Musikalisch sind die Leute von Natur, das ist kein Zweifel, obgleich die Frauenstimmen in der Regel scharf und gell geworden sind und die sonderbar tremolierende Guitarrenbegleitung den Ohren wehe thut. Mit einem umgekehrten Regenschirme von sehr fragwürdiger Beschaffenheit fangen die Musikanten die Kupferstücke auf, welche wir ihnen zuwerfen. Armseliges Bettelvolk! Aber stimmungsvoll ist es doch, dieses Leben auf dem Wasser in lauer Spätherbstnacht. Und hoch droben am Vesuv, dessen mächtige Konturen im Dunkel verschwimmen, glüht ein frischer Lavastrom in leuchtendem Rot.

Die Nacht, die wir im Hafen von Neapel verbrachten, war eine sehr unruhige. Unser Dampfer nahm Kohlen ein. Wehe da dem Unglücklichen, der, wie mir widerfuhr, seine Cabine in unmittelbarer Nähe einer der Pforten hat, durch welche die Kohlen in den Laderaum geworfen werden. Ich schloss kaum ein Auge während der ganzen Nacht. Und doch, um wie viel schlimmer noch ist die Belästigung unter tropischen Breiten, wenn alle die Lucken gedichtet sind und erstickende Hitze den ganzen Schiffsraum füllt!

Anderen Tages fuhr ich ans Land. Ich focht einen erbitterten Strauss mit dem ganzen aufdringlichen Gesindel von Bootsleuten, Kutschern, Führern, Verkäufern, die alle darauf ausgehen, eine Lira oder ein paar Soldi aus dem Fremden herauszugaunern. Im Orient wird man dagegen gründlich abgehärtet, in Neapel war ich's noch nicht. Ich ärgerte mich über die schamlose Bettelei, die sich breit macht auf Strassen und Plätzen, und sie widerte mich an, nicht minder wie das Bild hoffnungsloser Verlottertheit und schmutziger Verkommenheit, das in den schmäleren Seitenstrassen dem Auge sich darbot. Mir verdarb der Anblick dieses physischen und moralischen Elends den Genuss, und ich kehrte nicht ungerne an Bord unseres sauberen, schmucken Dampfers zurück.

Selbst auf die Gefahr hin, als Ketzer verschrieen zu werden, stelle ich die Behauptung auf: Neapel nimmt sich am besten aus, wenn man es aus einiger Entfernung sieht, namentlich vom Verdeck eines im Hafen ankernden Schiffes.

Der Hafen bot übrigens an diesem Tage ein besonders anziehendes Bild. Es war gerade Geburtsfest der Königin Marguerita, und ihm zu Ehren prangten alle Schiffe im bunten Wimpelschmucke. Uns zunächst lagen zwei italienische Kriegsschiffe, welche den Tag mit Salutschüssen beschlossen, als mit einbrechender Dunkelheit die Wimpeln eingeholt wurden. Gegen 9 Uhr lichteten wir die Anker. Der königliche Palast strahlte in glänzender Illumination. Dumpf scholl vom Lande das Getöse des Strassen- und Hafenlebens zu uns herüber. Die Boote mit singendem und bettelndem Gesindel begleiteten unser Schiff, während es sich langsam in Bewegung setzte. Aber sie blieben zurück, sobald wir den Ausgang des Hafens erreichten, und die Lichter der Stadt verloren sich allmählich in der Weite.

Um Mittag des 21. November passierten wir die Strasse von Messina, nachdem kurz zuvor zur Rechten der unmittelbar aus dem Meere aufsteigende Vulkankegel Stromboli in Sicht gekommen war. Die Meerenge ist nicht ganz 3 km breit, und ihre Passage erfordert wegen der starken Gezeitenströmung immerhin einige Vorsicht; zahlreiche an der italienischen Küste verteilte Leuchttürme erleichtern bei Nacht die Durchfahrt.

Von der Stadt Messina, deren weisse Häuserreihen lang am Meere hingestreckt liegen, war unser Schiff nicht mehr als eine Seemeile entfernt. Hinter der Stadt steigen die mit Weinpflanzungen und Orangengärten bedeckten Hügel an. Das gegenüber liegende kalabrische Ufer zeigt terrassenförmigen Aufbau. Aber die Ränder sind durch Erosion ganz seltsam und abenteuerlich zerschnitten und zerklüftet und vielfach von Schluchten unterbrochen. Oft blickt man wie aus der Vogelperspektive in kurze aber tief eingerissene Flussthäler hinein: ihr Grund ist ausgefüllt mit graufarbigem Geschiebe, durch welches ein schmaler Wasserarm sich hindurchwindet. Nach einem heftigen Gewitter oder Regen braust da vermutlich ein wilder Bergstrom, die ganze Thalsohle ausfüllend, mit raschem Gefälle hinab ins Meer. Nie noch wurde mir so deutlich wie hier die Einwirkung der Entwaldung auf die Bodenkonfiguration vor Augen geführt.

Hat man die sicilische Strasse hinter sich, so tritt zur Rechten allmählich der Gipfel des Ätna hervor. Heute verhüllten ihn dicke graue Wolkenmassen. Wundervoll dagegen war der Anblick, welcher sich mir am 28. März auf der Heimreise bot.

Es war eine helle Vollmondnacht, als wir uns der Meerenge näherten. Der schneebedeckte, äusserst sanft geböschte Gipfel des Ätna wurde auf Backbordseite vor uns sichtbar. Er schien, da die unteren Teile des Berges in dem bläulichen Nebelglanze des Mondlichtes verschwammen, wie eine leuchtende Wolke in der Luft zu schweben. Tief unter ihm funkelten die rötlichen Lichter einer Ortschaft. Ich vermute, es war Taormina.

Die Stille jener Nacht sollte bald in sehr unliebsamer Weise gestört werden. Als wir Messina erreichten, sahen wir schweres Gewölk aufziehen und urplötzlich brach eine heftige Böe über uns herein. Binnen wenigen Minuten hatten wir hohen Seegang und der Dampfer begann heftig zu stampfen und zu rollen. Es war ausserordentlich komisch, wie nun — ich wollte mich eben zur Ruhe legen — von allen Seiten aus den Cabinen das Lärmsignal der elektrischen Klingel erscholl, das den Beistand der Stewards anrief. Viele Passagiere, die sich frühzeitiger niedergelegt und, da ja das Wetter ganz ruhig gewesen war, die Lucken nicht geschlossen hatten, waren nun durch hereinbrechende Sturzseen überrascht worden.

Das aber, verehrter Leser, ist just keine Annehmlichkeit. Es bedeutet in der Regel eine gänzliche Durchnässung nicht nur der Cabine einschliesslich der Liegerstätte, sondern auch deiner sämtlichen Kleider und sonstigen Habseligkeiten, soferne du sie nicht vorsorglich im verschlossenen Koffer untergebracht hast. Der Kluge, der sich rechtzeitig vorgesehen, pflegt in solchen Fällen den Geschädigten obendrein zu verlachen, und dieser muss eben wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiele machen. Man darf auf einer Seereise derartige Unfälle nicht allzu tragisch nehmen.

Das stürmische Wetter hielt bis Neapel an, so dass wir nur mit Mühe in den Hafen einlaufen konnten und dort länger als der Capitän beabsichtigt hatte, vor Anker liegen mussten. Etliche unserer Reisegenossen, die ursprünglich bis Genua, ja selbst bis Bremerhaven hatten mitfahren wollen, liessen sich sogar bestimmen, in Neapel das Schiff zu verlassen. Sie fürchteten das Schreckgespenst der Seekrankheit! Die Panik erwies sich als grundlos. Das Barometer, das allerdings in unheimlicher Weise gefallen war, begann wieder zu steigen, und wir erfreuten uns von Neapel bis Genua einer prachtvollen Fahrt bei ruhigem Wetter.

Auch bei der Ausreise brachte die Strasse von Messina uns einen Umschlag der Witterung. Es kam Regen und Wind, und die See ging höher. Am Abend wetterleuchtete es rings am Horizonte; es glich einem plötzlich aufflammenden und ebenso schnell verlöschenden blauen bengalischen Feuer.

Der Dampfer hielt nunmehr den Curs auf Kreta. Auf der vorgelagerten Felseninsel Gavdo ist 360 m über dem Meere ein Leuchtturm errichtet, dessen weisses Blinklicht wir am Abend des 22. November erblickten. Passiert man, wie wir auf der Heimfahrt thaten, die Insel am Tage, so kann man vom Schiffe aus die mächtigen, durchaus alpinen Formen der Gebirge von Kreta bewundern. Damals waren sie — Ende März — bis zu halber Höhe herab in einen Schneemantel gehüllt.

Als ich am Morgen des 24. an Deck kam, hatte der Himmel sich aufgeklärt. Das Aussehen der See war wesentlich verändert; ihre Farbe hatte sich aus dem gesättigten Tiefblau, welches für das mittelländische Meer charakteristisch ist, in ein lichtes Grün verwandelt. Zahlreiche Segelboote waren das Anzeichen nahen Landes. Der Leuchtturm von Port Said tauchte aus dem Meere auf, und gegen Mittag näherten wir uns dem Hafen.

Port Said liegt auf einer Insel, welche einen Teil der Nehrung bildet, die das Brackwasser des Menzale-Sees vom offenen Meere trennt. Der See nimmt die östlichen Nilarme auf, die Nehrung ist durch aufgestaute Geschiebe entstanden. An sich ist Port Said die trostloseste und gottverlassenste Gegend, die man sich nur denken kann. Gelbbrauner Sand, wohin das Auge blickt, keine, auch nicht die geringste Bodenerhebung, keine Vegetation als hier und da ein paar dürftige, verstaubte und vom Seewind zerzauste Bäume, die an den Strassen angepflanzt sind. Die Stadt verdankt ihre Bedeutung eben ausschliesslich dem Suezkanal. Bei seiner Erbauung wurde sie angelegt und dient nunmehr den ab- und zugehenden Schiffen als wichtige Kohlen- und Proviantstation. Der Bedarf an Kohlen, welchen die den Kanal passierenden Schiffe in Port Said aufnehmen, beläuft sich im Jahre auf rund eine Million Tonnen.

Die Strassen in Port Said sind geradlinig, die Häuser leicht aus Ziegelsteinen erbaut und meist mit umlaufenden eisernen Balkonen versehen. Auf den Dächern wehen die Flaggen fast aller seefahrenden Nationen der Erde. Die Stadt besteht beinahe nur aus Kaufhäusern, Hotels und Vergnügungslokalen von sehr verschiedenartigem, zuweilen recht bedenklichem Charakter. Es giebt wohl kaum einen Platz auf dem Erdballe, wo sich mehr Laster und Sittenlosigkeit auf engem Raume anhäuft wie hier. Ganz ausgezeichnet aber sind die grossen Verkaufsläden. Man findet in ihnen thatsächlich alles, was man sucht. Die Reisenden pflegen daher in Port Said sich mit dem auszurüsten, was sie für das Tropenleben nötig haben. Ich that es auch, und ich kaufte gut und billig.

Langsam lief unser von einem Piloten geleiteter Dampfer auf der schmalen, durch grüne und rote Gasbojen gekennzeichneten Fahrstrasse in den inneren Hafen ein und wurde fest gelegt. Und nun betrat zum erstenmal mein Fuss afrikanischen Boden, und zum erstenmal sah ich mit meinen eigenen leibhaften Augen das farbenbunte Bild morgenländischen Lebens und Treibens.

Gewiss ist die Gegend von Port Said reizlos, einförmig und öde, aber um so interessanter sind die Menschen. Welch eine mannigfaltige Mischung der verschiedensten Rasse- und Völkertypen! welch eine Abstufung der Hautfarben vom Schwarz des Negers durch das Braun des Arabers zum Weiss des Europäers! Wie viele malerische Trachten erblickt das Auge, freilich auch viel malerische Zerlumptheit. Einen Burschen von etwa 20 Jahren sah ich, dessen ganze Toilette aus einem alten Zwillich-Sacke bestand. Durch ein Loch im Boden des Sackes hatte er den Kopf gesteckt, durch zwei Schlitze in den Seiten die nackten braunen Arme. Dabei freute sich der Träger dieser improvisierten Gewandung königlich, als wir lachend seine Findigkeit bewunderten. Die Schneiderrechnung spielt in dem Budget dieses fröhlichen Gesellen freilich keine Rolle.

Nach Erledigung einiger Einkäufe gingen wir in den von Arabern bewohnten Teil der Stadt, der Moschee den üblichen Besuch abzustatten. Der Zufall führte uns gleich am Anfang zu einem muhammedanischen Begräbnisse. Der Tote wurde eben aus seinem Hause herausgetragen. Die Klageweiber stimmten unter fortwährendem Schwenken von Tüchern ihr Geheule an. Wie der Zug sich in Bewegung setzte, schlossen, just wie bei uns, Anverwandte und Freunde paarweise sich an.

Natürlich waren wir auf unserem ganzen Spaziergange durch das Araberviertel von der lieben Bakschisch begehrenden Jugend umschwärmt. Einmal stürzten zu gleicher Zeit zwei braune Schuhputzerjungen auf mich los, bemächtigten sich je eines meiner Beine und begannen ihre Bürsten zu schwingen. Ich konnte mich der Attentäter nicht anders erwehren, als indem ich abwechselnd einen Fuss um den anderen zurückzog. Das war ja auch Bettelei und aufdringliche Bettelei obendrein. Und doch machte sie auf mich ganz einen anderen Eindruck als die Bettelei in Neapel. Sie widerte mich nicht an, sie amüsierte mich nur. Vielleicht war es der Humor, mit dem die Sache betrieben wurde, was mich damit aussöhnte; vielleicht auch der Umstand, dass hier der Zudringlichkeit der Jugend immerhin eine gewisse würdevolle Zurückhaltung der Erwachsenen gegenüber stand. Genug, ich kam zum Schlusse sogar auf den einigermassen verwegenen Einfall, mir einen Schilling in kleine

Kupfermünzen umwechseln zu lassen und diese auszuwerfen. Da waren nun freilich diese dunkelhäutigen Teufelchen samt und sonders losgelassen. Johlend und schreiend kamen sie von allen Seiten herbeigestürzt, umdrängten uns und balgten, auf der Strasse herumkugelnd, um jedes Kupferstück, bis ich mit meinem Gelde zu Ende war und auch mit meiner Geduld. Schliesslich musste uns unser arabischer Führer auf etwas derbe Weise von unseren Peinigern befreien. Er gab dem einen der kleinen Strassenstrolche einen gelinden Fusstritt auf das Bäuchlein, dem zweiten einen solchen auf einen entgegengesetzten Körperteil, dass sie in den Staub kollerten, dem dritten mass er mit seinem Stocke eins über den Rücken, bis schliesslich die braune Rotte lärmend und schimpfend sich verzog.

Am frühen Nachmittag kehrte ich an Bord der „Sachsen" zurück, und eine Stunde später dampften wir in den Suez-Kanal hinein.

* * *

Über die wirtschaftliche und politische Bedeutung des Suez-Kanals ist schon so viel geschrieben worden, dass ich meine Leser nicht mit einer Wiederholung oft gesagter Dinge ermüden will. Es ist ja allgemein bekannt, dass der grossartige Aufschwung des Verkehrs mit Indien und Ostasien von seiner Eröffnung datiert. Ein paar Worte über das Werk selbst, über die Geschichte seiner Entstehung und über die Art des Betriebes werden genügen.

Der Suez-Kanal, das Werk des Franzosen Ferdinand de Lesseps, wurde nach zehnjähriger Bauthätigkeit im November 1869 eröffnet. 1887 wurde er für neutral erklärt, ist also für Schiffe aller Nationen offen und darf auch im Kriegsfalle nicht blockiert werden. Seine gesamte Länge von Port Said bis Suez beträgt 87 Seemeilen (= 161 km), von denen indessen 21 auf Seen entfallen. Die Breite wurde anfänglich am Wasserspiegel auf 320 englische Fuss (= 97,5 m), an der Sohle auf 72 Fuss (= 22 m) festgesetzt; die Tiefe auf 26 Fuss (= 8 m). Im Jahre 1885 entschied eine Kommission, dass eine Verbreiterung des Kanals auf das doppelte und eine Vertiefung auf 9 m vorzunehmen sei. Früher mussten die sich begegnenden Schiffe an bestimmten Ausweichestellen auf einander warten, was natürlich die Fahrzeit sehr verlängerte. Seitdem die Erweiterung des Kanalbettes durchgeführt ist, können die Dampfer auch auf der Strecke ausweichen. Der eine wird dann mit Seilen hart an das Ufer gezogen und an den hier angebrachten Pfosten fest gemacht, bis der andere passiert ist.

Der Boden, den das Kanalbett durchschneidet, ist meistenteils Sand. Es sind daher auch unausgesetzt riesige Baggermaschinen thätig, um die ursprüngliche Tiefe zu erhalten. Felsig ist der Grund nur im südlichen Teile bei Schaluf (km 140), und es sind hier gelegentlich auch Schiffe zu Schaden gekommen. Besondere Arbeit erheischte die Durchstechung der Bodenschwelle el-Gisr nördlich von Ismailia, welche durchschnittlich 19 m über dem Meeresspiegel liegt und die Aushebung von fast 15 Millionen cbm Grund nötig machte. Interessant sind die Strömungsverhältnisse im Kanal. Im nördlichen Teil desselben läuft während der Sommermonate (Juni bis Oktober) von Port Said bis zum Grossen Bittersee ein nach Süden setzender Strom; in den übrigen Monaten hat die Strömung entgegengesetzte Richtung. Im südlichen Abschnitt des Kanals, zwischen den Bitterseen und Suez, herrscht das ganze Jahr hindurch der Gezeitenstrom vor; bei Suez steigt und fällt das Wasser des Roten Meeres bei Springflut und südlicher Windrichtung um nahezu 3 m. Die Schiffe fahren im Kanal in der Regel lieber gegen den Strom oder bei stillem Wasser, weil sie dann leichter festzumachen sind, was auf der ganzen Strecke immerhin sieben- bis achtmal vorkommen kann.

Längs des Kanals finden sich im ganzen 13 Stationen, von welchen aus den Schiffen signalisiert wird, wenn sie anzulegen haben. Im allgemeinen gilt bei einer Begegnung das Gesetz, dass die heimwärts fahrenden Schiffe passieren dürfen, die auf der Ausreise befindlichen aber warten müssen; doch werden dabei auch die Strömungsverhältnisse berücksichtigt. Die grösste erlaubte Geschwindigkeit im Kanal beträgt nur 10 km in der Stunde; bei schnellerem Fahren würden die Böschungen allzusehr durch die anbrandenden Wellen geschädigt werden. Im Grossen Bittersee kann mit voller, im Kleinen Bittersee mit halber Dampfkraft gefahren werden. Als minimale Dauer der Fahrt von Suez bis Port Said werden 16 Stunden angenommen. Der „Prinz Heinrich", auf welchem ich heimreiste, legte die ganze Strecke in der aussergewöhnlich kurzen Zeit von 14½ Stunden zurück: wir lichteten morgens ½9 Uhr in Suez die Anker und erreichten Port Said nachts 11 Uhr. Bei der Ausreise brauchte die „Sachsen" nahezu 24 Stunden.

Seit 1887 ist auch die Durchfahrt während der Nachtzeit gestattet. Die Schiffe führen dann am Bug einen elektrischen Scheinwerfer und mitschiffs hoch angebracht eine Bogenlampe. Letztere wird nur, wenn das Schiff festgemacht werden soll, in Betrieb gesetzt. Das Fahrwasser im Kanal und in den Seen wird für die Nachtfahrt durch leuchtende Gasbojen nach dem System

Pintsch markiert; auch sind am Anfang und Ende des Grossen Bittersees Leuchttürme errichtet.

Die Passage durch den Kanal verursacht recht erhebliche Kosten. Schiffe zahlen für die Tonne, wenn sie Ladung haben, 9½ Fr., wenn sie leer sind, 6½ Fr. Für jeden erwachsenen Passagier sind 10 Fr. zu entrichten, für Kinder von 3 bis 12 Jahren 5 Fr.; Kinder unter 3 Jahren sind frei. Unsere „Sachsen“ hatte beispielsweise die runde Summe von 50000 Fr. zu zahlen. Überdies wird jeder Capitän verbindlich gemacht für allen Schaden, den sein Schiff durch Collision, Auffahren u. s. w. verursacht. Zwar hat die Führung des Schiffes ein Lotse der französischen Kanal-Gesellschaft; allein der Lotse ist nicht verantwortlich, sondern unterliegt, wenn er seine Pflicht irgendwie versäumt, lediglich einer disciplinären Massregelung von seiten der Gesellschaft.

Von Port Said aus folgt der Kanal zunächst dem Rande des teilweise trocken gelegten Menzale-Sees. Am Südende desselben bei El-Kantara kreuzt ihn die syrische Karawanenstrasse; eine Fähre dient zum Übersetzen von Menschen und Lasttieren. Weiterhin ist er durch die Ballâh-Seen geführt und durchschneidet zwischen diesen und dem Timsâh-See die Bodenschwelle El-Gisr. Am Nordufer des Timsâh liegt die Stadt Ismailia mit dem Palaste des Khedive in einem anscheinend aus Tamarisken bestehenden Parke. Ismailia ist jetzt mit Port Said und Suez durch eine Bahnlinie, welche dem Laufe des Kanals folgt, verbunden und zugleich der Ausgangspunkt für die Eisenbahn nach Cairo. Zwischen dem Timsâh und den Bitterseen hat der Kanal abermals eine Bodenschwelle zu durchschneiden; auf ihr liegen die Ruinen des sogenannten Serapeums, in dem man jedoch wohl zutreffender ein von dem Perserkönig Darius errichtetes Denkmal sieht. Ein zweites Denkmal mit einer altpersischen Inschrift dieses Fürsten wurde unweit des Kleinen Bittersees aufgefunden, welchen der Kanal bei der Station km 133 verlässt, um von da geradlinig nach Süden bis Suez zu verlaufen.

Die Umgebung des Kanals ist ausschliesslich Wüste. Soweit das Auge reicht, bis zu den kahlen und zerklüfteten Felsengebirgen, die den Horizont begrenzen, erblickt es gelbgrauen Sand, hin und wieder von Geröll überdeckt und streckenweise mit vereinzelten Tamariskenstauden bestanden. Ihr fahles Graugrün mildert kaum die ernste Stimmung der ganzen Landschaft; ein Schakal, den ich in der Abenddämmerung durch die Büsche schleichen sah, bildete die Staffage. Oft ist der Boden feinkörniger, lichtgelber Flugsand: hier ist er wie Hochgebirgsschnee mit leicht welliger Oberfläche über den festeren Untergrund ausgegossen, dort hat ihn der Wind zu hohen Dünen

aufgehäuft, steil abfallend auf der dem Winde zugewendeten Seite und sanft geböscht auf der anderen. Ab und zu wird in der Ferne eine kleine Oase sichtbar, ein grüner Fleck, aus dem die Kronen einiger Dattelpalmen sich herausheben.

Kleinen Oasen zu vergleichen sind auch die am Kanal verteilten Stationen. Die Häuser, in denen hier die Bediensteten der Kanal-Gesellschaft wohnen, sehen äusserst sauber und freundlich aus. Sie bestehen nur aus einem Geschoss, sind weiss gestrichen und mit hellroten Ziegeln gedeckt. Auf der Vorderseite befindet sich eine weit vorspringende hölzerne Veranda, Sonnenhitze und grelles Licht abzuhalten. In der Regel umschliessen das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude einen gegen den Kanal zu offenen Hof. Vornen hart am Rande der Kanalböschung, über welche Steintreppen zum Wasser hinabführen, erhebt sich der Signalmast. Das Ganze ist sorgfältig eingeplankt. Etliche Dattelpalmen, Tamarisken und Agaven, wohl auch ein Blumenbeet, beleben noch das gefällige Bild.

Ich bekenne, dass der Eindruck, welchen der erste Anblick der Wüste auf mich machte, ein gewaltiger war. Aber es wäre mir vollkommen verständlich, wenn ein anderer durch die starre Einförmigkeit und herbe Melancholie der Landschaft sich lediglich bedrückt fühlte. Für mich hatte die Weite des Blickes, der ungehemmt über die Ebene fliegt, etwas überaus Verlockendes. Welch eine Lust muss es sein, auf dem Rücken eines flinken Pferdes einsam durch diese Einsamkeiten zu schweifen!

Besonders stimmungsvoll war das Bild unmittelbar vor Suez. Hier lagerte hart am Ufer des Kanals eine Karawane neben einigen zerfallenen Lehmhütten. Die Kamele standen, mit schläfriger Neugierde zu unserem Schiff herüber äugend, zwischen den aufgestapelten Warenballen; etliche hatten sich niedergelegt, den langen Hals flach am Boden hingestreckt. Aus der Ferne kamen zwei Araber, in ihre weiten weissen Burnusse gehüllt, einer hinter dem andern gehend durch die stille Wüste herangeschritten. Über dem Ganzen lag mittägiger Sonnenbrand; die glühende Luft flimmerte über den fernen Gebirgen.

Wunderbar ist die Beleuchtung, wunderbar auch der Kontrast zwischen Land und Wasser. So spärlich die Natur sonst jene Gegend bedacht hat, so scheint sie andrerseits alle Farbenpracht, welche sie hervorzubringen vermag, hier geradezu ausgeschüttet zu haben. Es ist kaum glaublich, was für eine Menge von Farben das Auge sieht, und in welcher Zusammenstellung und Aufeinanderfolge es sie erblickt. Das tiefblaue Wasser des Timsâh-Sees,

das leuchtend grüne des Grossen Bittersees ist umrahmt von den unvermittelt daraus hervortauchenden gelben Sanddünen. Die grell von der Sonne bestrahlte Wüste wirft ihren Reflex auf die Wolken und lässt sie in fahlem Gelbrot leuchten. Die so gefärbten Wolken aber spiegeln sich wieder ihrerseits in den Seen.

Überwältigend vollends war, was ich an Farben zu sehen bekam, als wir auf der Rhede von Suez vor Anker lagen; in der That würdig des Pinsels eines Hildebrandt! Das Meer zeigte ein tiefes gesättigtes Grün. Dahinter folgte ein Streifen hellen gelben Ufersandes. Landwärts ging derselbe allmählich in ein leuchtendes Orangerot über, an welches sich zuletzt die purpurnen und violetten Töne der Felsen des Atáka-Gebirges anschlossen mit blauschwarzen Schatten in Spalten und Schluchten.

* * *

Wir lichten die Anker, und Suez entschwindet allmählich dem Auge; am östlichen Küstensaume erblicken wir die grüne Oase des Moses-Brunnens. So lange wir in der nordwestlichen Verzweigung des Roten Meeres, dem Golfe von Suez sind, bleibt beiderseits die Küste in Sicht. Im Osten treten die rötlich-gelben Felsmassen der Gebirge der Sinai-Halbinsel, des Dschebel Musa, immer deutlicher hervor. Es sind mächtige, eindrucksvolle Formen: wild zerrissene und zerklüftete Kämme und Wände, abenteuerlich gestaltete Spitzen und Zacken. Man begreift es, dass die Sage dieses Gebirge mit seinem geheimnisvollen Zauber umspinnt. Der eigentliche Sinai-Gipfel ist zwar vom Schiffe aus sichtbar, aber er steht hinter anderen Spitzen zurück, die ihn, weil näher gelegen, an Höhe zu übertreffen scheinen. In lichter Mondnacht passieren wir die Insel Scheduan, deren Leuchtturm, ein weiss und rotes Wechselfeuer, den Eingang zum Golf von Suez markiert. Fährt man am Tage vorüber, so kann man vom Schiffe aus deutlich die seltsam regelmässige Erosion ihrer Felsenhänge beobachten.

Der Dampfer nimmt seinen Curs nun ziemlich genau in der Mitte des Roten Meeres; die Gestade sind nicht mehr sichtbar. Als nächste Richtungsmarke dienen zwei Koralleninselchen, „die Brüder" genannt. Sie erheben sich nur um einige Meter über dem Wasserspiegel und haben eine vollkommen ebene Oberfläche, aber senkrecht abfallenden Uferrand. Auf der nördlicheren erhebt sich ein Leuchtturm. Unser Dampfer salutiert beim Passieren; drüben wird die aufgehisste Flagge in Erwiderung des Grusses gesenkt.

Etwa 100 Seemeilen weiter folgt der Leuchtturm „Dädalus". Ein Eisengerüst ragt mitten aus dem Meere auf, fast gleich weit entfernt von der afrikanischen wie von der arabischen Küste. Es ruht auf einem Felsenriff, das bei niedrigem Wasserstande eben noch bedeckt ist und nur ausnahmsweise sichtbar wird. Wie unendlich einsam und monoton, wie weltferne und weltverlassen muss das Leben der beiden Wächter sein auf diesem Turme! Täglich die gleiche von der Zeit genau geregelte Thätigkeit, täglich der gleiche Anblick: Himmel und Wasser und ab und zu ein in der Ferne vorüberziehendes Schiff. Die Leute müssen entweder grosse Philosophen sein oder sich das Denken ganz abgewöhnt haben; sie wären sonst unrettbar dem Wahnsinne verfallen.

Am Morgen des 27. November passierten wir den Wendekreis. Wir sind nun in den Tropen.

Das Rote Meer gehört bekanntlich zu den heissesten Teilen der Erde. In den Sommermonaten Juni bis September sind Temperaturen von 35 bis 40° C. etwas ganz gewöhnliches und auch die Nacht bringt keine stärkere Abkühlung. Unerträglich ist dann die Luft in den Maschinenräumen, und mehrfach schon ist der Fall vorgekommen, dass einer der Heizer, von plötzlichem Irrsinn befallen, über Bord sprang und in den Wellen verschwand.

In der Zeit, in welcher ich das Rote Meer befuhr, — Ende November und Ende März — litt ich nur wenig von Hitze. Es gibt ja freilich Leute, und sie fehlten auch auf unserem Schiffe nicht, die zu stöhnen und zu jammern beginnen, sobald das Thermometer über 25° C. steigt. Und darüber gings ja allerdings beträchtlich hinaus. Aber wir erfreuten uns dabei fast immer einer leichten Brise. Am 27. November hatten wir — kein sehr häufiges Vorkommnis in jenen Gegenden — sogar ein wenig Regen. Heftiges Wetterleuchten drüben an der arabischen Küste zeigte, wie die Atmosphäre mit Elektricität gesättigt war.

Ich erinnere mich nur eines Tages, an dem mir die Temperatur wirklich belästigend wurde. Es war auf der Rückreise am 23. März. Am Abend zuvor hatten wir bei fallendem Barometer seltsame Beleuchtung von Himmel und Meer: es lag etwas wie Sirocco-Stimmung in der Luft. Die untergehende Sonne verbarg sich hinter dunstigem Gewölk. Die See war auffallend glatt und ruhig, auf ihrer in blauen und violetten Tönen gefärbten Fläche schwammen wechselnde grell-gelbe Lichter. Im Osten verloren sich Luft und Wasser in bläulich-grauem Nebel. Am andern Morgen hatten wir Südwind: ganz gegen die Regel um diese Jahreszeit. Da wir nun mit dem Winde liefen und keinerlei

Zugluft zu spüren war, so herrschte selbst auf Deck eine in der That drückende Schwüle. Die folgende Nacht brachte einen jähen Witterungsumschlag: am 24. hatten wir hohen Seegang und empfindlich kühlen Nordwind. Wie wir Tags darauf in Suez lagen, sank das Thermometer auf 15° C., und wir hüllten uns alle fröstelnd in warme Kleider. Man erzählte uns, dass in der Gegend des Kanals heftige Stürme getobt hatten.

Je weiter wir nach Süden vorrückten, um so mehr entwickelte sich auf unserer „Sachsen" das specifische Leben, wie es für einen Indienfahrer charakteristisch ist.

Die Damen erschienen in heller, leichter Sommertoilette, die Herren im weissen Baumwoll- oder Flanellanzug. Als notwendige Ergänzung gehört dazu, sobald man das schützende Dach des Promenadedecks verlässt, der Tropenhelm oder der weisse breitrandige Sonnenhut aus Kork. In den Tropen ist es für den Europäer nicht ungefährlich, auch nur für ganz kurze Zeit den unbedeckten Kopf der Sonne auszusetzen.

Bei Tisch ist, seit wir Suez verlassen haben, auch die Punkah in Betrieb. Es ist dies ein mit Stoff überzogener Rahmen, welcher der Längsrichtung nach frei schwebend über den Tischen aufgehängt ist und durch Schnüre, die über Rollen laufen, von einer bestimmten Stelle ausserhalb des Zimmers in schwingende Bewegung gesetzt wird. Das Hin- und Herschwingen war anfänglich meinem Auge sehr unangenehm, namentlich wenn gleichzeitig das Schiff unruhiger ging; aber man gewöhnt sich bald daran und empfindet dann den durch die Punkah hervorgebrachten Luftzug äusserst wohlthuend.

Es interessiert vermutlich meine Leser, zu hören, wie nun eigentlich ein Normaltag auf einem solchen Passagierschiffe auf offener See in den Tropen verläuft.

Ob das Leben in seiner Gleichförmigkeit, immer unter den nämlichen Leuten, immer in den nämlichen, wenn auch noch so eleganten und bequemen Räumen, auf die Dauer nicht doch ein wenig langweilig wird? Ja und nein. Die individuelle Begabung zu einem amüsanten und behaglichen Müssiggang — ein solcher ist es unter allen Umständen — ist eben sehr verschieden. Ein jeder sucht sich auf seine Weise die Zeit zu vertreiben, durch die mannigfaltigsten Mittel, bald mit mehr bald mit weniger Witz und Laune. Auf der Heimreise beobachtete ich nicht ohne Bewunderung einige Mitpassagiere, die mit wahrer Hingebung halbe Tage lang ihren „Skat" zu „klopfen" vermochten. Einmal traf ich sie schon früh nach 6 Uhr in voller Thätigkeit.

Von grösstem Einfluss ist natürlich die Gesellschaft, die der Zufall zusammen führt. In dieser Hinsicht traf ichs auf der „Sachsen" ganz ausserordentlich glücklich; etwas steifer und förmlicher, weil das englische Element stark vertreten war, war die Gesellschaft auf dem „Prinz Heinrich". Während ich auf der Ausreise an einen engeren Kreis von Mitpassagieren in herzlicher Freundschaft mich anschloss, was mir sonst gar nicht leicht fällt, hielt ich mich auf der Heimfahrt mehr isoliert. Selbstverständlich büsste ich das mit manchem Stündchen Langeweile.

Vor dem ersten Frühstück gestattet die Schiffsetikette dem männlichen Teil der Reisegesellschaft, in der Nachtgewandung, wie man sie in den Tropen trägt, den sogenannten Paijamas, an Deck zu kommen. Es ist die Zeit, um die man das Bad zu nehmen pflegt, und vorher spart man sich eben die Mühe, Toilette zu machen. Ich gestehe indessen, dass mir diese saloppe Sitte sehr wenig zusagte, und dass ich sie infolgedessen auch niemals nachahmte.

Das erste Frühstück wird um ½9 Uhr eingenommen; es besteht aus Kaffee, Thee oder Chokolade nebst verschiedenen warmen und kalten Speisen, die man sich nach der Karte auswählt, sowie Früchten. Nach dem Frühstück pflegen die meisten sich ein stilles Plätzchen auszusuchen und Briefe zu schreiben oder zu lesen. Um ½11 Uhr erscheint der Steward und reicht, um keinen Hunger aufkommen zu lassen, belegte Brötchen herum. Erfindungsreiche Köpfe wissen natürlich auch die Zwischenpausen zwischen den einzelnen Mahlzeiten hin- und wieder durch einen „drink" — einen „cock-tail" oder dergl. — auszufüllen.

Um 1 Uhr folgt der Lunch. Er besteht aus Suppe, zwei warmen Fleischgängen, kalten Speisen nach beliebiger Wahl, Nachtisch und Kaffee. Nun geht's schleunigst wieder auf Deck, um von den Anstrengungen des Vormittags auszuruhen.

Jeder Passagier hat seinen eigenen bequemen Stuhl. In diesen setzt oder lehnt oder rekelt man sich nun, sehr zwanglos, und schaut zum Himmel empor oder hinaus ins Meer. Es ist wirklich phänomenal, wie man das stundenlang auszuhalten vermag. Ich glaube, dass man es fertig kriegt, zeitweise überhaupt nichts zu denken. Vielleicht hat die einförmige Bewegung, das fortwährende leise Vibrieren des Schiffskörpers und das gleichmässige Stampfen der Maschine eine einschläfernde Wirkung auf unsere Gehirnnerven. Mir wenigstens fiel jede geistige Thätigkeit, wie ich mit Betrübnis wahrnahm, ausserordentlich schwer.

Später, wenn der Nachmittags-Thee oder Kaffee eingenommen ist, thut sich wohl auch die eine oder die andere kleine Gesellschaft zu einem Spiele, namentlich dem beliebten „Shuffle-board“, zusammen.

Diese Spiele erschienen mir immer als die vollkommene geistige Bankerotterklärung: es waren dann sogar Stoff und Lust zum Plaudern ausgegangen.

Die kleinste Abwechselung wird natürlich mit Freude begrüsst: Zeigt sich ein Schwarm von Tümmlern, so eilt alles an die Regeling, den komischen Sprüngen dieser schwerfälligen Tiere zuzusehen. Man beobachtet die fliegenden Fische, die bald vereinzelt, bald in Scharen mit schwalbenartigem Fluge über die Wasserfläche hinschiessen. Ein in der Ferne vorüberfahrender Dampfer vollends gibt Anlass zu weitläufigen Erörterungen. Mit grosser Spannung endlich wird Tag für Tag der Augenblick erwartet, wo die Ergebnisse der um 12 Uhr angestellten nautischen Beobachtungen bekannt gegeben werden. Es wird die Zahl der in den letzten 24 Stunden zurückgelegten Seemeilen mitgeteilt, die vielfach vorher zum Gegenstand von Wetten gemacht worden war; es wird Höhe und Breite verzeichnet und auf einer Karte die augenblickliche Position des Schiffes markiert. Beim „Prinz Heinrich“ betrug die tägliche Meilenzahl durchschnittlich 340, der Dampfer machte also rund 14 Knoten; etwas geringer war die Fahrgeschwindigkeit der „Sachsen“.

Die Hauptmahlzeit findet abends 7 Uhr statt und lässt an Güte und Mannigfaltigkeit der Gerichte nichts zu wünschen übrig. Die Damen pflegen für das Dinner eigene Toilette zu machen, die Herren erscheinen zumeist im schwarzen Anzuge. Auch für Tafelmusik ist auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd gesorgt.

Einen besonderen Reiz haben die Abende mit ihrer erfrischenden und neu belebenden Kühle. Man ergeht sich auf dem Verdeck, bewundert den südlichen Sternhimmel oder das Meerleuchten, das unter tropischen Breiten oft mit ausserordentlicher Intensität auftritt. Man sitzt wohl auch plaudernd zusammen, in kleineren Kreisen, wie Zufall oder Sympathie sie gefügt haben; die Jugend versucht es hin und wieder mit einem kleinen Tänzchen. Besonders Ausdauernde verweilen noch lange über Mitternacht hinaus in dem auf Verdeck befindlichen, äusserst gemütlichen Rauchzimmer, und ich bekenne offen, dass ich in der Regel — vielleicht war die Regel sogar ohne Ausnahme — zu dieser sesshaften Gruppe gehörte. Es fiel mir immer sehr schwer, den angenehmen Aufenthalt an Deck mit der heissen Stickluft der Cabine zu vertauschen.

In der Nacht vom 27. zum 28. November durchfuhren wir den südlichen Teil des Roten Meeres. Die zahlreichen hier zerstreuten Felseninseln erheischen grosse Vorsicht. Besonders gefürchtet ist die unter dem Meeresspiegel liegende Klippe Avocet. Sie wurde erst im Jahre 1887 aufgefunden, nachdem zwei Dampfer an ihr gescheitert waren. Wir hatten stürmisches Wetter in dieser Nacht. Als unsere „Sachsen" sich ungefähr im engsten Teile des Fahrwassers befand, begegneten wir dem grössten Lloydschiffe der asiatischen Linie, dem „Prinz Heinrich". Es wurde der übliche Gruss gewechselt, indem auf beiden Dampfern bengalische Lichter in Rot und Grün, den Signalfarben des Norddeutschen Lloyd, abgebrannt wurden.

Am folgenden Morgen waren wir in Sicht der Küste von Yemen. Hohe und stark zerklüftete Gebirge steigen in wallartiger Steile an und bilden den Rand des arabischen Tafellandes. An ihrem Fusse erstreckt sich ein flacher Küstenstrich von nicht unbeträchtlicher Breite. Deutlich sind von Bord aus die weissen Häuser und Türme der Stadt Mokka auf diesem Vorlande zu erkennen.

Gegen Mittag näherten wir uns der Strasse Bab-el-Mandeb, dem „Thränenthore". An ihrer engsten Stelle liegt die Insel Perim. Zwischen dieser und dem arabischen Festlande hatte unser Dampfer zu passieren. Von links springt die Küste weit nach Süden vor: lauter rotbrauner Fels, ohne Baum und Strauch, nur mit Geröllschutt überdeckt. Rechts ist Perim, nicht minder felsig und öde wie das gegenüber liegende Gestade. Befestigungen, über denen die britische Flagge weht, krönen ihre höchste Erhebung und beherrschen mit ihren Geschützen die Durchfahrt. Ebenso wohl befestigt sind die Felsspitzen auf der arabischen Seite, die sich in türkischem Besitze befindet.

Wie wir uns der Strasse näherten, die nur eine Breite von etwa 2½ km hat, nahm das Wasser — ein sicheres Merkmal der geringer werdenden Tiefe — plötzlich grüne Farbe an. Eine frische Brise, der über den Indischen Ocean kommende Nordost-Monsun, wehte uns gerade entgegen und wälzte kurze aber sehr hohe Wellen durch die Meerenge. An der Küste von Perim brachen sich die Wogen, und die Brandung schleuderte ihren schneeweissen Gischt hoch empor an den braunen Klippen.

Als wir in Aden einliefen, war es bereits dunkel. Die Halbinsel, auf welcher Aden liegt, ist der Rand eines eingestürzten alten Kraters, dessen höchste Spitze, der Dschebel Schamschan, bis zu 500 m über dem Meere sich erhebt. Der ehemalige Krater selbst ist der jetzige Hafen, die Einbruch-

stelle bildet die Hafeneinfahrt. Seit 1839 ist Aden von den Engländern besetzt und nunmehr einer ihrer wichtigsten Stützpunkte für die Beherrschung des Seeweges nach Ostindien.

Wie alle grossen Dampfer ging die „Sachsen“ ausserhalb des eigentlichen Hafens auf der übrigens vollkommen sicheren Rhede vor Anker. Die mit Strandbatterien stark befestigte Halbinsel „steamer-point“ trennt uns von demselben und entzieht uns zugleich den Anblick der Stadt.

Unvergesslich wird mir die stimmungsvolle Nacht sein, die ich an Bord unseres Schiffes auf der Rhede von Aden verbrachte. Die Luft war von einer wunderbaren Weichheit und Milde etwa wie bei uns in einer schönen Junioder Julinacht. Die See wogte leise auf und ab, in regelmässigem Rhythmus schwellend. Vor uns blitzten die roten und grünen Lichter der Leuchtbojen, welche die Hafeneinfahrt markieren, rings umher die Signallaternen der verankerten Fahrzeuge. Dicht neben uns, durch Warnungslichter gekennzeichnet, starrten aus dem Wasser die Mastspitzen eines vor ein paar Jahren hier gesunkenen Schiffes. Über uns funkelten, trotz des hellen Mondscheines, die Sterne des Südens mit einer Leuchtkraft, wie wir bei uns fast nie sie sehen. Die phantastischen Umrisse der Uferfelsen aber hoben sich gleich schwarzen Silhouetten vom lichten Himmel ab.

Ich freute mich, dass ich auf der Heimreise Gelegenheit hatte, Aden bei Tage zu sehen. So kahl auch die ganze Umgebung ist und bar aller Vegetation, so zeigen doch die rötlich-gelben Felsengebirge überaus grossartige, pittoreske Formen. Sie erinnerten mich lebhaft an die höheren, über der Waldgrenze befindlichen Teile unserer nördlichen Kalkalpen, etwa des Karwendel oder des Wettersteingebirges: dieselbe Zerklüftung des Kammes in kühn geformte Spitzen, Schrofen und Zinnen, dieselben von Rissen und Schrunden durchfurchten Steilwände, dieselben langgestreckten Schutthalden und Geröllfelder. Aber in unseren Bergen gehen diese Felsenmassen nach unten in anmutige Matten und grüne Tannen- und Lärchenwälder über, hier steigen sie ohne alle Vermittelung auf aus dem Schoss des blauen Meeres.

Sobald das Schiff angelegt hat, wird es wahrhaft umschwärmt von kleinen Booten. Dieselben sind so primitiv als möglich aus einem ausgehöhlten Baumstamme hergestellt und von einem oder zwei Somalijungen besetzt, welche ihr kurzes Ruder mit grösster Gewandtheit handhaben. Mit dem taktmässigen Rufe „have a dive, have a dive!“ laden sie uns ein, ihre Kunstfertigkeit im

Tauchen zu erproben, und ein paar Dutzend pechschwarzer lustiger Augen schauen erwartungsvoll zu uns herauf.

Wirfst du nun ein kleines Geldstück ins Meer, so stürzt sich sofort die ganze Gesellschaft kopfüber nach. Einen Augenblick siehst du noch die auffallend hellfarbigen nackten Sohlen, dann ist alles verschwunden. Wenige Sekunden später taucht einer um den andern auf, pustend, keuchend und die Augen reibend. Der glückliche Gewinner aber schwingt triumphierend das erbeutete Geldstück und steckt es — in den Mund.

Die Schwimmkunst dieser Jungen ist in der That eine erstaunliche. Ich glaube, ihre Fähigkeit, sich im Wasser zu halten, ist nahezu unbegrenzt. Sie stehen dabei fast aufrecht und bewegen nur unablässig die Beine; Nacken und Schultern sind ausser Wasser. Wollen sie sich weiter bewegen, so legen sie sich vornüber und greifen abwechselnd mit dem rechten und dem linken Arme aus. Einzelne kommen wohl auch an Bord, um von der Regeling aus mit kühnem Kopfsprunge sich ins Meer zu stürzen. Für diese Leistung wird natürlich, und zwar billigerweise, ein Extra-Bakschisch beansprucht.

Inzwischen hat sich auf dem Verdeck ein wahres Jahrmarkttreiben entwickelt. Händler sind an Bord gekommen und bieten ihre Waren an: Straussenfedern und Strausseneier, Leopardenfelle und Antilopengehörne, mitunter wohl auch eine Löwenhaut.

Der Handel vollzieht sich dabei stets in der gleichen Weise. Du nimmst einen Gegenstand in die Hand und fragst, was er koste; es wird dir eine übertriebene Summe genannt; nun stellst du das entsprechend niedrige Gegengebot und schliesslich einigt man sich auf einen ganz vernünftigen Preis. In dem schönen internationalen Englisch wickelt es sich etwa so ab:

How much? —
Nine shillings, Sir. —
I give you three. —
Gut gespielte Entrüstung. Give me eight, Sir. —
Du schüttelst bloss den Kopf: No, three. —
Seven, Sir. very cheap. —
No, three. —
Du gehst nun ruhig deines Weges.

Kommst du wie zufällig wieder an die Stelle, so ruft dir der Händler zu:

Six and a half, Sir, six and a half. —
Well, I give you four shillings, but not a penny more. —
Pause, tiefer Seufzer: Take it, Sir.

Lässt man sich nicht verblüffen, und behält man die nötige Ruhe, so kauft man ganz billig ein. Nur darf man nie merken lassen, dass man für den Gegenstand besonderes Interesse hat. Am besten thut man, zunächst über eine beliebige Sache zu verhandeln, die man gar nicht will, und nur ganz beiläufig einmal nach dem Preise des Gegenstandes zu fragen, den man eigentlich zu erwerben beabsichtigt.

Es gibt auch noch ein kürzeres Verfahren, das aber immerhin einige Kenntnis des thatsächlichen Wertes der einzelnen Handelsartikel wie der ortsüblichen Preise voraussetzt. Man nimmt ruhig den Gegenstand, den man haben will, an sich, legt dem Händler die Summe, die man aufzuwenden gedenkt, schweigend hin und geht weiter. Der Händler wird dir folgen, dich bitten, anflehen und beschwören. Hast du aber in der Schätzung keinen allzu groben Missgriff gemacht und bleibst du nur hübsch gelassen, so wird er sich sehr schnell beruhigen und das Unvermeidliche mit Würde tragen. Höchstens macht er den Versuch, dir noch irgend einen anderen Gegenstand aufzunötigen, bei dessen Verkauf er sich schadlos halten möchte.

Das Feilschen und Handeln, das mir übrigens immer vielen Spass bereitete, dauert fort bis zum Moment der Abfahrt. Gerade im letzten Augenblick werden häufig noch Geschäfte abgeschlossen. Schliesslich pflegen die Matrosen mit ziemlich unsanfter Gewalt das hartnäckige Gesindel trotz alles Schreiens und Protestierens in die Boote zu jagen.

Die Fahrt über den indischen Ocean von Aden bis Colombo ist der einförmigste Teil der Reise. Sie verlief für uns ohne irgend welche wichtigeren Ereignisse. Wir hatten stets frischen Nordostmonsun gegen uns und daher eine angenehme Temperatur. Der Himmel war von blassblauer Farbe, grosse weisse Haufenwolken standen am Horizonte, ganz wie bei uns im Hochsommer.

Am 1. Dezember erreichten wir die Höhe von Sokotra und fuhren in einer Entfernung von 5 bis 7 Seemeilen an der nördlichen Küste entlang. Im Westen erscheint die Insel gebirgig, im Osten als ein Hochplateau mit steil nach der See abfallenden Rändern.

Am 6. Dezember findet sich in meinem Tagebuch der folgende Eintrag: „Vor uns im Nordosten erblicken wir einen bläulichen Landstreifen: das ist

die Küste der Südspitze Indiens. Das nächste Land, das uns in Sicht kommt, ist Ceylon. So nahe bin ich meinem Ziele, so ferne der Heimat. Ein seltsames Gefühl beschleicht mich; aber es ist doch etwas Grosses, was ich jetzt durchlebe, etwas ausserordentlich Grosses, das mir geistige Nahrung geben muss und geben wird für mein ganzes zukünftiges Leben. Es ist indische Luft, die mich umweht, die Sonne Indiens brennt auf uns herab, indisches Land grüsst aus der Ferne zu uns herüber. Und das alles ist kein Traum, den die wünschende Phantasie mir vorspiegelt, sondern die lebendige Wirklichkeit! Einige Stunden noch, dann soll ich selbst den Fuss auf indischen Boden setzen."

Kapitel II.

Ankunft in Colombo und erste Eindrücke von Land und Leuten.

Im Hafen von Colombo — Palmenhaine — Landung — Erste Fahrt — Tropenvegetation — Grün und Rot — Genrebilder aus dem Volksleben — Mount Lavinia — Auslegerboote — Indischer Gaukler — Abschied von lieben Freunden — Hotels in Colombo — Deutsche Landsleute — Galle face und Galle road — Strassenleben — Allerhand Fuhrwerk — Familienscenen — Bangalow Lichtenstein — Indische Dienerschaft — Meine beiden Boys — Alltagsleben, Arbeit und Erholung.

Als ich am frühen Morgen des 7. Dezember erwachte, — es mochte etwa 3 Uhr sein — stand die „Sachsen“ bereits stille. Durch die Lucke in meiner Cabine sah ich die bunten Signallaternen zahlreicher Segel- und Dampfschiffe, die in unserer Nähe vor Anker lagen. Wir waren im Hafen von Colombo.

Sobald es tagte, eilte ich aufs Verdeck. Ich hatte mir die Ankunft in Ceylon vorher schon mit geschäftiger Phantasie ausgemalt; ich hatte vielerlei, auch manches Überschwängliche, darüber gelesen, und meine Erwartung war begreiflicherweise aufs höchste gespannt. Soll ich es leugnen, dass ich zunächst etwas wie eine Enttäuschung empfand?

Vergeblich suchte mein Auge nach irgend einem hervortretenden höheren Punkte. Ich erinnerte mich des imponierenden Bildes, das sich bei der Einfahrt in Neapel entfaltet; ich vergegenwärtigte mir den eindrucksvollen Anblick, welchen die Rhede von Suez und von Aden bieten; ich verglich im Geiste

die gestern erst gesehenen kühnen Formen der reich gegliederten Küste des nahen indischen Festlandes. Hier in Colombo ist das Gestade einförmig flach, und die nüchternen Hafenbaulichkeiten lassen zunächst auch keine Vorstellung aufkommen von dem Zauber der Tropenpracht, welche sie verdecken.

Blickt man vom Schiffe gerade aus nach dem Lande, so hat man im Mittelgrund des ganzen Bildes die Jetty, die grosse auf Pfählen in das Wasser hinaus gebaute Holzhalle, an der die Passagiere landen. An sie schliessen sich auf der einen Seite riesige Kohlenlager an, auf der anderen Gebäude, wie das Grand Oriental Hotel, die Douane und etwas weiter zurück der Leuchtturm. Zur Rechten hat man den langgestreckten Steindamm des „Breakwater", welcher den Hafen gegen die Wogen und Stürme des Südwestmonsuns sichert.

Nur nach links hin ist der Blick freier. Hier erstreckt sich in nördlicher Richtung ein flacher sandiger Strand, dessen helle Farbe freundlich sich abhebt vom tiefen Blau des Meeres. Auf der Landseite wird er, so weit das Auge reicht, eingesäumt von einem Walde von Cocospalmen. Allein auch der Eindruck, welchen der erste Anblick eines Palmenwaldes auf den Neuling macht, woferne dieser nicht grundsätzlich für alles Fremdartige schwärmen zu müssen meint, wird den gehegten Erwartungen vermutlich nicht ganz entsprechen.

An sich betrachtet bietet die Cocospalme mit ihrem silbergrauen, leicht gebogenen Stamme und ihrer vollen Fiederkrone ohne Zweifel ein überaus graziöses Bild. Es kann kaum etwas Schöneres geben, als wenn ihr regungsloser Wipfel mit den fein gezeichneten Blattrippen sich abhebt vom nächtlichen Sternenhimmel. Besonders gross ist namentlich ihre malerische Wirkung, wo sie mit anderen Laubbäumen oder mit Gesträuche zu einer Gruppe sich vereinigt und nun mit ihrem hohen Wuchse frei und schlank aus ihrer Umgebung emporstrebt. Allein wenn Hunderte und aber Hunderte zusammen stehen, ist der Eindruck der einer etwas ermüdenden Einförmigkeit. Die lichten, glatten Stämme erscheinen uns kahl, und die Kronen lassen die reiche individuelle Entwickelung vermissen, welche unsere Laubbäume mit ihrer mannigfaltigen Ast- und Zweigbildung besitzen.

Ich will durchaus nicht in Abrede stellen, dass auch der Palmenwald seine eigenartigen Reize hat, schon deshalb, weil er mehr als alles andere sofort die Vorstellung von dem tropischen Charakter der Landschaft in uns erweckt. Allein trotzdem drängt sich uns unwillkürlich der Vergleich auf mit der Heimat, und wir können uns des Gedankens nicht erwehren: schöner,



Eingeborenenhütte in einer Cocosplantage (Walawatta bei Colombo).

unendlich schöner sind denn doch unsere Buchen und Eichen, ernster und feierlicher ein deutscher Tannenwald.

Es muss da aber betont werden, dass ein Vergleich zwischen den Palmenhainen Ceylons und unseren Laub- oder Nadelwäldern überhaupt nur bedingungsweise zulässig ist. Ein Cocoswald ist in Wirklichkeit lediglich eine Plantage. Der Charakter des Ursprünglichen und Freiwüchsigen, den unsere Forsten bei aller Kultivierung doch immer bewahren, mangelt ihm gänzlich. Der Eindruck des Zweckmässigen und Geregelten aber, der bei ihm stets hervortritt und sich bemerkbar macht, muss naturgemäss die rein malerische Wirkung mindern.

Allmählich war es inzwischen lebendig geworden bei uns auf Deck. Die Passagiere fanden sich zusammen und bereiteten sich vor für die Ausschiffung oder für einen kurzen Besuch an Land. Auf dem Wasser wimmelte es von Kähnen. Eingeborene Händler kamen an Bord und priesen uns ihre Waren an: Schnitzereien aus Elfenbein und Ebenholz, Schmucksachen und Edelsteine, kleine Papageien und köstliche Früchte. Wechsler liessen ihre Silber-Rupies in den Händen klingen. Bedienstete der verschiedenen Hotels empfahlen uns ihre Häuser; Führer erboten sich zur Begleitung zu diesem oder jenem Ausfluge. Das alles ging natürlich nicht ohne viel Unruhe, Hast und Lärm ab, und ich war froh, als ich mein Gepäck beisammen und das Boot gemietet hatte, das mich ans Land bringen sollte.

Und nun hiess es Abschied nehmen von dem schönen Schiffe, das mich sicher und wohlbehalten viele Tausende von Seemeilen hierher getragen an die Gestade Ceylons, und auf dem ich Tage zugebracht, die zu den eindrucksreichsten meines Lebens zählen.

Als die „Sachsen", von ihrer ostasiatischen Reise zurückkehrend, am 18. Januar wieder im Hafen von Colombo vor Anker lag, konnte ich mir's nicht versagen, zu einem Besuche an Bord zu fahren. Ich fand die liebenswürdigste Aufnahme von seite des trefflichen Capitäns, Herrn Supmer, und des ersten Offiziers, Herrn Weyer, leistete der freundschaftlichen Einladung, den Lunch in ihrer Gesellschaft einzunehmen, gerne Folge und kehrte erst, als der Dampfer zur Abfahrt klar machte, wieder an das Land zurück. Aber es thut doch nicht gut, an Bord eines Schiffes zu gehen, das „homeward bound" ist: lebendiger noch als sonst und greifbarer tritt dir der Gedanke an die Rückkehr zu Haus und Familie vor die Seele, und das Heimweh beginnt sich zu regen, das du mit Willenskraft unterdrückst.

Unmittelbar nach meiner Ankunft in Colombo, am nämlichen Morgen noch, hatte ich Gelegenheit, die ersten allgemeinen Eindrücke singhalesischer Landschaft und singhalesischen Volkslebens in mich aufzunehmen.

Mit einer deutschen Familie aus Lübeck, die nach Shanghai reiste, und mit der ich auf dem Schiffe warme Freundschaft geschlossen hatte, war eine gemeinsame Fahrt nach Mount Lavinia, dem Tivoli Colombos, verabredet, und wir trafen, nachdem ich im Gasthof mein Gepäck untergebracht und mir selbst ein Zimmer gesichert hatte, auf der Station „Colombo-Fort" zusammen.

Die Bahn führt zunächst eine Strecke weit an der vielgebuchteten Lagune hin, um welche sich die einzelnen Stadteile des weit ausgedehnten Colombo gruppieren, und durchschneidet sodann ein von Eingeborenen bewohntes Quartier. Es war eine entzückende Fahrt. Zum erstenmal sah ich hier den ganzen märchenhaften, Augen und Sinne bestrickenden Zauber tropischer Vegetation. Überall das üppigste Grün, ein Grün von einer Farbentiefe und einer Farbenkraft, die der nordischen Pflanzenwelt nicht eignet. Man ist in der That überrascht, lauter fremde und unbekannte Formen zu sehen. Die Strasse dort ist eingesäumt von hohen Bäumen mit grossen leuchtend-gelben oder roten Blüten. Hier an der Weggabelung steht eine Baniane. Ihre Äste entsenden Ausläufer zur Erde, welche selbst wieder Wurzel schlagen und um den Mutterstamm herum neue Stämme bilden. Mächtige Brotfruchtbäume breiten ihr Geäste aus mit den grossen, dunklen, tiefgebuchteten Blättern. Die Umzäunung der Gärten bilden Hibiscusbüsche mit ihren scharlachroten Blumen, den Chinarosen. Hinter und über ihnen leuchten die hellgrünen Riesenblätter und die gelblichen Fruchtbündel der Bananen. Und über all dem üppigen Laubwerk, hoch über Büschen und Bäumen, erhebt sich immer wieder die schlanke Cocospalme, der charakteristischste Typus in dieser ganzen von Fülle und Triebkraft strotzenden Vegetation.

Neben dem Grün ist Rot die vorherrschende Farbe. Rot sind alle die Wege, welche zwischen den Gärten hinführen. Der merkwürdige in die Augen fallende Kontrast kann von niemandem unbemerkt bleiben, der zum erstenmal den Boden Ceylons betritt. Die rote Farbe rührt von der Beschotterung mit Laterit her, der das vorherrschende Gestein der flachen Teile Ceylons bildet; auf sie spielt auch unverkennbar der älteste Name an, den die Insel bei dem indischen Volke trug.

In den Gärten liegen, oft ganz versteckt im Gebüsch, die Hütten der Eingeborenen, auf das einfachste aus Flechtwerk und Lehm erbaut und mit

dürren Palmblättern bedeckt. Da bietet manch ein niedliches Genrebild sich dem Auge, das man gerne mit Stift und Pinsel festhalten möchte.

Hier sitzt eine Mutter, aufs eifrigste beschäftigt, der Tochter das lange, glänzend-schwarze Haar zu ordnen und dabei von allerlei drinnen hausendem kleinem Raubzeug zu befreien.

Dort sind Frauen um den Brunnen versammelt und — just wie bei uns auf dem Lande — in wichtige Gespräche vertieft, das grosse bauchige Wassergefäss nicht ohne natürliche Anmut auf die Hüfte stützend.

Und dort wieder steht mitten im Grünen ein kleiner schwarzer Bengel. Mit grossen Glanzaugen und fröhlichster Miene schaut er hinaus in die Welt, das vollendete Bild paradiesischen Wohlbehagens; hat er doch absolut nichts auf seinem Leibe, was ihn genieren könnte, als einen Bindfaden, der um das runde Bäuchlein geschlungen ist, als sollte damit die Bekleidung symbolisch angedeutet werden.

Unser Zug nähert sich nunmehr, einen Bogen beschreibend, dem Meere. Zur Rechten haben wir die mächtig brandende See, von der uns nur ein breiter Streifen hellleuchtenden weissen Ufersandes trennt. Zur Linken begleiten uns andauernd Cocosplantagen. In ihnen liegen von Europäern bewohnte Bangalows, kleine weiss gestrichene Häuser mit roten Ziegeldächern. Man sieht die Bewohner in den Veranden auf ihren bequemen Stühlen ruhen, unter den Bäumen spielen blondhaarige Kinder: alles in leichten weissen Kleidern.

So kommen wir, die Vororte Colombos hinter uns lassend, nach Mount Lavinia. Das hoch und luftig gebaute Hotel liegt auf einem in das Meer vorspringenden felsigen Hügel. Ein weicher Rasenhang senkt sich vom Hause nach drei Seiten hinab. Er ist überwuchert von einer, überall bei Colombo den trockenen Boden bedeckenden Windenart. Die Blume ist etwa dreimal so gross als die unserer Ackerwinde und von violetter Farbe. Der Singhalese nennt sie Bin-tamburu, die „Landlotosblume." Unten am Fusse des Hügels brandet die See an kahlen, vom Wasser glatt gewaschenen Felsentrümmern.

Blickt man von Mount Lavinia nach Westen, so bildet in weitem Halbkreise das Meer den Horizont. Nordwärts folgt das Auge der schön geschwungenen Küstenlinie mit ihrem weissen Strande und dem ununterbrochenen Grün der Cocospflanzungen. In duftiger Ferne kann man die Gebäude des Forts von Colombo unterscheiden.

Dicht unter dem Hügel, in der von ihm gebildeten und gegen den Südwestwind geschützten Bucht, haben Fischer ihre Boote an das Land gezogen.



Eingeborenenhütte (Walawatta bei Colombo).

Es sind sogenannte Outriggers oder Auslegerboote, die für Ceylon charakteristisch sind. Sie bestehen lediglich aus einem ausgehöhlten Stamme und sind so schmal, dass eine Person nur mit Mühe drinnen sitzen kann; die Seiten sind, um das Einschlagen der Wellen zu hindern, durch aufgesetzte Bretter erhöht. Um nun das leichte kiellose Fahrzeug vor dem Kentern zu sichern, gehen von der einen Bootsseite horizontal zwei kräftige, etwas gekrümmte Stangen hinaus; dieselben sind an ihrem Ende durch einen runden und beiderseits zugespitzten Balken, den „Ausleger", verbunden, welcher parallel mit dem Boote auf dem Wasser schwimmt. Ein Umschlagen ist nun natürlich nur dann denkbar, wenn etwa der Druck des Windes auf das Segel von der Seite des Auslegers her allzu stark werden sollte. In diesem Fall klettert einer der Bemannung auf dem Ausleger so weit als möglich hinaus und schafft, hier niederkauernd und übersprüht von den aufspritzenden Wellen, die zur Herstellung der Balance nötige Gewichtsvermehrung.

Ich habe diese Outriggers sowohl mit dem Ruder als mit dem Segel ganz ausgezeichnet fahren sehen; namentlich ist es staunenswert, mit welcher Sicherheit sie die starke Brandung an den Korallenriffen durchschneiden, die in einiger Entfernung von der Küste die Insel umgürten.

Auch einer der wohl bekannten, in jeder Reiseschilderung erwähnten indischen Gaukler fand sich bei unserer Ankunft in Mount Lavinia ein und produzierte seine Kunststücke auf einem der Felsblöcke unmittelbar am Meeresufer.

Was diese Leute ausführen, unterscheidet sich nicht viel von dem, was man auch bei unseren „Professoren der Salonmagie" zu sehen bekommt. Aber die Gewandtheit, mit welcher sie es ausführen, ist eine geradezu verblüffende. Hier fehlt alles das Beiwerk, wodurch unsere Zauberkünstler die Illusion befördern. Bei hellem Tageslicht hockt der Gaukler auf blankem Boden; er trägt keine andere Kleidung als den Lendenschurz und vielleicht ein loses Tuch über die Schulter geschlagen. Seine „Apparate" hat er in einem Sacke neben sich liegen. Man darf so nahe als man will an ihn herantreten, sich vor, neben oder hinter ihn stellen oder setzen. Ich habe in der Folge wiederholt mir die äusserste Mühe gegeben, die eine oder die andere Escamotage zu ergründen; allein ohne jeden Erfolg. Und doch beruhen alle Kunststücke deutlich nur auf Fingerfertigkeit.

Damals in Mount Lavinia sah ich auch zum erstenmal den berühmten und oft beschriebenen Mango-trick. Der Gaukler häuft auf dem Boden — in unserem Falle war es, wie erwähnt, kahler Stein — ein wenig Sand zu-

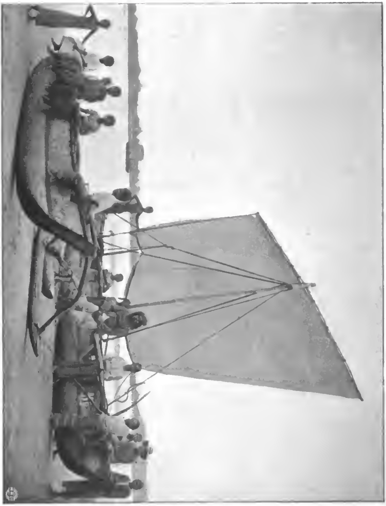
sammen, steckt einen Mangokern hinein, und deckt ihn mit einem Tuche zu. Wenn er das Tuch lüftet, sieht man einen jungen Keim dem Kerne entspriessen, der sich in der Folge anscheinend zu einem vollständigen Pflänzchen entwickelt.

Ich kann nun nicht behaupten, dass gerade der Mango-trick einen grossen Eindruck auf mich gemacht hat. Auch er gehört unter die Kategorie der Escamotagen und nicht einmal zu den feinsten, die man sieht. Ich erkannte nämlich deutlich, dass der Mangokern, der etwa die Grösse einer Dattel hat, an einem Ende gespalten war und mit dem Spalt nach oben in den Sand gesteckt wurde. Vor dem jedesmaligen Lüften des Tuches goss der Gaukler Wasser auf den Sand, als wolle er dadurch das Keimen des Kernes hervorrufen. Dabei brachte er beide Hände unter das Tuch. Offenbar war dies der Augenblick, in welchem er, freilich mit fabelhafter Gewandtheit, einen jungen Mangospross unter die Hülle praktizierte und in dem Spalt des Kernes befestigte. Dem kleinen Trieb liess er beim zweitenmale einen grösseren, zuletzt ein ganzes Zweiglein folgen. Woher der Gaukler die Zweige bekam, sah ich allerdings nicht; aber man sieht ebensowenig, woher diese Leute das Ei nehmen, das sie mit Zeige- und Mittelfinger aus einer Hautfalte herauszudrücken scheinen, oder die kleine lebende Schlange, die sie statt des Geldstückes, das sie eben an sich genommen haben, der Hand entgleiten lassen.

Unser Aufenthalt auf Mount Lavinia dauerte nur kurze Zeit, da meine Reisegefährten bereits um Mittag wieder an Bord des Dampfers sein mussten. Auf der Jetty sagten wir uns Lebewohl. Sie trug das Schiff weiter nach Ostasien, für mich begann nun die ruhigere und gleichförmigere Zeit der Arbeit. —

Das Leben und Treiben in einem der grossen Hotels von Colombo, Grand Oriental Hotel oder Bristol Hotel, ist für den Neuling in hohem Grade anziehend. Das erstere, drüben kurzweg G. O. H. genannt, liegt, wie erwähnt, unmittelbar bei der Jetty und gehört zu den belebtesten und bestgeführten Hotels des Ostens; das letztere ist nur wenige Minuten entfernt. Beide Häuser stehen, wie auch das Hotel von Mount Lavinia, unter Leitung von Deutschen.

Die Zimmer sind hoch und luftig, jedes mit einer Veranda versehen. Freilich sind die Zwischenwände so leicht gebaut, ja in den obersten Teilen gelegentlich nur aus einem Holzgitterwerk bestehend, dass man alles, was in den Nebenzimmern vorgeht, hören kann oder eigentlich hören muss. Der Speisesaal liegt zu ebener Erde. Es befindet sich in demselben keine grosse



Strand mit Auslegerbooten.

Tafel, sondern eine Anzahl kleinerer Tische, für je vier Personen berechnet. An jedem der Tische steht ein singhalesischer Diener, ganz in Weiss gekleidet; über dem Tisch ist eine Punkah angebracht, die sich in Bewegung setzt, sobald du Platz genommen hast. Der Diener reicht dir die Speisekarte und bedient dich nicht nur mit grösster Aufmerksamkeit, sondern auch, was sehr wohlthuend wirkt, absolut geräuschlos. Du hörst kein Tellerklappern, keine lauten Bestellungen am Buffet, nicht einmal die Schritte der zahlreichen geschäftig ab- und zugehenden Diener; denn diese tragen keine Fussbekleidung, und der Estrich ist mit Matten belegt.

Die Mahlzeiten sind übrigens in Indien etwas anders eingeteilt als in England. Vor dem Aufstehen nimmt man eine Tasse Thee zu sich mit ein paar Bisquits oder einem Toast. Der Diener bringt diesen „early tea" ans Bett. Hierauf folgt das Bad, das in den Tropen zu den täglichen Gepflogenheiten gehört. Das „Breakfast" um 10 Uhr hat bereits einen sehr substantiösen Charakter. Um 2 Uhr wird das „Tiffin" eingenommen, das dem englischen Lunch entspricht, um 8 Uhr endlich die stets aus einer grösseren Anzahl von Gängen bestehende Hauptmahlzeit, das „Dinner".

Die Zubereitung der Gerichte lässt mitunter zu wünschen übrig; auch leiden die Mahlzeiten an einer gewissen Einförmigkeit, und es ist dies leicht verständlich, weil man beinahe Tag für Tag so ziemlich die ganze Auswahl von Speisen durchisst, welche die bekanntlich nicht allzu reichhaltige englische Küche überhaupt besitzt. Jedenfalls habe ich den Eindruck gehabt, dass die Kost des Europäers in Indien mit ihren zahlreichen Fleischgerichten für das Klima viel zu schwer ist, und dass auch quantitativ mehr als gut und nötig gegessen wird.

Die Preise fand ich nicht so hoch als ich erwartete. Für 8 bis 10 Mark im Tage hat man in den besten Hotels Wohnung und volle Verpflegung. Die Getränke sind natürlich nicht eingeschlossen und kommen ziemlich hoch zu stehen. Der landesübliche „drink" ist zumeist Whisky mit Soda; doch ist wohl auch eine Flasche deutschen Bieres, am Abend getrunken, nicht schädlich.

Mir war, wie ich gerne gestehe, das unruhige Gasthofleben sehr bald lästig, und ich folgte daher mit grossem Vergnügen der freundlichen Einladung eines bereits seit zwölf Jahren in Colombo ansässigen süddeutschen Landsmannes, Herrn Böhringer, in sein Haus überzusiedeln. In diesem Hause, das ausserdem noch einen zweiten Deutschen, Herrn Hahn, beherbergte, habe ich denn auch in echt indischem Stile die ganze Zeit verlebt, die ich über-

haupt in Colombo verbrachte. Gerne denke ich an diese Monate und an die warmherzige Liebenswürdigkeit meiner Gastfreunde zurück.

Das Bangalow „Lichtenstein", mein indisches Heim, liegt in der Vorstadt Kolpetty an der in südlicher Richtung nach Point de Galle führenden Strasse.

Verlässt man auf dieser Strasse das „Fort", d. h. das am Hafen gelegene Geschäftsviertel von Colombo, so kommt man zunächst über „Galle face". Es ist das eine freie Fläche, die zwischen der Lagune und dem Meere sich ausbreitet. Hier wurde am Strand entlang im Jahre 1859 ein vorzüglicher Promenadeweg angelegt, auf welchem in den kühleren Abendstunden, namentlich an Sonntagen, die vornehme Welt von Colombo zu Wagen, zu Pferde oder auch zu Fuss sich ein Stelldichein zu geben liebt. Auf der einen Seite, nach Westen zu, hat man einen herrlichen Blick über die blaue See, die fast immer belebt ist von Fischerbooten, Segelschiffen oder Dampfern. Nach der andern Seite erstreckt sich eine Rasenfläche, allerdings ziemlich ausgedörrt vom Sonnenbrand und mattgrau vom Staube. Ungefähr in der Mitte und auf der höchsten Stelle von Galle face liegt das hübsche Haus des Colombo-Club. Hinter demselben glänzt der Wasserspiegel der rings von Palmen umsäumten Lagune, des sogenannten „Lake".

Hat man Galle face hinter sich, so führt die Strasse, immer parallel zum Meeresufer, aber in einiger Entfernung von demselben, meilenweit durch die herrlichsten Gärten und Plantagen. Der Durchblick durch diese Strasse ist ein bezaubernder. Von beiden Seiten strecken die Laubbäume ihr grünes Geäst vor, neigen Palmen graziös sich über den Weg. Man glaubt sich in einem Parke mit tropischem Pflanzenwuchs, nicht in den Vororten einer Stadt. In den Gärten liegen die Bangalows der Europäer, näher an der Strasse gruppenweise verstreut die Hütten und Verkaufsbuden der Eingeborenen.

Das Strassenleben ist ein äusserst buntes und malerisches, und es war mir stets ein wahrer Genuss, über Galle-road zu gehen oder zu fahren. Leute sieht man immer in Menge, weil eben so ziemlich das ganze alltägliche Leben im Freien sich abspinnt; aber die Leute tragen alle eine gewisse Gemächlichkeit und Behaglichkeit zur Schau. Da gibt's kein Drängen und Treiben, keine Hast und Eilfertigkeit. Man steht herum, scherzt, plaudert, raucht und kaut den unvermeidlichen Betel, der nebst den Stückchen Arecanuss und der Dosis Kalk, welche dazu gehören, überall auf den Strassen „gebrauchsfertig" feil geboten wird. Das Sprichwort „Zeit ist Geld" ist in Ceylon noch unbekannt.

Unterhaltlich ist auch, die Handwerksleute, den Schreiner, den Töpfer, den Schmied, bei ihrer Arbeit zu beobachten, die sie vor ihrer Hütte ver-

richten. Dort hockt ein Barbier und ist im Begriffe, einem vor ihm auf dem Boden kauernden Manne den Schädel glatt zu rasieren. Natürlich fehlt es nicht an müssigen Zuschauern. An den offenen Buden, wo die armseligen Herrlichkeiten zum Kaufe einladend ausgelegt sind, feilschen die Leute um ihre getrockneten Fische, um Reis, Früchte, Tabak. Frauen tragen Körbe oder bauchige Thonkrüge auf dem Kopfe; ihre nackten Babys lassen sie regelmässig auf der Hüfte reiten. Kinder jedes Alters und jeder Grösse, entweder gar nicht oder so primitiv wie möglich gekleidet, kugeln im Strassenstaub herum. Hier drängt sich ein Lastträger durch die lungernde Menge. Er balanciert seine Bürde an den beiden Enden einer über die Schulter gelegten Stange, des sogenannten Pingo. Eine charakteristische Staffage sind auch die Bhikkhus, die buddhistischen Bettelmönche im gelben togaartigen Gewande, den nie fehlenden Fächer in der Hand. Man sieht da wirklich die allerverschiedensten Typen: solche, die stumpfsinnig dreinschauen, und ausgeprägte Charakterköpfe, Banausen und Zeloten. Würdevoll und mit vorschriftsmässig gesenktem Blicke schreitet der eine einher; der andere lässt höchst weltlich die Augen nach rechts und nach links schweifen. Dass das Volk sich viel um sie bekümmere oder ihnen eine gewisse Hochachtung zolle, habe ich nur sehr selten beobachtet. An der Strassenecke steht ein eingeborener Polizist, barfuss, in dunkelblauer Uniform mit kleiner roter Mütze und rotem Tuchgürtel. Als Waffe führt er wie sein Londoner Kollege einen kurzen Knüppel.

Und durch dieses interessante bunte Menschengetriebe bewegen sich nicht minder merkwürdige und verschiedenartige Fuhrwerke. Neben den eleganten Equipagen der Europäer oder der reichen Burghers, deren Diener in der Regel ganz in Weiss gekleidet sind, mit buntfarbigem Turban und Gürtel, sieht man die Mietskutsche mit miserablen, halbtrainierten und durch unsinniges Drauflospeitschen abgehetzten Rosinanten. Colombo ist ein klassischer Platz für Wagenunfälle, und die „carriage-accidents", bilden eine ständige Rubrik in den dortigen Blättern.

Den „Droschken zweiter Güte" entspricht das „Hackery", das namentlich von den Eingeborenen benützt wird. Es ist ein leichtes Gefährt in der Form eines freilich recht primitiven Break, bespannt mit einem kleinen Zeburinde, dem das Leitseil durch die Nüstern gezogen ist, und das der Kutscher durch fortwährende Zurufe und Hiebe zu einem ziemlich flinken Trab anfeuert. Ohne Geschrei und ohne Tierquälerei geht es nun einmal nicht ab im Orient.

Recht merkwürdig sind die zweiräderigen Lastwagen mit ihrer hohen

tonnenförmigen Bedachung, die aus Palmblattstreifen geflochten ist und nach oben an Länge zunimmt, um das Einfallen der Sonne von vorn und hinten zu verhüten. Gezogen werden diese Karren durch schwere hellfarbige Rinder, deren lange Hörner an den Spitzen häufig durch aufgesetzte Messingzapfen verziert sind. Die Deichsel ist an der Mitte des Joches festgebunden, das den Zugtieren quer über den Nacken gelegt ist. Im Innern der Insel dient der Ochsenwagen oft genug auch als Vehikel für Personen. Schnell kommt man damit nicht voran, aber sicher.

Die auffälligste Erscheinung für den Fremden sind aber die seit 1883 nach japanischem Vorbilde eingeführten Rikshaws, kleine zweiräderige Wagen, die zur Beförderung einer einzelnen Person bestimmt sind. Sie werden gezogen von einem Kuli, in der Regel einem Tamil, der in einer Gabeldeichsel läuft, die vorne durch ein Querholz geschlossen ist. Der Fahrgast sitzt gerade über der Radachse und hat den meist nur mit dem Lendenschurze bekleideten Kuli unmittelbar vor sich, so dass er reichlich Gelegenheit findet, die Muskulatur dieser dunkelbronzefarbigen Körper zu studieren. Er kann sehen, wie allmählich ein Schweissrinnlein um das andere sich bildet, wie die Rinnlein dann zu Rinnen zusammenfliessen, bis endlich der ganze nackte Rücken in feuchtem Glanze erstrahlt.

Ich gestehe, dass es mir zu Anfang wirklich widerstrebte, mich dieses Menschenfuhrwerkes zu bedienen. Das dauerte aber nicht lange. Man gewöhnt sich in Indien leicht an solche Dinge, namentlich wenn sie wirklich bequem sind. Du trittst aus dem Hause hinaus und rufst nur „Rikshaw!" Sofort kommen sie von allen Seiten herangesaust; es entsteht ein wahres Wettfahren, und — wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Nun steigst du ein, und fort geht's in schlankem Trab. Du sitzest vollkommen frei, hast immer einen frischen Luftzug, kannst ungehindert rechts und links schauen und kommst flott vorwärts — für billiges Geld. Kostet doch die ganze Stunde nur etwa 60 Pfennige. Eines aber ist niederträchtig. Gibst du dem Rikshaw-Manne irgend ein Ziel an und fragst ihn, ob er den Weg kenne, so sagt er immer frischweg ja. Die Kerle sind aber in Wirklichkeit haarsträubend dumm. Sie kennen kaum die wichtigsten Strassen und Gebäulichkeiten mit Namen, sondern fahren einfach drauf los, günstigsten Falles in der ungefähren Richtung, und schliesslich bist du, Gott weiss wo. So recht von Nutzen ist das Institut der Rikshaws also erst dann, wenn man sich bereits ein wenig in Colombo auskennt. Das ist nun kein grosses Kunststück, und man dirigiert dann seinen Kuli thatsächlich wie ein Zugtier, selbstverständlich mit Kommandoworten.



Strassenbild. (Motiv aus Waligama bei Point de Galle.)

Auch in das intimere Familienleben gewinnt man manchen Einblick; namentlich wird mit rührender Ungeniertheit öffentlich Toilette gemacht. Eine Hauptrolle spielt dabei die Reinigung des Mundes und der Zähne, die mit höchst anerkennenswerter Ausdauer und Gründlichkeit besorgt wird, sowie die Behandlung der Haare. Der Singhalese, der überhaupt eine entschiedene Anlage zur Eitelkeit hat, ist stolz auf diesen Schmuck und wendet ihm grosse Sorgfalt zu, vornehmlich natürlich das schöne Geschlecht. Da wird das Haar gestrählt und gekämmt und mit Cocosnussöl eingefettet, um ihm den gehörigen Glanz zu geben. Geradezu komisch ist es mit anzusehen, wie man sich gegenseitig höchst eifrig den Liebesdienst erweist, das Ungeziefer wegzufangen. Ich wurde lebhaft an unsere lieben Vettern im Tierreiche erinnert, besonders wenn die Leute bei ihrem anmutigen Geschäft genau in der nämlichen Stellung wie jene oft zu dreien hintereinander hockten. Einmal sah ich einen älteren Mann, der, mit dem Ausdruck höchsten Behagens am Boden lang hingestreckt, seinen Kopf im Schosse eines hübschen jungen Mädchens liegen hatte, das voll Eifer in den Haaren herumwühlte und ein Tierlein um das andere herausbeförderte. Ich glaube, die beiden waren Vater und Tochter. Gewiss eine niedliche Familienidylle!

Dass natürlich die Mütter ihre Babys auch offen am Wege baden und ihnen die Brust reichen, das versteht sich bei der Naivität der Anschauungen von selber. Eines aber habe ich niemals gesehen, dass nämlich ein Mann einer Frau oder einem Mädchen gegenüber sich irgend eine kecke und unziemliche Bewegung oder Gebärde erlaubt hätte. Das rüde, unflätige, lärmende Wesen, in welchem unser süsser Kultur-Mob sich gefällt, ist diesen Leuten überhaupt vollkommen fremd.

Ich kehre nach dieser Abschweifung zum Bangalow „Lichtenstein" zurück. Dasselbe liegt auf der rechten Seite der nach Point de Galle führenden Strasse zwischen dieser und dem Meere, inmitten einer Cocosnussplantage.

Die Vorstellungen, die man in Europa mit dem Begriff einer Wohnung verbindet, muss man in Indien natürlich ganz beiseite lassen. Klima und Lebensweise sind eben total verschieden. Wir gehen darauf aus, unserer Behausung den Charakter der Abgeschlossenheit und damit der Intimität zu geben. In Indien ist alles frei und offen. Der Aufenthalt im Innern des Hauses, der für uns der Inbegriff der Behaglichkeit ist, gilt dort nur für ein notwendiges Übel; das Leben spielt sich im Freien ab, der meist gebrauchte Raum ist ohne Zweifel die Veranda. Infolgedessen hat das Innere der Ban-

galows häufig ein, ich möchte sagen provisorisches Aussehen. Der Möblierung einen irgendwie einheitlichen Charakter, eine bestimmte Stilrichtung zu geben, was ja auch in England schon weit seltener der Fall ist als bei uns auf dem Kontinent, daran denkt in Indien kein Mensch. Es herrschen ausschliesslich praktische Rücksichten vor. Das Klima macht es ja auch fast unmöglich, Holzmöbel für längere Zeit in einigermassen gutem Stand zu erhalten.

Haus Lichtenstein besteht gleich den meisten europäischen Bangalows nur aus einem Erdgeschosse. Seine ganze Länge wird eingenommen durch die beiden gemeinsamen Wohnräume, den Dining-room und Drawing-room. Daran schliessen sich nach vorn und nach rückwärts die Schlafräume. Aus dem Dining-room führen drei Ausgänge, die nachts durch Thüren und vorgelegte Balken verschlossen werden konnten, auf die Veranda. Ihr Dach wird von weiss angestrichenen Steinpfeilern getragen, zahlreiche Blattpflanzen bilden mit ihrem lebhaften Grün einen dem Auge wohlthuenden Schmuck. Auf der Veranda stehen auch die nie fehlenden bequemen Long-chairs, auf denen wir so manchesmal nach dem Dinner plaudernd oder träumend ruhten und die herrliche Luft der lauen Tropennacht genossen. Der Wind rauschte dazu in den Kronen der Palmen, und das Mondlicht zeichnete die phantastischen Schatten ihrer Fiederblätter auf den Boden.

Verschliessbare Thüren gab es im Innern des Hauses nicht. Ihre Stelle vertraten Teppiche. Auch hatte von allen Räumen nur das Speisezimmer eine gerade Decke, die übrigen Zimmer lagen der Kühle wegen unmittelbar unter dem Ziegeldache. Ebenso fehlten Glasscheiben gänzlich; bei Tage standen die Fenster offen, bei Nacht wurden sie mit Läden verschlossen.

Lag ich, natürlich unter schützendem Muskito-Netze, nachts in meinem Bette, so schaute oben durch die Lücken zwischen den Dachziegeln ein wenig Himmelslicht herein, und durch die Läden strich die Nachtluft. Auf dem Estrich und auf den Möbeln trieben Mäuse und Ratten, die nie fehlenden Hausgenossen in Colombo, höchst unbekümmert ihre munteren Scherze. Hin und wieder ging wohl auch auf dem Speicher über dem Esszimmer plötzlich ein gewaltiges Gepolter los: dann jagte vermutlich eine Rattenschlange, ein harmloses aber zuweilen zwei Meter langes Reptil, das ebenfalls kaum in einem Hause fehlt, hinter der Gesellschaft her und holte sich ihr Opfer.

Die für die Dienerschaft bestimmten Gebäude, Küche und Stallung lagen seitlich hinter dem Bangalow. Es folgte hier noch ein Stück Plantage, sodann vor der Umzäunung die Geleise der Eisenbahnlinie Colombo-Point de Galle,

und jenseits derselben unmittelbar die See mit ihrem aus weichem weissem Sande bestehenden Strand. Das dumpfe Tosen der Brandung gab die Tafelmusik ab, wenn wir bei Tische sassen, und von meinem Platze aus fiel mein Blick durch die offenen Thüren auf den blauen Meeresspiegel.

Solcher Art, lieber Leser, ist ein echtes indisches Bangalow, und in diesem Bangalow lebten wir ein Leben echt indischen Stiles.

Vergleicht man einen in Europa geführten Haushalt mit einem solchen in Indien, so springt als hauptsächlicher Unterschied die grosse Zahl der Dienerschaft ins Auge, deren man drüben auch bei einfachen Verhältnissen benötigt. Freilich ist in Indien ein Diener erheblich billiger als bei uns: man zahlt ihm monatlich 12 bis 15 Rupies oder 14 bis 18 Mark nach unserem Gelde, dafür hat er dann aber sogar sich selbst zu verköstigen.

So hatten denn auch wir, die wir zu dreien als Junggesellen lebten, nicht weniger als sechs Diener zur Verfügung. An der Spitze des Haushaltes stand als Leiter und auch gewissermassen Unternehmer des Ganzen ein „Appu". Ausser seinem Monatsgehalte, der natürlich höher war als der eines gewöhnlichen Dieners, bezog er eine bestimmte Summe für die Mahlzeiten, die er in vorgeschriebener Weise zu liefern hatte. Gelang es ihm, etwas einzusparen, so blieb das sein Eigentum. Der Appu hatte unter sich einen Koch und einen „Hauskuli", welcher die niedrigen häuslichen Arbeiten verrichtete. Da der letztere von geringer Kaste war, pflegten die übrigen Diener möglichst viel von der ihnen zukommenden Arbeit auf seine geduldigen Schultern abzuladen. Jeder von uns dreien hatte nun überdies seinen speziellen „Boy" zur persönlichen Bedienung. Ausserdem hielten sich meine Hausgenossen einen besonderen Pferdewärter und zwei Kulis für ihre Rikshaw's.

Ich glaube, dass man nicht leicht irgendwo in der Welt bessere Dienerschaft bekommt, als in Indien. Das Institut der Boys ist ein geradezu ideales. Die Leute sind zum grössten Teil willig und brauchbar. Man muss ihnen freilich zumeist auf die Finger sehen; denn über die Begriffe mein und dein sind sich die Singhalesen nicht immer ganz klar. Ist man aber mit seinem Diener irgendwie unzufrieden, so braucht man nicht viel Umstände zu machen: man entlässt ihn auf der Stelle.

Mein erster Boy — der „Junge" war bereits glücklicher Grossvater! — gehörte einer relativ hohen Kaste an. Darauf that er sich viel zu gute, hielt sich für überaus klug und „machte sich wichtig", wie man bei uns zu sagen pflegt. Er hatte die leidige Gewohnheit, meine Befehle nicht mit strikter Pünktlichkeit auszuführen, sondern aus eigner Weisheit daran herumzubessern.

Als ich ihn einmal über einer Gaunerei betrat, jagte ich ihn mit dem Stock aus dem Hause. Sein Nachfolger aber war — ich muss hier sein Lob singen — das Muster eines Dieners. Er führte den etwas vollmundigen Namen Wanni Arachehigé Emanis Appu. Für ein grosses Licht habe ich ihn nie gehalten. Er war schweigsam wie das Grab, langweilig zum Excess, aber von wirklich rührender Sorgsamkeit und unbedingtem Gehorsam. Was ich ihm auftrug, das geschah genau so, wie ich es aufgetragen hatte, auf das pünktlichste. Ich nahm ihn als Reisegefährten mit auf meine Fahrten nach Kurunägala und Anuradhapura. Mit unfehlbarer Sicherheit konnte ich mich darauf verlassen, dass zu der für den Aufbruch festgesetzten Stunde alles in Ordnung sich befand, die Koffer und Kisten gepackt waren und nicht das geringste fehlte. Waren wir abends am Ziele angelangt, so erschien er sofort, nahm mir die Stiefeln ab und zog mir leichte Schuhe an.

Auch in meiner Krankheit bewährte er seine Sorgfalt. In Bandarawela wurde ich, durch Fieber und Schmerzen geschwächt, von einer Ohnmacht befallen. Mein Boy war zufällig im Zimmer; ich rief ihn an, dann schwanden mir die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, sass ich auf dem Bettrande, und mein Boy hielt mich in den Armen. So elend ich mich fühlte, so hatte doch der Ausdruck seines Gesichtes für mich in diesem Augenblick etwas ausserordentlich komisches. Die äusserste Bestürzung und absolute Ratlosigkeit stand drinnen geschrieben. Ich glaube, er meinte, sein „Master" sei tot.

Am 14. März verbrachte mein biederer Emanis noch mein Gepäck auf den Dampfer. Dann schieden wir. Ich bin überzeugt, dass er anhänglich war, und dass die Trennung von mir ihm schwer fiel; trotzdem war er absolut nicht fähig, seinem Gefühle irgend welchen Ausdruck zu verleihen. Er entfernte sich mit der gleichen freundlich-gelassenen Miene wie jeden Tag, wenn er seine Obliegenheiten ausgeführt hatte.

Unser Alltagsleben im Bangalow verlief sehr regelmässig. Zwischen 6 und 7 Uhr wurde der Frühthee eingenommen, dazu ein Toast mit Butter und etliche Bananen genossen. Früchte, wie Ananas, Bananen, Orangen, bildeten überhaupt einen wesentlichen Bestandteil jeder Mahlzeit. Ich meinerseits beschränkte mich auf diese drei Sorten, die anderen Früchte wie die melonenartigen Papayas, die Mangos u. s. w. sagten mir weniger zu.

Dann folgte meist ein Bad im indischen Ocean. Das Wasser war sehr weich und mild, der Wellenschlag ein kräftiger. Auch landschaftlich war unser Badeplatz nicht ohne Reize. Er befand sich so ziemlich in der Mitte der flach geschweiften Bucht, welche im Süden durch den vorspringenden

Hügel von Mount Lavinia, im Norden durch Colombo-Fort begrenzt wird. Der Rand des Bahnkörpers war mit vereinzelten oder in kleinen Gruppen zu zweien oder dreien bei einander stehenden Cocospalmen bewachsen, welche mit graciöser Biegung sich dem Meere zuneigten und am Morgen ihren Schatten auf Strand und Wasser warfen.

Nach dem Bade wurde das eigentliche Frühstück genommen. Meine Hausgenossen fuhren sodann im Rikshaw in ihr „office" im Fort; ich ging an mein häusliches Studium, das mit der kurzen Unterbrechung des einsamen und einfachen Tiffins bis nach 4 Uhr dauerte. Trotzdem ich, mit Ausnahme der letzten Wochen, die Hitze nie als besonders belästigend empfand, so machte ich doch die Wahrnehmung, dass geistige Arbeit in tropischem Klima ungleich mehr anstrengt als bei uns. Man bekommt weit früher ein Gefühl der Abspannung und ist von Zeit zu Zeit genötigt, eine kurze Erholungspause eintreten zu lassen.

Kehrten meine Gastfreunde aus dem Fort zurück, so wurde ein Spaziergang, gelegentlich wohl auch eine kleine Jagdpartie unternommen. Denn Bewegung und körperliche Übung sind in den Tropen dringend notwendig zur Erhaltung der Gesundheit und Elasticität.

Das jagbare Wild, das sich in unmittelbarer Nähe von Colombo findet, ist die Schnepfe. Immerhin ist die Jagd ein wenig anstrengender als etwa bei uns eine Hühner- oder Hasenjagd. Die Schnepfen liegen nämlich, in der Regel paarweise, in den Reisfeldern, und man muss, wenn man sie mit dem Vorstehhunde aufspüren will, bis an das Knie in dem zähen Moraste waten. Dafür kann man aber auch, wenn man ein einigermassen flüchtiger Schütze ist, sicher auf Erfolg rechnen. Auch findet man, woferne man dazu Lust hat, immer reichlich Gelegenheit auf allerlei Sumpfgeflügel, wie Wasserhühner, Möven u. s. w., oder auf Raubvögel, namentlich grosse Habichte, zu Schuss zu kommen. Ab und zu, namentlich in den Zimmetpflanzungen, stösst man wohl auch auf einen Hasen. In der Abenddämmerung streichen die seltsamen fliegenden Füchse, eine Art riesiger Fledermäuse, lautlos und geheimnisvoll über dem Kopf des Jägers weg und sind unschwer zu erlegen.

Der Abend führte uns dann wieder zum Dinner im Bangalow zusammen. Wir hatten dazu wohl auch Gäste geladen, oder es kamen nach der Mahlzeit Bekannte und Freunde aus benachbarten Häusern auf ein Stündchen zu Besuch. Denn man lebt in Indien sehr gesellig und übt weitgehende Gastfreundschaft.

Kapitel III.

Allgemeines über Ceylon.

Lage, Grösse und Bevölkerungszahl — Geologie — Orographie — Der Adams-Pick — Flüsse — Klima von Ceylon — Temperaturverhältnisse — Südwest-Monsun — Witterung von Dezember 1895 bis März 1896 — Malaria — Besserung der sanitären Verhältnisse — Produkte — Theekultur — Gewürze und Palmen — Produkte aus dem Mineralreich — Export-Tabelle — Reisbau — Giftschlangen und Insekten — Die Portugiesen in Ceylon — Herrschaft der Holländer — Besetzung der Insel durch die Engländer — Ende des Königreiches Kandy — Segnungen der englischen Verwaltung.

Die Insel Ceylon wird von der Südspitze des festländischen Indiens durch die Palkstrasse getrennt; doch stellt eine Reihe von Korallenriffen zwischen den Inseln Mannár auf ceylonischer und Ramisseram auf indischer Seite eine Verbindung her, gleichzeitig die Durchfahrt durch die Strasse für grössere Seeschiffe sperrend. Es ist dies die im Volksmunde so genannte Adamsbrücke, auf welcher muhammedanischer Tradition zufolge Adam nach seiner Austreibung aus dem Garten Eden übers Meer gewandert sein soll. Nach der Sage der Hindus setzte auf ihr der indische Nationalheros Rama nach Ceylon über, um seine Gattin Sita zu befreien, welche der Riese Rawana geraubt hatte.

Ceylon hat einen Flächenraum von fast 64000 qkm, steht also um rund 6000 qkm hinter dem rechtsrheinischen Bayern zurück. Nach dem Census von 1891 beträgt die Gesamtzahl der Bewohner 3007789, und zwar verteilen sie sich folgendermassen:

Europäer:	4678
Singhalesen:	2041158
Tamils:	723853

Burghers:	21 231
Araber (Moormen):	197 166
Malaien:	10 133
Wäddas:	1 229
Sonst:	8 341

Ihrer Religion nach sind die meisten Buddhisten, nämlich 1 877 043, zu brahmanischen Sekten bekennen sich 615 922, zum Christentume 302 127, zum Islam 211 995. Zu Verwaltungszwecken wird Ceylon in neun Provinzen eingeteilt, welche unter einem Government Agent als obersten Regierungsbeamten stehen. Am dichtesten bevölkert ist die „Western Province", zu welcher Colombo gehört. In ihr kommen 532 Einwohner auf die englische Quadratmeile gegen nur 19 in der wenigst bevölkerten „North-Central-Province".

Geographisch ist Ceylon ein ausgesprochen tropisches Gebiet; liegt doch die Südspitze nur mehr etwas über 5 Grad nördlich des Äquators. Dieser Lage und der hochgradigen Feuchtigkeit verdankt die Insel trotz ihres, wie mir schien, grossenteils wenig reichen Bodens, jene üppige, von Fülle und Triebkraft wahrhaft strotzende Vegetation, welche sie uns als den Typus eines tropischen Landes erscheinen lässt.

Sehr einfach ist der geologische Bau der Insel. Den Kern bildet ein aus Gneiss und Granit bestehendes Gebirge. Rings um dasselbe lagert sich flaches, hin und wieder von niedrigeren Höhenzügen durchsetztes Land, dessen Boden aus dem Verwitterungsprodukt des Urgesteins, aus Laterit, besteht. Der nördlichste Teil Ceylons ist niedriges Alluvialland. Die Küsten sind umgürtet von Korallenbänken. Einen seltsamen Anblick bieten die in der Nachbarschaft des Gebirges da und dort vereinzelt mitten aus der Ebene aufragenden Felsenberge. Es sind gleichsam riesige Findlingsblöcke, von Gigantenhand über das Land verstreut.

Leider gibt es keine Karte von Ceylon, die, in grösserem Massstab ausgeführt, zugleich Terrainzeichnung enthielte. Mir ist wenigstens keine bekannt geworden. Die Karte in 10 Blatt, welche vom Survey Department herausgegeben wurde, ist lediglich statistischer Natur. Sie enthält die Namen der Ortschaften, die Flüsse und die Kommunikationswege; den Anforderungen, die man heutzutage an die Kartographie stellt, entspricht sie durchaus nicht. Bei Reisen im Innern machte sich mir dieser Mangel an Kartenmaterial sehr fühlbar; die Orientierung war in hohem Grade erschwert. Die konventionelle

Darstellung des Gebirges, wie man sie in unseren besten Atlanten auf den Karten von Ceylon findet, ist jedenfalls unrichtig.

Die Hauptkämme des centralen Gebirges streichen von Süd nach Nord. Höchste Erhebung ist der ungefähr im Centrum befindliche Piduru-tala-gala, an dessen Fuss in anmutigem Hochthal Nuwara Eliya, die Gesundheitsstation und Sommerfrische der europäischen Bewohner von Colombo, gelegen ist. Mit 2538 m Seehöhe steht der „Pedro", wie der Engländer in seiner Weise den Namen verballhornt, nicht viel hinter dem Watzmann zurück.

Früher galt der Adams-Pick, obwohl er nur 2250 m misst, für den höchsten Gipfel auf Ceylon. Da er auf dem Kamme der westlichen Aussenkette des Gebirges sich erhebt und die Berge der nächsten Umgebung mächtig überragt, so ist er weit ins Flachland hinein sichtbar und fällt ins Auge. Bei günstiger Witterung und Beleuchtung kann man seine kühne Felspyramide schon bei Annäherung an das Land vom Schiffe aus als charakteristisches Wahrzeichen Ceylons erblicken. In den buddhistischen Schriften heisst der Berg Sumanakûta. Er gilt für hochheilig. Buddha selbst hat ihn nach der Legende bei seiner Anwesenheit auf der Insel geweiht, indem er seine Fussspur auf dem felsigen Gipfel zurückliess. Über ihr ist ein kleines Tempelchen errichtet, welches alljährlich von vielen Tausenden buddhistischer Pilger besucht wird. Den Muhammedanern gilt übrigens die Fusstapfe für eine solche des Adam, und daher hat der Berg auch seinen in der Geographie gebräuchlich gewordenen Namen erhalten.

Die Besteigung des Adams-Pick, zu der ich selber leider keine Gelegenheit fand, unternehmen die Reisenden in der Regel von der Nordseite aus. Sie wird als sehr mühsam und beschwerlich geschildert; die letzte Felsenstufe muss mittels einer Leiter erklommen werden. Eine grossartige Fernsicht entschädigt den Besteiger für seine Anstrengungen. Berühmt ist das Phänomen, wenn man bei aufgehender Sonne nach Westen schauend den riesigen Schattenkegel des Berges gleichsam körperhaft vor sich stehen sieht.

Bedeutend schwieriger noch ist der Anstieg von Süden; doch werden wohl die Gefahren des Weges gelegentlich übertrieben.

Im centralen Gebirgslande entspringen auch alle die grösseren Flüsse Ceylons. Trotz ihrer verhältnismässig geringen Stromentwickelung machen sie doch in ihrem Unterlaufe einen sehr stattlichen Eindruck. Die Kalu-ganga z. B., welche an der Westküste etwa 40 km südlich von Colombo ins Meer sich ergiesst, teilt vor ihrer Mündung sich in zwei Arme, deren jeder gewiss 150 m breit ist. Oberhalb der Spaltungsstelle übertrifft ihre Breite die der

Donau bei Regensburg um ein erhebliches. Dabei habe ich den Fluss nicht einmal bei hohem Wasserstande gesehen.

Kaum minder bedeutend ist die Kälani-ganga, welche unmittelbar bei Colombo im Norden der Vorstadt Mutwal mündet. Der grösste unter allen Flüssen Ceylons aber ist die Maha-wäli-ganga. Unweit der Kälani-ganga entspringend hat sie nordöstliche Laufrichtung und ergiesst sich bei Trincomalee in die See. Zahlreich sind die kleineren Flüsse, wie die bei Point de Galle mündende Gin-tota-ganga, die unser Bild darstellt. Alle Gewässer Ceylons aber bieten dadurch besonderen Reiz, dass an ihren Ufern die ohnehin so reiche Vegetation zur vollsten Üppigkeit und Pracht sich entfaltet.

Das Klima Ceylons ist im Vergleich mit anderen Tropenlandstrichen wohl ein gesundes zu nennen. Überaus angenehm ist auch, dass man mittels der ins Gebirge führenden Bahn binnen weniger Stunden ohne Schwierigkeit Höhenlagen von 1500 bis 2000 m erreicht. Die Hitze steigt wohl auch infolge der insularen Lage Ceylons nie auf einen solchen Grad, wie etwa in den Binnenlandschaften des kontinentalen Indiens. Jedenfalls habe ich sie nie als sonderlich belästigend empfunden.

März und April sind in Ceylon die heissesten Monate; trotzdem hatten wir Ende Februar in Anuradhapura, während in den Mittagsstunden das Thermometer im Schatten Tag für Tag 35 bis 36° C. aufwies, recht kühle Nächte und Morgen.

Die Sonnenstrahlen freilich haben etwa zwischen 10 und 4 Uhr eine Intensität, die bei uns, glaube ich, selbst an heissen Julitagen unbekannt ist. Man vermeidet es auch ängstlich, sich ihnen unmittelbar auszusetzen. Bei der Landung in Colombo fällt in der Jetty — etwa wie bei uns das „Vor Taschendieben wird gewarnt" — sofort die Inschrift ins Auge „Beware of sunstroke". Der praktische Engländer setzt gleich hinzu: Remember Mr..... und lässt die Namen etlicher Persönlichkeiten folgen, die dem Hitzschlage zum Opfer fielen.

Wenn ich eben sagte, dass mich die Hitze in Ceylon nie wirklich belästigte, so ist freilich nicht zu übersehen, dass man dort hinsichtlich der Kleidung und Wohnung so rationell wie nur möglich eingerichtet ist. Man geht stets in weisser Baumwolle und trägt in der Regel auch ganz fein gewebte leichte Unterkleider, der Vorsichtige freilich dazu eine Leibbinde. In den Bangalow's herrscht immer Zugluft, da sie nach allen Seiten offen sind, und wenn man um die Mittagszeit ruhig in seiner Veranda sich aufhält, wird man selbst an sehr heissen Tagen kaum mehr Unannehmlichkeit ver-



Flussansicht auf Ceylon. (Motiv vom Gin-tota-Fluss bei Point de Galle.)

spüren als bei uns im Hochsommer. Ich glaube, dass es weniger die Höhe der Temperatur als vielmehr ihre Gleichmässigkeit das ganze Jahr hindurch ist, was allmählich erschlaffend und aufreibend wirkt.

Der heisseste Monat des Jahres, der April, hat in Colombo auf Grund 23jähriger Beobachtungen die Durchschnittstemperatur von 28,1 ° C., der kälteste, der Januar 26,1 °. Von einer „kühlen" Jahreszeit, im Gegensatze zu einer heissen, kann bei solch minimaler Differenz wohl kaum mehr gesprochen werden. Ceylon ist in der That das Land ewigen Sommers.

Dies zeigt sich auch in der Pflanzenwelt. An der gleichen Cocospalme sieht man reife und halbreife Nüsse und zugleich die goldgelben ährenartigen Blütenbüschel. Der Reis ist hier bereits abgeerntet, dort geht er voller Reife entgegen, dort stehen die Felder im ersten jungen Grün. Die meisten Früchte wie Bananen, Ananas u. s. w. sind das ganze Jahr hindurch zu bekommen.

Einen klimatischen Abschnitt im Jahre bildet eigentlich nur der Ausbruch des Südwestmonsuns im Mai. Die unmittelbar vorhergehenden Monate sind die heissesten und trockensten des Jahres. Mitte April setzt dann der sogenannte kleine Monsun, eine mehr lokale Erscheinung in Ceylon, mit Gewittern und Regengüssen ein. Dann folgen wieder einige Wochen grosser Hitze, die sich fortwährend steigert, bis endlich, gewöhnlich um den 20. Mai der eigentliche Monsun zum Ausbruche kommt.

Tage lang sieht man vorher am westlichen Horizont über der See eine schwere schwarze Wolkenbank, die sich immer höher gegen den Zenith heraufschiebt. Plötzlich, und zwar meist nachts zwischen 2 und 3 Uhr, bricht unter heftigem Sturme ein gewaltiges Gewitter los, das, beständig zwischen Meer und Land hin und her ziehend, bis zum nächsten Mittag anhält. Die Gewitter wiederholen sich nun Tag für Tag; der Regenfall ist sehr stark, die elektrischen Entladungen von ausserordentlicher Heftigkeit. Dennoch sind Unfälle durch Blitzschlag verhältnismässig selten. Die zahlreichen Bäume, namentlich die Cocospalmen, bilden, vom Regen nass, natürliche Leiter. Im Jahre 1895 wurden allerdings der Kutscher und die Pferde eines über Galle face fahrenden Wagens durch einen Blitzstrahl getötet.

In den Monaten, die ich in Colombo verbrachte, trug die Witterung im ganzen ihren typischen Charakter, nur dass die Niederschläge vielleicht etwas reichlicher fielen und länger dauerten als gewöhnlich. Trotzdem kann ich nicht sagen, dass ich die Feuchtigkeit so ausserordentlich hochgradig fand, wie mitunter geschildert wird. Lederzeug und Metallwaren muss man allerdings öfters nachsehen, um keinen Schimmel und Rost überhand nehmen

zu lassen; allein meine sämtlichen Kleider und Ausrüstungsgegenstände sind, obwohl nur in gewöhnliche Kisten verpackt, unbeschädigt drüben angekommen und haben auch in Colombo nicht durch Feuchtigkeit gelitten.

Während des Dezembers waren die Morgen stets schön, in den Frühstunden zuweilen nebelig. Gegen Abend kam in der Regel zur gleichen Stunde ein Gewitter. Der Himmel verdunkelte sich mehr und mehr; es begann zu regnen, erst mässig, dann in heftigem Gusse; dazu helle Blitze und rollender Donner. Die Luft blieb aber dabei vollkommen ruhig, und das Gewitter hatte durchaus nichts Aufregendes. In lebhaftem Gedächtnisse steht mir noch die Neujahrsnacht. An solchen Tagen drängt sich uns natürlich der Gegensatz zwischen dem, was wir von der Heimat her gewöhnt sind, und dem, was wir in der Fremde erleben, mehr noch auf, als sonst. Ich hatte am Abend eine Anzahl von Briefen aus Deutschland erhalten, dann war ich hinuntergeschlendert an den Strand, den prachtvollen Sonnenuntergang zu bewundern. Rasch und ohne lange Dämmerung, wie dies in den Tropen der Fall ist, brach die Nacht herein, und mit ihr das tägliche Gewitter. Es währte ein bis zwei Stunden. Hierauf verzogen sich die Wolken, und der Mond schien durch die Bäume; die vom Regen nassen Palmwedel sahen aus wie mit flüssigem Silber übergossen. In unserer Veranda sitzend und der Meinen daheim gedenkend, erwartete ich den Anbruch des neuen Jahres.

Mit dem Januar wurden die Niederschläge seltener; doch selbst im März noch, der bereits zur trockenen Jahreszeit gehört, hatten wir vereinzelt Gewitter und Gussregen. Sehr unangenehm war in den ersten Monaten der sogenannte „Long-shore-Wind". Er kommt von Norden und wird die häufige Veranlassung zu Erkältungen. Man sagt ihm auch nach, dass er Fieber bringe. Dass man in den Tropen das Frostgefühl nicht kenne, ist für Ceylon wenigstens gewiss unrichtig. Oft genug fröstelte ich, wenn ich etwa nach einem tüchtigen Marsch, der mich in Schweiss gebracht hatte, aus dem schützenden Palmenhain an das Meeresufer heraustrat und nun plötzlich dem lästigen „Long-shore" ausgesetzt war. Noch im Februar hielt dieser Wind an. Erst gegen Ende des Monats machte er der Seebrise Platz.

Wenn man aber das Klima von Ceylon ein gesundes nennt, so ist das doch nur mit einiger Einschränkung richtig. Es ist zweifellos gesünder als etwa das des festländischen Indiens. Aber gewisse Gefahren bringt eben jedes Tropenklima mit sich. Wer ruhig und im Genusse allen Comforts an einem Orte wie Colombo bleibt, oder wer vom Schiffe aus sofort in höher gelegene Gebiete sich begibt, der kann wohl ungefährdet längere Zeit auf

der Insel verweilen. Für den aber, welcher Ausflüge und Reisen im Lande unternimmt, liegt die Sache schon erheblich ungünstiger. Manche Teile Ceylons, wie das Vorland zwischen Colombo und dem Gebirge, namentlich Kurunägala, sind sogar geradezu berüchtigt wegen ihrer Fieber.

Den Fieberanfällen sind vermöge ihrer ganzen Lebensweise die Eingeborenen mehr ausgesetzt wie die Europäer. Kurz ehe ich nach Colombo kam, wütete in Point de Galle eine Epidemie, welche eine Menge Opfer forderte. Beim Bahnbau von Galle nach Matara erlagen, wie man mir erzählte, 1100 Kulis dem Fieber. Aber auch Europäer bleiben nicht verschont. Ein älterer Herr, den ich in Kandy kennen lernte, das Bild der Kraft und Rüstigkeit, wurde kurz darauf von einem Fieberanfalle binnen wenigen Tagen hingerafft. Es genügt eben eine verhältnismässig geringfügige Ursache, etwa eine Erkältung, um die Disposition zu einer mehr oder minder heftigen Malariaerkrankung zu schaffen. Ich habe das leider an mir selbst erfahren müssen. Indessen wäre es sehr unrecht, die Gefahren zu übertreiben. Selbst wenn man nicht ganz von Fieber verschont bleibt, so gehört bei normaler Konstitution ein schlimmer Ausgang doch zu den ausserordentlichen Unglücksfällen. Die perniciöse Form des Fiebers, wie sie in Afrika vorkommt, ist auf Ceylon unbekannt. Ich selbst würde eine zweite Reise ohne alle Besorgnis unternehmen. Bedenklich wird der Aufenthalt in den Tropen eigentlich erst bei langer Dauer. Die Körperkraft wird dann allmählich untergraben und die Konstitution vermag einer etwa eintretenden Infektion nicht mehr den gehörigen Widerstand entgegen zu setzen.

Ich muss hier rühmend hervorheben, in welch glänzender Weise die englische Regierung in Ceylon für die Besserung der sanitären Verhältnisse der Eingeborenen sorgt. An allen wichtigen Plätzen auf der Insel sind Hospitäler errichtet, die durchweg einen sehr günstigen Eindruck machen. Ihre Zahl ist von 17 im Jahre 1868 auf 56 im Jahre 1891 gestiegen. An kleineren Orten ist wenigstens für sogenannte „dispensaries“ gesorgt, in welchen die Kranken ärztlichen Beistand und Arzneien erhalten. Der Gesamtaufwand des „Medical Department“ betrug 1868 rund 280000 Rupies, 1891 dagegen nahezu 800000 Rupies, also auch nach dem gegenwärtigen niedrigen Curs nicht viel unter einer Million Mark. Wie allmählich das Misstrauen der einheimischen Bevölkerung gegen die europäische Heilkunst schwindet, dafür ist wohl der beste Beweis der Umstand, dass die Zahl der ausserhalb der Hospitäler behandelten Kranken im Jahre 1868 auf kaum 9000, im Jahre 1891 dagegen auf mehr als 400000 sich belief.

Unter die grossen sanitären Massregeln der Regierung gehört auch die Anlegung einer Wasserleitung in Colombo, durch welche nunmehr den Eingeborenen gesundes Trinkwasser beschafft wird. Die Leitung wurde vor zehn Jahren (1886) vollendet, die Gesamtkosten betrugen 4330000 Rupies, also nach unserem Gelde rund fünf Millionen Mark.

Auch die Wiederherstellung der „Tanks", d. h. künstlichen Seebecken, und der Kanäle im Innern der Insel hat, wie ich glaube, nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine sanitäre Bedeutung. Es werden durch sie grosse Mengen stagnierenden Wassers zum Abfluss gebracht und dadurch ohne Zweifel die gesundheitlichen Verhältnisse der betreffenden Gegend gebessert.

Die Kulturgebiete Ceylons sind namentlich das Gebirge und die westlichen und südwestlichen Teile der Insel. Im Norden, Osten und Süd-Osten herrschen noch Dschungel und Urwald vor.

Von den Produkten, welche aus Ceylon exportiert werden, ist bei weitem das wichtigste der Thee. Seine Kultur löste die des Kaffees ab, als in den siebziger Jahren eine Pilzkrankheit in den Kaffeeplantagen ausbrach und dieselben binnen kurzer Zeit total ruinierte. Nichts kann den Wechsel besser veranschaulichen, als der Vergleich, dass das mit Kaffee angebaute Areal von 275000 Acres im Jahre 1878 auf 35000 im Jahre 1893 gesunken ist, das mit Thee bepflanzte Areal hingegen in der gleichen Zeit von 4700 Acres auf 273000 gestiegen. Die Quantität des ausgeführten Thees betrug 1878 nur 20000 engl. Pfund, im Jahre 1893 dagegen 80 Millionen; 1895 wurde die Ziffer von 100 Millionen Pfund erreicht.

Man baut den Thee hauptsächlich im Gebirge, und er gedeiht hier noch bei 2000 m Seehöhe und darüber. In den Hauptlagen Dimbula und Dik-oya, die von der Eisenbahnlinie nach Bandarawela durchzogen werden, erblickt man, soweit das Auge reicht, nur Theeplantagen von der Thalsohle bis hoch hinauf unter die mit Dschungel bestandenen Gipfel der Berge. Neuerdings werden auch die niedrigeren Hügel des Vorlandes für den Theebau verwertet. Die Pflanzungen sind quantitativ sehr einträglich, hinsichtlich der Qualität aber steht der hier produzierte Thee hinter dem höherer Lagen zurück.

Bei Peradeniya hatte ich später Gelegenheit, eine Theeplantage und eine vortrefflich eingerichtete Factorei genauer zu besichtigen.

Man hält den Theestrauch in der Pflanzung durch häufiges Zurückschneiden ziemlich niedrig, etwa gegen einen Meter hoch. Der Abstand der einzelnen Pflanzen voneinander mag 1 bis 1½ m betragen. Von den jung

nachtreibenden Schösslingen werden nur die äussersten Spitzen mit etwa vier bis fünf Blättern verwertet, die obersten feinsten Blätter ergeben den Pecco-Thee, die übrigen den Souchong. Man gewinnt auf diese Weise sechs- bis neunmal im Jahre eine Ernte. Zunächst lässt man nun die abgepflückten Blätter, indem man sie auf Rahmen locker hinstreut, in luftigen Räumen ein wenig welken. Hierauf bringt man sie in rotierende Trommeln, wo sie sich einrollen. Sodann werden sie in besonderen Maschinen, den sogenannten „Siroccos", durch Heizluft getrocknet. Der letzte Process vor der Verpackung endlich ist die Scheidung der feineren und der gröberen Blätter, des Pecco und des Souchong, in Schüttelsieben. Der Rückstand bildet den Theestaub.

Der Export von Kaffee nahm, wie erwähnt, im gleichen Masse ab, wie der Thee-Export stieg. Sein Gesamtwert belief sich 1880 auf mehr als 66½ Millionen Mark, 1892 auf kaum 120000 Mk. In der Pflanzung wird der Kaffeebaum gleich dem Theestrauche kurz gehalten und mehr in die Breite als in die Höhe gezogen. Die Eingeborenen lassen ihn frei wachsen. Die Blüten des Kaffeebaumes sind sternförmig, etwa wie das Edelweiss, und von lebhaft weisser Farbe; sie sitzen dicht gedrängt rund um die Zweige herum. Man kann sich vorstellen, wie anmutig solch ein blühender Baum aussieht; leider ist der Anblick ein seltener geworden.

Zur Zeit, da Portugiesen und Holländer auf der Insel herrschten, war Zimmet das vornehmste Erzeugnis von Ceylon. Seine Produktion und Ausfuhr waren das eifersüchtig gehütete Monopol der Regierung. Nach der Besitzergreifung Ceylons seitens der Engländer ging das Monopol auf die Ostindische Compagnie über und wurde erst 1833 aufgehoben. Seither ist der Wert dermassen gesunken, dass die Zimmetkultur kaum mehr rentiert und gegenwärtig fast ausschliesslich von Eingeborenen betrieben wird. Viele Zimmetpflanzungen gingen ein; eine Vorstadt von Colombo, in der die Bangalows der vornehmsten und reichsten Europäer stehen, erinnert noch jetzt durch ihren Namen „Cinnamon-Gardens" an frühere Zeiten. Der Zimmetbau ist gegenwärtig beschränkt auf einen verhältnismässig schmalen Strich längs der Westküste, der nördlich von Negombo beginnt und im Süden bei Galle endigt. Mittelpunkt der Kultur war je und je Colombo.

Ausser den Gewürzen, wie Zimmet, Cardamomen, Pfeffer, Muskatnuss u. s. w., denen Ceylon zum grossen Teil seine Berühmtheit verdankt, und noch vor ihnen sind als edelste Nutzgewächse der Insel die zahlreichen Palmenarten zu nennen. Die vornehmste unter ihnen ist die Cocospalme,

deren Plantagen als fast ununterbrochener Gürtel die Küste der Südhälfte Ceylons umsäumen.

Von der Cocospalme wird thatsächlich alles verwertet. Das Holz dient zum Bauen, mit den getrockneten Blättern dacht man die Hütten oder man fertigt aus ihnen Flechtarbeiten. Die junge Frucht liefert, wenn frisch gepflückt, ein kühles Getränke; der Geschmack, der an wenig gesüsste Limonade erinnert, befremdet zu Anfang, aber man pflegt sich rasch daran zu gewöhnen. Die zähe faserige Umhüllung der ausgereiften Frucht wird zu Matten und Stricken verarbeitet; aus dem Kern gewinnt man ein zur Seifenfabrikation verwertetes Öl; die Rückstände, das sogenannte Punac, werden zu Kuchen gepresst und als Viehfutter versendet. Der getrocknete, noch nicht entölte Kern, das Kopperah, wird als Nahrungsmittel für Eingeborene nach Indien ausgeführt; neuerdings gehen auch beträchtliche Quantitäten nach Frankreich, um dort ausgepresst zu werden. Endlich gewinnt man aus der Cocospalme durch Kappen des jungen Wipfeltriebes eine süsse Flüssigkeit, den Toddy, welcher vergohren einen trefflichen Arak liefert.

Im ganzen mag sich die Zahl der Cocospalmen Ceylons auf 30 Millionen belaufen. Es sind rund 500000 Acres damit bepflanzt, fast ausschliesslich im Besitze von Eingeborenen befindlich. Der Wert des exportierten Öls beträgt jährlich 10 Millionen Mk., der des Kopperah 2 Millionen, um von den Nebenprodukten der Cocospalme an dieser Stelle abzusehen.

Der Cocospalme und der im Norden der Insel ihre Stelle vertretenden Palmyra-Palme (Borassus flabelliformis) steht an Wert und Kulturbedeutung zunächst die Arecapalme (Areca catechu). Sie unterscheidet sich von der Cocospalme schon äusserlich durch den dünnen, glatten, pfeilgeraden Stamm, durch die kleinere Krone und das derber gefiederte Blatt. Aus ihrem zähen und elastischen Holze werden die Tragstangen für die „Pingos“ gefertigt. Ihre Nüsse pflegen die Eingeborenen in kleine Stückchen zu zerschneiden, mit etwas Kalk in ein frisches Blatt des Betelpfeffers einzuwickeln und das Ganze dann zu kauen.

Jung und alt, Männlein und Weiblein huldigt der Sitte des Betelkauens, das übrigens bei der Lebens- und Ernährungsweise der Eingeborenen ein wirkliches Bedürfnis zu sein scheint, mit ausdauerndster Hingebung. Nichts aber macht wohl für den Europäer den Umgang mit dem Volke mehr belästigend, als eben diese Sitte. Das fortwährende Ausspucken des vom Betelsaft rot gefärbten Speichels erregt unseren Ekel; auch der Anblick des ziegelroten Zahnfleisches und der ebenso gefärbten Zunge wirkt äusserst abstossend.

Ich habe auch beobachtet, dass Eingeborene, die etwas auf sich halten und in häufigere Berührung mit Europäern kommen, das Betelkauen ganz unterlassen oder doch nur in sehr eingeschränktem Masse betreiben.

Areca-Nüsse werden auch aus Ceylon nach den Maldiven und Südindien ausgeführt, da die hier wachsenden Früchte minderwertig sind.

Von neueren Produkten Ceylons sind Cacao und Chinarinde zu nennen. Ersterer gedeiht namentlich in dem Thale von Mátalé. Die Kultur des Cinchonabaumes ist infolge der Reduktion des Preises für Chinin in letzter Zeit zurückgegangen. Auch vermag die in Ceylon gewonnene Rinde die Konkurrenz mit der viel gehaltreicheren, welche Java liefert, kaum zu bestehen.

Berühmt ist seit alter Zeit der Reichtum Ceylons an Perlen und edlen Steinen.

Perlmuscheln werden im Golf von Mannar an der Palkstrasse gefunden und in ziemlich primitiver Weise von eingeborenen Tauchern gehoben. Die Erträgnisse sind ausserordentlich schwankend. In den Jahren 1882, 83, 85, 86 fand überhaupt keine Fischerei statt. Ein ganz besonders günstiges Ergebnis hatte das Jahr 1891 aufzuweisen. Der Gesamtertrag, den die Regierung in diesem Jahre einnahm, belief sich auf nahezu 2 Millionen Mk., während das vorhergehende Jahr nicht einmal den dritten Teil ergeben hatte.

Hauptfundstätte der Edelsteine ist Ratnapura. Man findet namentlich Rubine, ferner Katzenaugen, sowie blaue, goldgelbe und wasserhelle Saphire. Diamanten gibt es nicht.

Die Steine, welche angeboten werden, sind freilich sehr selten erstklassige Ware, und die kauflustigen Fremden laufen Gefahr, von den Händlern — es sind meist Moormen und geriebene Gauner — gehörig betrogen zu werden. Die „damned fool passengers", wie die schmeichelhafte Bezeichnung der Eingeborenen für die übertölpelten Globe-trotters lautet, werden überdies ausgelacht.

Ich habe, wohlweislich erst am Ende meines Aufenthaltes auf Ceylon und unter Assistenz eines Sachkenners, für wenige Rupies etliche kleine Saphire erworben. Bei uns wurden dieselben immerhin auf das sechs- bis achtfache des Ankaufspreises gewertet.

Charakteristisch für Ceylon ist auch der Mondstein, eine besondere Gattung Feldspat, die, wenn geschliffen, einen eigentümlich milden bläulichen Glanz besitzt.

Neuerdings gesellt sich nun zu diesen Produkten des Mineralreiches noch der Graphit, der in ganz vorzüglicher Qualität namentlich bei Kurunä-

gala gegraben wird. Verwendung findet der Graphit bekanntlich zur Herstellung von Schmelztiegeln und bei der Fabrikation der Bleistifte. Die aus Ceylon ausgeführte Quantität hat sich im Laufe des letzten Jahrzehntes mehr als verdoppelt.

Die folgende Tabelle mag in abgerundeten Zahlen den Wert der wichtigsten Exportartikel Ceylons und zugleich die hauptsächlichsten Verschiebungen in Produktion und Ausfuhr veranschaulichen:

1. Thee	Wert 1892:	65000000 Mk.	—	1880:	300000 Mk.
2. Cocosnussprodukte	„ „	20000000 „	—	„	12000000 „
3. Graphit	„ „	8600000 „	—	„	4100000 „
4. Cacao	„ „	2700000 „	—	„	7000 „
5. Zimmet	„ „	2400000 „	—	„	1600000 „
6. Tabak	„ „	2100000 „	—	„	2100000 „
7. Chinarinde . . .	„ „	1600000 „	—	„	2500000 „
8. Kaffee	„ „	120000 „	—	„	66700000 „
9. Edelsteine, Perlen	„ „	90000 „	—	„	90000 „

Der Gesamtwert des Exports ist von rund 100 Mill. Mk. im Jahre 1880 auf 125 Mill. im Jahre 1892 gestiegen. Zum Vergleiche mag dienen, dass die Ausfuhr aus sämtlichen deutschen Kolonien im Jahre 1895 im ganzen den Wert von 14 Millionen Mk. betrug.

Das Nahrungsmittel, auf welches die Eingeborenen in erster Linie angewiesen sind, ist der Reis. Das Wort für den gekochten Reis, wie er überall in den Buden zu Rollen gepresst feilgeboten wird, bat, bedeutet Speise oder Essen schlechtweg.

Täglich etwa um Mittag erschien mein Boy und stellte die Anfrage, ob ich ihm nun gestatte, seinen „Reis“ einzunehmen. Er verschwand dann und holte sich seine Ration beim Händler. Das gleiche that er, wenn wir auf der Reise waren; niemals nahm er im Hotel oder im Rasthause ein Mahl. Er wusste eben billigere Bezugsquellen ausfindig zu machen. Bandarawela erklärte er für „no good place“, weil der „Bat“ zu teuer sei. Vermutlich spekulierte er auf eine kleine Extrazulage; ich besass aber leider nicht die nötige Intelligenz, um die zarte Andeutung des Feinspinners zu verstehen.

Ich habe die Eingeborenen, was Nahrung anlangt, ausserordentlich genügsam gefunden. Nicht bloss, dass sie in der Regel auf stärkere Reizmittel ganz verzichten und mit Reis und etlichen Früchten, höchstens dazu noch getrockneten Fischen zufrieden sind; sie nehmen auch sehr geringe Quanti-

täten zu sich. Dies gilt auch bei schwerer Arbeit. Als ich im Boot die Kaluganga herab fuhr, waren meine Kulis fast ununterbrochen, auch in den heissesten Stunden, am Ruder. Die Pausen, die sie für ihre Mahlzeiten machten, zählten nur nach Minuten, und was sie genossen, war auffallend wenig. Dabei waren sie stets heiter und gut gelaunt, niemals missmutig oder arbeitsmüde, sondern immer bereit, das Boot anzuhalten, zu wenden oder gegen die Strömung zu lenken, wenn es galt irgend eine Jagdbeute, die ich erlegt hatte, aus dem Wasser zu holen.

Die Singhalesen sind ein ausgesprochen Ackerbau treibendes Volk. Reisbau gilt ihnen für die vornehmste aller Beschäftigungsarten. Die Aussaat, die Ernte, überhaupt jede mit dem Reisbau in Zusammenhang stehende Thätigkeit wird unter sehr merkwürdigen Ceremonien vorgenommen. Auch sprechen die Singhalesen beim Reisbau einen besonderen „Slang"; sie haben eigentümliche Ausdrücke für ihre Instrumente, für die Felder und ihre einzelnen Teile, für jede Handlung, die sie vornehmen. Die naive Grundidee scheint die zu sein, dass die Dämonen, mit denen man die ganze Natur bevölkert glaubt, nicht verstehen sollen, um was es sich handelt. Man spricht eine Art Geheimsprache in ihrer unsichtbaren Gegenwart, damit sie keine Gelegenheit finden, ihre schädigenden Einwirkungen geltend zu machen. Der alte Dämonenglaube sitzt eben den Leuten noch fest im Blute.

Der Reis ist bekanntlich eine Sumpfpflanze. Man hält daher die Felder beständig unter Wasser. Zu diesem Zwecke umgibt man sie mit niedrigen, kunstlos aus dem Bodenschlick hergestellten Dämmen und reguliert das Zu- und Abfliessen des Wassers durch kleine Schleusenvorrichtungen. Besonders hübsch nehmen sich die Reisanlagen in hügeligen Gegenden aus. Wo da ein Wasserlauf herabkommt, wird der Hang in eine Stufenfolge von Terrassen umgewandelt. Man wird einigermassen an die Anlagen der Weinberge an steileren Lehnen der rheinischen Gebirge erinnert. Blickt man von oben, etwa von einem Wagen der nach Kandy führenden Bahn aus, auf solche Terrassenfelder hinab, so heben sich die Umrandungen derselben mit ihrer lehmgrauen Farbe scharf von dem lebhaften Grün der Felder selber ab; ihre Linien, die in mannigfaltigsten Krümmungen den Formen des Berges sich anschmiegen, erinnern uns einigermassen an die Isohypsenkurven einer in grossem Massstabe ausgeführten Landkarte.

Hauptsächliche Reisgebiete sind die zwischen der Westküste und dem Gebirge sich ausdehnenden Ebenen nebst den Vorhügeln des letzteren, sowie die Ostküste mit Batticaloa als Mittelpunkt.

Auch im Norden wird Reis gebaut, wo immer einer der in früheren Jahrhunderten angelegten Tanks entweder noch gebrauchsfähig ist oder von der englischen Regierung wieder in stand gesetzt wurde. Vielfach liegen hier die kleinen Siedelungen mit ihren Reisfeldern gleich Oasen mitten im Dschungel. Das anbaufähige Gebiet kann in diesem Teil der Insel durch weitere Wiederherstellung alter Bewässerungswerke ohne Zweifel noch bedeutend erweitert werden. Gegenwärtig sind rund 700000 Acres mit Reis bebaut, und doch liefert Ceylon nur etwa $^3/_5$ des im Lande selbst konsumierten Reises; der Rest wird von dem festländischen Indien importiert.

Ich muss zum Schluss dieses Abschnittes noch einen Gegenstand in Kürze streifen, selbst auf die Gefahr hin, den Ceylonfahrern etwas von dem Nimbus des Heldentumes zu rauben, der sie in den Augen mancher Leute umstrahlt.

Ceylon ist, wie männiglich bekannt, die Heimat von allerhand gefährlichen und unheimlichen Bestien. Und ich meine da nicht einmal die reissenden Tiere der Wildnis, sondern das, was so in Haus und Hof und Garten, auf Feldern und Wegen vorkommt. Da gibt es vor allem zahlreiche Schlangen, und zwar von der allergiftigsten Sorte. Obenan steht die Cobra, die Brillenschlange (naya tripudians), deren Biss in Indien alljährlich 15 bis 20000 Menschen erliegen sollen. Noch mehr gefürchtet ist bei den Eingeborenen die Polanga. Sie bewegt sich in Sprüngen vorwärts, und man sagt ihr nach, dass sie Menschen und Tiere angreife. Ihr Biss soll auf der Stelle tödlich wirken wie der Blitz. An die Schlangen reihen sich dann die Skorpione, die Tausendfüsse, die Tarantelspinnen, deren Biss zwar nicht tötet, aber unsägliche Schmerzen und Delirien hervorruft. Den Beschluss bilden die kleinen Blutsauger: die Muskitos, die Land-Blutegel, die Zecken.

Das lautet ja freilich höchst ungemütlich, und doch gestaltet sich die Sache in Wirklichkeit ganz harmlos. Ich habe keine lebende Cobra zu Gesicht bekommen, keinen Skorpion, keinen Tausendfuss! Weder ein Blutegel noch ein Zeck hat mich gebissen, und durch die Muskitos habe ich nicht mehr gelitten als bei uns im Hochsommer auf dem Pürschgange oder auf dem Anstand durch unsere gewöhnlichen Schnaken.

Und dabei bin ich doch wohl erheblich mehr als ein Vergnügungsreisender von den Hauptwegen abgekommen und oft genug im Dschungel gewesen. Ich war auch keineswegs besonders achtlos gegenüber jenen zoologischen Merkwürdigkeiten. Ist es doch viel interessanter, wenn man, heimgekehrt, von solchen tropischen Begegnungen erzählen kann!

Was ich überhaupt an Schlangen in Ceylon gesehen, ist recht wenig. Einmal schoss mir auf einem Seitenwege unweit Mount Lavinia eine Rattenschlange von allerdings recht respektabler Länge unmittelbar vor den Füssen vorüber, ebenso ein andermal unweit des Colombo-Museums eine grosse grüne Baumschlange. Beide Male war ich von der Schnelligkeit der Reptile überrascht. Bei dem Kalwäwa-Tank sah ich in einem Graben eine Wasserschlange, und als ich wenige Tage nach meiner Ankunft in Colombo mit einer deutschen Dame in der Veranda ihres Hauses in den Cinnamon-Gardens plaudernd zusammensass, brachten die Diener eine Cobra, welche sie soeben draussen im Garten erschlagen hatten. Damit sind meine „Schlangenabenteuer", woferne diese harmlosen Begebenheiten überhaupt einen solchen Namen verdienen, bereits vollständig erschöpft.

Ich habe auch nie gehört, dass sich jemand des Falles erinnern konnte, dass ein Europäer durch Schlangenbiss umgekommen sei. Dagegen lernte ich allerdings eine ältere Dame kennen, welche kurz zuvor von einem Tausendfuss gebissen worden war und mir die ausgestandenen Schmerzen mit grosser Lebhaftigkeit schilderte.

Das war immerhin ein Missgeschick, aber eines, das glücklicherweise selten vorkommt. Wenn dich also, verehrter Leser, bisher die Furcht vor jenem Getier von einer Reise nach Ceylon abgehalten haben sollte, so magst du deine Angst getrost beschwichtigen und die Reise sorglosen Herzens wagen.

* * *

Die Verwaltung Ceylons ist von derjenigen Indiens getrennt. Im Jahre 1798 zur Kronkolonie erklärt, steht die Insel und ihre Regierung direkt unter dem Kolonialministerium in London. Vor den Engländern hatten Portugiesen und Holländer um den Besitz von Ceylon sich bemüht, aber die Herrschaft beider Nationen erstreckte sich dauernd nur auf die wichtigsten Hafenplätze und auf die unmittelbar am Meere gelegenen Landstriche.

Kurze Zeit, nachdem Vasco de Gama den Seeweg nach Indien aufgefunden und seinem Vaterland dadurch den Verkehr mit jenem schätzereichen Wunderland erschlossen hatte, im Jahre 1505, landeten die Portugiesen zuerst an der Küste von Ceylon. Zwölf Jahre später errichteten sie unter Lopo Soarez de Albergaria eine befestigte Factorei an der Stelle, wo jetzt Colombo-Fort gelegen ist. Die inneren Verhältnisse der Insel erleichterten es den

Eindringlingen in hohem Grade, festen Fuss zu fassen. Die Macht und das Ansehen des singhalesischen Königs, der unweit von Columbo – so wird der Platz in allen älteren Werken genannt – in Kotta residierte, war zu einem Schatten herabgesunken. In Wirklichkeit herrschten die zahlreichen Vasallenfürsten in ihren Gebieten vollkommen unabhängig. Die ganze Nordhälfte Ceylons hatten die von Südindien herübergekommenen Tamils besetzt. Sämtliche Hafenplätze aber waren in der Gewalt der „Moors", welche den ganzen damaligen Seehandel im Osten in ihrer Hand hatten und darum von den Portugiesen als die gefährlichsten Rivalen mit erbittertem Hasse verfolgt wurden.

Der Niederlassung in Columbo folgten bald andere an der Westküste Ceylons, wie z. B. in Panadura, Kalutara, Galle, Wäligama. Und überall wurden neben den Factoreien Kirchen errichtet, predigten Franziskanerpatres das Christentum und wussten gar manchen, weniger durch die sieghafte Kraft der Wahrheit als durch äussere Vorteile, der katholischen Lehre zu gewinnen. Allein die Portugiesen erfreuten sich dieser Erfolge nicht im Frieden. Es gelang ihnen zwar, die Scheinkönige von Kotta vollständig unter ihren Einfluss zu bringen; auch gingen sie, nicht ganz erfolglos, darauf aus, die Unterfürsten gegen einander aufzuhetzen, um nach dem Grundsatze des divide et impera aus ihren Eifersüchteleien selber Vorteile zu ziehen. Allein je erbärmlicher die Haltung eines Teiles der Bevölkerung und namentlich der Könige war, um so lebendiger wurde bei anderen das nationale Bewusstsein, um so mächtiger erstarkte der patriotische Widerstand gegen die fremden Eindringlinge.

Das ganze 16. Jahrhundert ist ausgefüllt von blutigen Kriegen zwischen den Portugiesen und den aufständischen Singhalesen. Von seiten der ersteren wurden diese Kriege mit unmenschlicher Grausamkeit geführt; nur mit einem Gefühle des Abscheus vermag man die Berichte über die Greuelthaten zu lesen, welche von diesen Trägern des Christentums und der abendländischen Civilisation verübt wurden. Der bedeutendste Führer der aufständischen Singhalesen war Radscha Singha. Aus der königlichen Familie entsprossen, hatte sich derselbe an die Spitze der nationalen Partei gestellt und nach und nach den grössten Teil des inneren Ceylon in seine Gewalt gebracht. Von Kandy aus unternahm er sogar einen Vorstoss gegen Colombo, das er längere Zeit (1586–87), freilich erfolglos, belagerte.

Auf Radscha Singha folgte Wimala Dharma. Derselbe war früher zum Christentume übergetreten und hatte mit dem Eifer des Renegaten in portu-

giesischen Diensten gegen Radscha Singha gekämpft und denselben aus Kandy verdrängt. Er entzweite sich aber in der Folge mit seinen bisherigen Bundesgenossen, von denen er seine Dienste nicht genügend belohnt glaubte, und behauptete sich auch nach Radscha Singhas Tode gegen dieselben im Besitze von Kandy.

Das Endergebnis aller Kämpfe war, dass die Küstenstriche der Insel unter portugiesischer Herrschaft blieben. Hauptsächlichster Stützpunkt derselben war das stark befestigte und mit Geschützen bewehrte Colombo. Im Innern bewahrten die Singhalesen ihre Selbständigkeit und bedrohten von ihrer sicheren Position in den Gebirgen aus durch wiederholte Angriffe und Überfälle die Besitzungen ihrer Gegner.

Ein gefährlicherer Feind aber als die Singhalesen erstand nunmehr den Portugiesen in den Holländern. Der Befreiungskrieg gegen die Spanier hatte diese zu tüchtigen Seeleuten geschult, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts unternahmen sie ihre ersten Reisen um das Cap der Guten Hoffnung, Handelsbeziehungen mit Indien anzuknüpfen. Ein holländisches Schiff lief 1602 in den Hafen von Batticaloa an der Ostküste Ceylons ein. Sein Kommandant, Admiral Spilberg, dessen Zweck zunächst der Einkauf von Zimmet gewesen war, schloss mit dem Könige von Kandy ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die Portugiesen und erwarb für die Holländer sogar das Recht, an der Südseite der Bucht von Trincomalee, bei Kottiyar, eine Befestigung anzulegen.

Anfangs waren die Portugiesen nicht ohne Erfolg in der Bekämpfung ihrer Rivalen. Sie besetzten sogar Batticaloa und Kottiyar und drangen wiederholt siegreich bis in die unmittelbare Nähe von Kandy vor. Allein 1630 erlitt eine Truppe, die unter der Führung von Don Constantine de Saa y Noroña einen Feldzug gegen die Provinz Uwa unternommen hatte, auf dem Rückmarsche eine blutige Niederlage durch die Kandyaner, und 1638 erschien von Batavia her eine holländische Flotte unter Admiral Westerwold in den Gewässern von Ceylon, um den Krieg mit grösserem Nachdrucke zu führen.

Das Glück in dem nun folgenden zwanzigjährigen Kriege war auf seiten der Holländer. Sie eroberten der Reihe nach die wichtigsten Hafenplätze der Ost- und Westküste Ceylons, wie Batticaloa, Trincomalee, Negombo, Galle, und am 12. Mai 1656 kapitulierte auch Colombo. Zwei Jahre später war die Insel vollständig von den Portugiesen geräumt. Allein nun entzweiten sich die bisherigen Verbündeten. Der König von Kandy stellte an die Holländer die Anforderung, die den Portugiesen entrissenen Plätze ihm auszuliefern. Er wurde abgewiesen und ging zu Feindseligkeiten über. Die

Verhältnisse waren nunmehr wesentlich ebenso wie im voraufgehenden Jahrhundert gelagert: an die Stelle der Portugiesen waren nur die Holländer getreten, welche sich auf die Behauptung der Küste beschränkten und in ihrem Besitzstande durch die fortwährenden An- und Übergriffe der Kandyaner sich bedroht sahen.

Hollands Politik gegenüber den Singhalesen war eine äusserst schwächliche und energielose. Man begnügte sich damit, um jeden Preis den Handelsverkehr in der Hand zu behalten, suchte die Kandyaner möglichst in friedlicher Stimmung zu erhalten, duldete selbst offenkundige Feindseligkeiten und Vertragsverletzungen und entschloss sich nur ganz selten zu militärischen Massregeln. Ein dauerndes Verdienst erwarben sich die Holländer nur durch die Kultivierung gewisser Bodenprodukte, namentlich der Zimmetpflanze, welche bisher ausschliesslich wild gewachsen war, und durch die Anlegung von Kanälen, welche die Lagunen längs der Westküste unter sich verbanden und eine sichere Wasserstrasse für kleinere Fahrzeuge bildeten.

Bei der rein defensiven Haltung ihrer Gegner wurden die Kandyaner von Jahr zu Jahr kecker und anmassender. Ein Glück für die Holländer war es nur, dass die tyrannische Regierung des grausamen Radscha Singha II. eine Rebellion im eigenen Lande hervorrief, welche den König genügend beschäftigte und von Unternehmungen gegen die auswärtigen Feinde abhielt. Seine Nachfolger aber waren durchaus unkriegerische Fürsten, und so erfreuten sich die Holländer in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch einmal in Ruhe ihres wertvollen Besitzes.

Inzwischen hatten die Engländer auf dem indischen Kontinente festen Fuss gefasst; doch die Kriegserklärung an Holland im Jahre 1782 gab ihnen Veranlassung, auch Ceylons sich zu bemächtigen. Nachdem sie zuerst Trincomalee vorübergehend besetzt hatten, landete 1795 eine zweite Expedition unter Colonel Stuart vor diesem Platze und eroberte ihn nach dreiwöchentlicher Belagerung. Im folgenden Jahre wurde Negombo eingenommen und am 16. Februer 1796 kapitulierte ohne Schwertstreich Colombo, dessen Besetzung das Ende der holländischen Herrschaft in Ceylon besiegelte.

Die nächste Aufgabe der Engländer war nun die Regelung ihrer Beziehungen zu den Kandy-Fürsten. Der Überfall und die Beraubung einer Karawane seitens der Kandyaner gab die erste Veranlassung zu bewaffnetem Einschreiten. Kandy wurde eingenommen, aber die dort zurückgelassene Truppenabteilung am 24. Juni 1803 verräterischerweise überfallen und niedergemacht. Ein einziger Mann entkam, die Kunde von dem Blutbade

nach Colombo zu bringen. Die Nachricht wirkte um so niederschmetternder, weil man zur Zeit nicht die nötigen Truppen zur Verfügung hatte, um sofort die Kandyaner zu züchtigen.

Erst im Jahre 1815 rückten britische Truppen gegen Kandy vor und besetzten zum zweitenmal die Stadt. Der letzte König, Srivikrama Radschasiha, ein Tyrann, der mit unmenschlicher Grausamkeit gegen seine Unterthanen gewütet hatte, wurde entthront und in Indien interniert. Die Strafe, die er durch seine Greuelthaten vollauf verdient hätte, hat er nicht gefunden. Sein Gebiet wurde den unmittelbaren britischen Besitzungen einverleibt. In kurzer Zeit hatten die Engländer erreicht, was während zweier Jahrhunderte weder den Portugiesen noch den Holländern gelungen war: die Unterwerfung der ganzen Insel.

Über die Segnungen zu reden, welche die britische Verwaltung Ceylon gebracht hat, halte ich für überflüssig. Ich bekenne gerne, dass ich durch meinen Aufenthalt dortselbst zu einem aufrichtigen Bewunderer der Engländer und ihrer kolonisatorischen Thätigkeit geworden bin. Allenthalben in Ceylon tritt uns das Bild wohl geordneter und gesunder Verhältnisse entgegen. Eingeborene und Eingewanderte ziehen in gleichem Masse Vorteil aus der vorzüglichen Verwaltung des Landes. Wie vieles von seiten der Regierung zur Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse der einheimischen Bevölkerung geschehen ist, habe ich schon erwähnt. Ebenso bedeutsam sind die grossen Unternehmungen zur Hebung der wirtschaftlichen Lage und Ausbreitung der Bodenkultur. Zu ihnen gehört namentlich die Wiederherstellung der alten Tanks und Bewässerungskanäle, vor allem im nördlichen Teil der Insel. Hier ist der Reisbau vollständig abhängig von der künstlichen Irrigation des Bodens. In den Jahren 1880 bis 1891 hat die Regierung rund 4 Millionen Rupies für Bewässerungswerke ausgegeben, im letztgenannten allein über 450.000 Rupies. Es ist dies aber ein Aufwand, welcher ganz besonders den Eingeborenen zu gute kommt, welche ja ausschliesslich den Reisbau betreiben. Seit dem Jahre 1850 wurden nicht weniger als 59 grosse und 2230 kleine Tanks wieder hergestellt.

Ähnlich steht es mit den Verkehrsverhältnissen. Es ist bezeichnend für den praktischen Blick der Engländer, dass ihre erste Unternehmung nach der Occupation Kandys die Erbauung der vorzüglichen Strasse war, welche diese Stadt mit Colombo verbindet. Mit einem Schlage war dadurch das Innere der Insel erschlossen und die natürliche Schranke durchbrochen, welche vordem die Gebirgsdistrikte von den ebenen Landesteilen trennte. Jetzt ist

für ausgezeichnete Verbindungen durch die ganze Insel reichlich gesorgt. Selbst die Dschungel- und Waldgebiete im Norden und Osten sind von trefflich angelegten und in bestem Stand gehaltenen Strassen durchschnitten. Als Major Skinner, welcher von 1818 bis 1867 im „Public Work Department" Ceylons wirkte und die Wegeanlagen unter sich hatte, die Insel verliess, waren 3000 englische Meilen Strassen gebaut. In den Jahren 1890 und 91 wurden 3800000 Rupies für Weg- und Brückenbauten verausgabt.

Von Eisenbahnen ist die Linie Colombo-Kandy mit ihrer Fortsetzung in nördlicher Richtung bis Mâtalé zuerst zu nennen. Kurz vor Kandy zweigt von ihr eine andere Linie ab, welche durch das ganze Gebirgsland mit den wichtigen Plantagengebieten führt und bei Bandarawela an der Grenze der Provinz Uwa endigt. An die Linie Colombo-Kandy ist durch eine bei Polgahawela abzweigende Seitenlinie auch Kurunägala angeschlossen. Von Colombo südwärts folgt eine Bahn der Küste entlang über Point de Galle bis Matara an der Südspitze der Insel, wo von Dondera-head die Ruinen des auf dem Felsencap erbauten Tempels hinaus leuchten in den indischen Ocean. Der südliche Abschnitt dieser Bahn wurde gerade kurz nach meiner Ankunft in Colombo eröffnet.

Bei so trefflichen Verkehrsmitteln ist das Reisen im Innern von Ceylon eine verhältnismässig bequeme Sache. Auf den Hauptstrassen nach Jaffna, Trincomalee, Batticoloa schliessen sich überdies Posten an die Endpunkte der Bahn an. Wo der Verkehr ein geringerer ist, fährt allerdings nur eine „bullock-coach", d. h. ein mit Ochsen bespannter Wagen. Bemerkenswert ist, dass die Tarife speziell für die Eingeborenen ausserordentlich niedrig gestellt sind. Auf der Post bezahlt der Europäer etwa viermal so viel als der Native. Eine Fahrkarte erster Klasse von Colombo nach Bandarawela kostet gegen 20 Rupies; der Eingeborene bezahlt in der dritten Klasse für die ganze Strecke, die in zwölf Stunden durchfahren wird, kaum den fünften Teil. Die Frequenz der Bahnen von seiten der Eingeborenen ist denn auch infolge des geringen Preises eine überraschend grosse.

Eine ganz vorzügliche Einrichtung sind ferner die „rest houses". An allen wichtigeren Strassen sind in regelmässigen Abständen von etwa 14 engl. Meilen von der Regierung Unterkunftshäuser angelegt, in denen man gegen Entrichtung einer festgesetzten mässigen Taxe nächtigen kann. Der „rest-house-keeper", stets ein Eingeborener, hält in der Regel auch Getränke, Sodawasser, Whisky, Bier, im Hause und vermag ein einfaches Mahl zu liefern, bei dem freilich das unvermeidliche Huhn die wichtigste Rolle spielt. Ich

habe in einer beträchtlichen Zahl solcher Rasthäuser die Nacht verbracht oder Mahlzeiten eingenommen und nur gute Erfahrungen gemacht. Ich traf immer freundliche und willige Wirte, die alles leisteten, was nach Massgabe der Verhältnisse zu leisten war. Einzelne besonders häufig besuchte Rasthäuser, z. B. in Anuradhapura, sind so gut geführt wie kleinere Hotels in der Stadt.

Die Politik, welche die Engländer der eingeborenen Bevölkerung gegenüber verfolgen, ist eine ebenso liberale als kluge und zielbewusste. Die letztere geniesst alle die Vorteile einer wohl geordneten Verwaltung und streng gerechten Justiz. Es ist auch unverkennbar, dass sie diese Segnungen als solche empfindet und würdigt. Das Volk ist zufrieden mit seiner Regierung und fühlt sich wohl unter ihr. Nie mehr seit dem Jahre 1817 ist ein ernstlicher Versuch zum Sturze der britischen Herrschaft gemacht worden; denn die Rebellion von 1848 hatte kaum mehr als lokale Bedeutung. In der That liegen in ganz Ceylon an regulärem Militär nur etwas über 1100 Mann.

Dabei halten aber doch die Engländer die Regierung fest in ihrer Hand. Alle höheren Staatsstellen sind ihnen vorbehalten; nur zum Subalterndienst werden Eingeborene zugelassen. Damit diese aber doch die Möglichkeit haben, Wünsche, Anliegen und Beschwerden direkt bei der Regierung vorzubringen, werden angesehene Persönlichkeiten aus dem Kreise der einheimischen Bevölkerung als unoffizielle Mitglieder in den Staatsrat, das „Legislative Council" berufen. Hier haben ausser dem Kaufmannsstande und den Pflanzern auch die verschiedenen Nationalitäten der Insel je einen Repräsentanten; neben den Engländern also auch die Singhalesen und die Tamils. Besonders vertreten sind zudem die Kandyaner und die Muhammedaner.

Ceylon bietet das erfreuliche Bild zunehmenden Gedeihens und Wohlstandes. Am deutlichsten tritt dies in dem Verhältnisse der jährlichen Staatseinnahmen und Ausgaben zu Tage. In der 35jährigen Verwaltungsperiode 1821 bis 1855 überwogen achtzehnmal die Ausgaben, teilweise um ein erhebliches; zwischen 1856 und 1890 schlossen nur vier Jahre mit einem Defizit ab; 1891 betrugen die öffentlichen Einkünfte fast 19 Millionen Rupies, die Ausgaben nicht ganz 16½ Millionen.

Glückliches Eiland!

Kapitel IV.

Colombo und meine indischen Freunde.

Lage von Colombo — Der neue Hafen — Schiffsverkehr — Der Norddeutsche Lloyd und seine Bedeutung — Fort und Pettah — Singhalesen und Tamils — Moormen und Chetty's — Burghers — Europäer — Dinner im Queens House — Cinnamon Gardens — Colombo-Museum und die Ceylon-Abteilung der asiatischen Gesellschaft — Zeitungen — Die deutsche Kolonie — Weihnachtsabend bei Konsul Freudenberg — Gesellschaftliches Leben in Colombo — Über die Zwecke meiner Reise nach Ceylon — Sprachliche Verhältnisse der Insel — Ihre Geschichte bis zur Ankunft der Portugiesen — Hervorragende buddhistische Priester — A. Mendis Gunasékara Mudaliyar — Ebrahim Didi und meine maldivischen Studien — Singhalesische Studien mit meinem Pandit Simon de Silva.

Mittelpunkt der portugiesischen, wie auch der holländischen und der britischen Herrschaft in Ceylon war je und je Colombo gewesen. Seinen Grund hat dies einerseits darin, dass Colombo der Stapelplatz des Zimmethandels war, andrerseits in der natürlichen Festigkeit des Platzes. Es geht dies deutlich auch aus der Beschreibung Colombos hervor, welche Rev. Cordiner uns hinterlassen hat, der daselbst von 1799 bis 1805 als Garnisonskaplan lebte und wirkte.

Das Fort, dessen Befestigungswerke jetzt, von einer Strandbatterie abgesehen, eingelegt sind, war erbaut auf einem Landstreifen zwischen dem Meere und einem Binnensee oder richtiger einer Lagune. So war dasselbe schon von Natur auf zwei Seiten gesichert und stand auf den beiden anderen nur durch verhältnismässig schmale und leicht zu beherrschende Zugangsstrassen mit dem festen Lande in Verbindung.

Allein bei diesen Vorteilen litt Colombo an einem sehr empfindlichen Mangel: es hatte keinen auch nur einigermassen brauchbaren Hafen. Ein

felsiger Landvorsprung beim Fort bildete zwar eine kleine Bucht; aber dieselbe war nur ganz kleinen Fahrzeugen zugänglich. Grössere Schiffe mussten auf der offenen Rhede ankern, was einen Teil des Jahres hindurch, solange die schweren Stürme des Südwest-Monsuns toben, mit grossen Gefahren verbunden oder ganz unmöglich war.

So hatte denn auch die Stadt Colombo eine gefährliche Rivalin in dem weiter südlich gelegenen Point de Galle. Dieses besitzt einen durch vorspringende Landzungen gebildeten natürlichen Hafen. Seine Dimensionen sind zwar kleine und die Zufahrt wegen der vielen Korallenriffe nicht ganz leicht; aber er bietet doch den in ihm vor Anker liegenden Schiffen hinreichenden Schutz gegen Stürme. In der That pflegten denn auch bis in die achtziger Jahre herab die grossen zwischen Aden und Ostasien verkehrenden Dampfer Point de Galle anzulaufen.

Die Sachlage hat sich seither vollständig geändert. Colombo besitzt nunmehr einen geräumigen künstlichen Hafen, der durch einen mächtigen Wellenbrecher vollkommen gegen den Südwest-Monsun geschützt ist. Der Molo wurde aus Betonblöcken von je 10 bis 32 Tonnen Gewicht hergestellt. Seine Länge beträgt mehr als 2 km, seine Höhe über dem Wasserspiegel 3½ m. Er endigt in einer kreisrunden Plattform, auf welcher ein kleiner Leuchtturm mit rotem Lichte steht. Man sieht in Colombo häufig Photographien des Molo, wenn sich an seinem Steinwalle die vom Südwest-Monsun gegen ihn getriebenen Wellen brechen und ihren Gischt gleich einer Riesenfontäne senkrecht zu Turmeshöhe emporschleudern.

Im Jahre 1875 legte der Prinz von Wales bei seiner damaligen Anwesenheit auf Ceylon den Grund zu diesem Bauwerke; seine Fertigstellung im Jahre 1884 bedeutete den endgiltigen Sieg Colombos über ihre Rivalin. Point de Galle ist zu einem unbedeutenden Platze herabgesunken, wo nur einzelne ganz bestimmte Ausfuhrartikel verschifft werden. Das Leben des grossen internationalen Weltverkehres pulsiert in Colombo.

Man trägt sich jetzt mit dem Projekte, noch einen zweiten Wellenbrecher anzulegen, welcher die Bestimmung hat, den Hafen auch gegen die einfallenden Nordwinde zu sichern. Es würde damit der letzte Mangel, welcher sich zu Zeiten fühlbar macht, beseitigt und namentlich die Aus- und Einschiffung der Passagiere bedeutend erleichtert werden.

Der Schiffsverkehr von Colombo ist in steter Zunahme begriffen. Die Zahl der eingelaufenen Schiffe betrug 1892 im ganzen 1922 mit einem Gehalte von fast 2400000 Tonnen. Noch 1881 belief sich der Tonnengehalt

der angekommenen Fahrzeuge auf kaum den dritten Teil, obwohl die Schiffszahl selbst nur um 450 geringer war. Dies veranschaulicht in deutlichster Weise, dass die Vermehrung des Verkehres speziell grosse Dampfschiffe trifft. Dem entsprechend sind auch die Hafeneinkünfte von 75000 Rupies i. J. 1881 auf nahezu 900000 i. J. 1892 gestiegen. Von allen seefahrenden Nationen folgt im Verkehre mit Ceylon hinter England, natürlich nach weitem Abstande, an zweiter Stelle Deutschland. Im Jahre 1892 haben 91 deutsche Schiffe mit insgesamt rund 200000 Tonnen Gehalt ceylonesische Häfen angelaufen. An nächster Stelle folgt Frankreich mit 67 Schiffen und 122000 Tonnen, sodann Österreich mit 43 Schiffen und 63000 Tonnen.

Von den Schiffahrtsgesellschaften, welche für den nach Ceylon oder Ostasien reisenden Passagier in Betracht kommen, sind drei in erster Linie zu nennen: die englische Peninsular and Oriental Company — allenthalben kurzweg „P. and O." genannt —, die französische Gesellschaft der Messageries Maritimes und der Norddeutsche Lloyd. Ich hatte mich aus begreiflichen Gründen von Anfang an für die letzterwähnte Linie entschieden und freue mich sagen zu können, dass ich meine Wahl durchaus nicht bereute. Mit Dank muss ich hier auch hervorheben, dass mir die Direktion mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Charakter meiner Reise auf das entgegenkommendste einen beträchtlichen Nachlass des Passagepreises gewährte.

Bekanntlich wurde im Jahre 1885 auf Grund einer Regierungsvorlage vom Reichstage die Subventionierung einer Postdampfschiffverbindung mit Ostasien und Australien beschlossen. Die Einrichtung und der Betrieb dieser Linien wurde kraft eines Vertrages vom 3./4. Juli gleichen Jahres dem Norddeutschen Lloyd in Bremen übertragen; die Höhe der jährlichen Subvention war auf 4 Mill. Mark festgesetzt worden. Dafür übernahm der Norddeutsche Lloyd die Verpflichtung, alle vier Wochen je einen Dampfer nach Ostasien und Australien abgehen zu lassen. Da die beiden Linien erst in Colombo sich trennen, so hat man bis dorthin und von dort zurück vierzehntägige Fahrgelegenheit. Selbstverständlich war auch eine Reihe anderer Bestimmungen, über Bau der Dampfer, Zeitdauer der Fahrten u. s. w., in den Vertrag mit aufgenommen.

Mit der Übernahme der Reichspostlinien hat der Norddeutsche Lloyd sich als leistungsfähigste unter allen deutschen Schiffahrtsgesellschaften erwiesen. Die Direktion war sich dabei wohl bewusst, dass sie von Anfang an die mächtige Konkurrenz altfundierter und von ihren Regierungen durch weit bedeutendere Summen unterstützter Gesellschaften zu bestehen hatte.

Der Reichszuschuss kann nämlich keineswegs als ein besonders hoher bezeichnet werden. Auf die einzelne Seemeile zurückgeführt würde derselbe 5,49 Mark betragen, während auf den gleichen Linien England eine Subvention von 9,71 Mark und Frankreich eine solche von 9,30 Mark für die Seemeile zahlt. Im ganzen hat der Norddeutsche Lloyd vom 1. Juli 1886 ab, an welchem der Vertrag in Kraft trat, bis zum 31. Dezember 1894 von der Reichsregierung etwas über 36 Millionen Mark erhalten und in der gleichen Zeit für Neu- und Umbauten von Dampfern, für ausserordentliche Reparaturen, sowie für Aufwendungen im laufenden Betriebe nahezu 53 Millionen bezahlt, und zwar durchaus zu Handen von deutschen Empfängern.

Ich glaube von mir sagen zu können, dass ich von Chauvinismus frei bin; ich wäre aber ein schlechter Patriot, würde ich mich nicht aufrichtig dessen freuen, was von uns Deutschen thatsächlich Grosses geleistet worden ist und noch geleistet wird. Und da muss ich denn bekennen, dass mich die Achtung gebietende Stelle, die sich der Norddeutsche Lloyd unter den grossen Schiffahrts-Gesellschaften der verschiedensten Nationen, welche die asiatischen Meere befahren, errungen hat, mit wahrem Stolze erfüllte. Er steht den beiden grössten, alteingeführten und reichlich unterstützten Gesellschaften, die ich vorhin nannte, zum mindesten ebenbürtig zur Seite. Die englischen und französischen Dampfer sind allerdings an Schnelligkeit den Lloydschiffen etwas überlegen; dagegen haben die letzteren den Vorzug eines ungezwungenen Lebens an Bord, eines durchaus harmonischen Verhältnisses zwischen Offizieren und Reisenden und, wie man oft hört, einer besseren, während der ganzen Fahrzeit gleichbleibenden Verpflegung.

Das Schiffsmaterial des Norddeutschen Lloyd ist ein ganz vorzügliches. Dass sämtliche Dampfer durchaus elektrisch beleuchtet sind, versteht sich heutigen Tages von selbst. Speisesaal, Damensalon, Rauchzimmer sind mit ausgesuchter, vornehmer Eleganz ausgestattet, die Cabinen so bequem wie nur möglich. In keinem Hotel ersten Ranges kann man mit mehr Comfort leben. Von den Schiffen, welche im Jahre 1894/95 die Fahrt nach Ostasien unternahmen, hat das kleinste 5316, das grösste „Prinz Heinrich" 6613 Registertonnen. Es war mir immer eine wirkliche Freude, einen der schmucken, ganz weiss gestrichenen Dampfer mit der schwarz-weiss-roten Flagge am Heck im Hafen von Colombo liegen zu sehen.

Im Jahre 1887 betrug die Zahl der auf den Schiffen unserer ostasiatischen Linie beförderten Passagiere, ausgehende und einkommende zusammen gerechnet, 4759, im Jahre 1894 dagegen 12197! Besonders hervorzuheben

aber ist der Umstand, dass gerade auch bei Nichtdeutschen die Lloyddampfer sich einer zunehmenden Beliebtheit erfreuen. Es ist dies das ehrenvollste Zeugnis, welches der Gesellschaft und dem, was sie leistet, ausgestellt werden kann. Auf demselben Schiffe, das mich in die Heimat zurücktrug, fuhr als Passagier der oberste Regierungsbeamte Ceylons, Sir Noël Walker, der in den ersten Monaten meines Aufenthalts stellvertretender Gouverneur gewesen war. Als er in Colombo an Bord kam, begrüsste ihn die Musikkapelle des deutschen Schiffes mit der englischen Nationalhymne, ein Höflichkeitsakt, der doppelte Bedeutung hatte in jener Zeit politischer Spannung.

Meine persönlichen Erfahrungen an Bord der „Sachsen" (Capitän Supmer) und des „Prinz Heinrich" (Capitän Schmölder) waren durchaus die günstigsten. Auf beiden Dampfern herrschte musterhafte Ordnung und Reinlichkeit; die Offiziere waren den Passagieren gegenüber von zuvorkommendster Liebenswürdigkeit; die Schulung und Zucht der Mannschaften machte den besten Eindruck; die Verpflegung war — bei längeren Seereisen gar keine unwichtige Sache — eine ganz ausgezeichnete.

Eines nur wird wohl einstimmig von allen in Ostasien lebenden Deutschen gewünscht, es möchten für die einschlägige Linie statt der vierwöchentlichen Fahrten vierzehntägige eingeführt werden. Die fortwährende Zunahme des Personenverkehrs wie des Warenexportes und die Bedeutung, welche das Deutschtum gerade in Ostasien gewonnen hat, lassen eine solche Erweiterung des Betriebes neuerdings notwendig erscheinen. Hoffentlich ist, früher oder später, unsere Volksvertretung einsichtig genug, die bei Vermehrung der Fahrten notwendig werdende Erhöhung der Subventionssumme zu genehmigen.

Ich habe mich hier etwas länger bei einem Gegenstande aufgehalten, der mit meinem Buche nur in mittelbarem Zusammenhange zu stehen scheint. Allein der Deutsche, der in das Ausland reist, wird wohl immer eine besondere Aufmerksamkeit der Frage zuwenden, welche Rolle denn das Deutschtum im Auslande spielt. Und wenn er nach Hause zurückkehrt, ist diese Frage eine der ersten, die an ihn gestellt zu werden pflegt, und die er beantworten muss. Ich glaube aber, dass man sich von der internationalen Bedeutung des Norddeutschen Lloyd wenigstens im mittleren und südlichen Deutschland kaum eine genügende Vorstellung macht. Es ist mir unbekannt, ob überhaupt irgend eine zweite Schiffahrtsgesellschaft der Welt dem Norddeutschen Lloyd verglichen werden kann, welcher im Verkehr mit Amerika den anderen, selbst den grössten Linien mindestens ebenbürtig ist, und ebenso

ruhmvoll den Konkurrenzkampf mit den fremdländlischen Gesellschaften im Verkehr mit Ostasien und Australien besteht. Sicher verdient unter den Faktoren, welche dem deutschen Namen und der deutschen Flagge im Auslande zu Ehre und Ansehen verhelfen, der Norddeutsche Lloyd mit in erster Reihe genannt zu werden.

Die Entwickelung unseres überseeischen Verkehrs macht es uns Deutschen freilich zur gebieterischen Notwendigkeit, mit der grössten aller seefahrenden Nationen in gutem Einvernehmen zu bleiben. Nur wenige von denen, welche mit leichtem Herzen von einem kriegerischen Konflikte mit England sprechen, haben wohl eine klare Vorstellung von dem, was hierbei von uns auf das Spiel gesetzt würde. Hätten sie selbst einmal im Ausland, speziell in einer der englischen Kolonien, gelebt, sie würden wohl etwas Wasser in ihren hitzigen Wein zu giessen sich beeilen.

Ein Krieg mit England würde unsern ganzen überseeischen Handel in einer Weise lahm legen, dass er von diesem Schlage sich nur schwer würde erholen können. Man vergesse auch bei aller Animosität nie, dass England den vielen Deutschen in seinen weiten Kolonien vollkommen freie Hand und freie Bewegung gewährt im Mitbewerbe mit seinen eigenen Unterthanen, so dass auf eigenem Grund und Boden der Engländer in diesem oder jenem Teile des Handels und der Industrie vom Deutschen sich überflügelt sieht. Das ist nichts geringes, das wir um irgend einer vorübergehenden Aufwallung willen in die Schanze schlagen dürfen.

In unserer Kolonialpolitik kommen wir naturgemäss mit keiner Nation so leicht in Konflikt wie mit England. Festigkeit und Nachgiebigkeit, beides im rechten Masse und zur rechten Zeit angewendet, werden sicherlich immer eine friedliche Lösung ermöglichen, aber man hüte sich vor unnötigen Provocationen. Schliesslich sind ja doch Deutsche und Briten durch Gemeinsamkeit der Abstammung und der Interessen darauf angewiesen, Hand in Hand zu gehen. Vereinigt aber würde die germanische Rasse durch ihre Machtstellung zu Land und zu Wasser noch heute die Welt beherrschen.

* * *

In der unmittelbaren Nähe des Hafens zwischen diesem und der Lagune liegt zunächst der „Fort“ genannte Stadtteil. Er besteht aus etlichen geradlinigen, in rechtem Winkel sich schneidenden Strassen. In ihnen befinden sich ausser den Hotels die Geschäftshäuser der Europäer, die allerdings samt

und sonders nur wie Warenschuppen oder Scheunen aussehen. Die Verkaufsläden, die gegen die Strasse zu in der Regel vollkommen offen sind, bieten dem Neuling manches Interessante. Er sieht hier zum erstenmal die durch eigenartige Schönheit ausgezeichneten Erzeugnisse der indisch-ceylonesischen Industrie: prächtige, überreich mit Gold und Seide gestickte Decken, feine Gewebe wie die berühmten Rampur Chaders, Teppiche, kunstvolle Schnitzereien in Elfenbein, Sandel- und Ebenholz, Bronzewaren und Schmucksachen aus Gold und Silber. An Ceylon im besonderen gemahnen die ausgehängten Pantherfelle, die zu Papierkörben oder Fussschemeln verarbeiteten Elefantenfüsse, die überall feil gebotenen Edelsteine. Natürlich wird man von allen Seiten aufs dringendste und höflichste eingeladen, die Gegenstände eingehender zu besichtigen; und jeder Händler behauptet von sich, dass man bei ihm am billigsten kaufe.

Die öffentlichen Gebäude liegen an der Hauptstrasse, welche mit Galle Road nach Süden sich fortsetzt. In der Mitte der etwas ansteigenden Strasse erhebt sich auf ihrer höchsten Stelle der freistehende Glockenturm, von dem nachts das Leuchtfeuer seinen blitzenden Schein hinaus wirft ins Meer. Gegenüber liegt in schattigem Garten das hübsche und luftige Queens-house, die Residenz des Gouverneurs. Auf der anderen Seite imponiert der stattliche Neubau des Post-office, an welches sich gegen den Hafen hin das Regierungsgebäude anschliesst.

Wendet man sich vom Fort nach der Lagune, so führt rechts an dieser entlang der Weg nach den Cinnamon-Gardens, nach links geht es in die Pettah, die Eingeborenen-Stadt. Hier steht Hütte an Hütte, dicht gedrängt; in der Hauptstrasse, dem Bazar, wie man in den Städten des muhammedanischen Orients sagen würde, lauter offene Verkaufsbuden, eine neben der anderen. Die Luft ist erstickend heiss und mit Staub und den mannigfaltigsten Dünsten erfüllt; auf den Wegen herrscht lärmendes und unruhiges, aber bunt-malerisches Drängen und Treiben.

Die beiden Hauptbestandteile der einheimischen Bevölkerung bilden die Singhalesen und die Tamils. Jene sind in bedeutender Mehrzahl, die Tamils überwiegen im Norden der Insel und in den centralen Bezirken. Die Singhalesen sind Nachkommen arischer Einwanderer, welche um das Jahr 500 vor Christus vermutlich aus dem nordwestlichen Indien nach Ceylon kamen. Die Tamils hingegen gehören der südindischen oder dravidischen Rasse an. Blutige Kämpfe mit den „Damila" füllen die ganze singhalesische Geschichte aus; im Verlaufe derselben wurden die Arier mehr und mehr nach dem Süden

gedrängt und die ganze Nordhälfte Ceylons von den Tamils in Besitz genommen.

Es ist bei einiger Übung nicht schwer, die Singhalesen von den Tamils zu unterscheiden. Die ersteren sind etwas lichter von Hautfarbe, gelb bis chokoladebraun, und von zarterem, gracilerem Körperbau; die letzteren sind dunkel, oft schwärzlich und entschieden muskulöser. Man sieht unter den Tamils mitunter wirklich schöne Gestalten, kräftig und elastisch zugleich, die einem Künstler wohl zum Modell dienen könnten. Schwerere Arbeit wird daher zumeist von Tamils verrichtet, die auch die Mehrzahl der Kulis in den Theeplantagen ausmachen.



Singhalesin.

Der Religion nach sind die Singhalesen meist Buddhisten, die Tamils in der Mehrzahl Hindus, d. h. Angehörige einer brahmanischen Sekte. Christen der verschiedenen Bekenntnisse gibt es in Ceylon im ganzen über 300000, wovon auf die Eingeborenen etwa 264000 entfallen dürften. Interessant ist, dass namentlich bei der singhalesischen Fischerkaste, die zu den allerniedrigsten gehört, das Christentum und zwar römisch-katholischer Konfession, Eingang gefunden hat.

Das hauptsächliche Kleidungsstück der Singhalesen, der Männer wie der Frauen, ist der Sarong. Es ist dies ein viereckiges Stück Tuch von verschiedener Farbe, das um den Leib geschlungen und oben über den Hüften in einander gesteckt, die Beine bis an die Knöchel bedeckt. Die Frauen tragen dazu ein weisses, am Ausschnitt und an den Ärmeln oft mit schmalen Spitzen besetztes Leibchen, das eben nur die Brust verhüllt, Männer häufig ein Jacket nach unserer Mode. Singhalesen der gebildeten Kreise, wie die Beamten in den verschiedenen Departements der Regierung, kleiden sich europäisch, tragen aber über dem Beinkleide in der Regel den gleichfarbigen Sarong.

Weit malerischer und kleidsamer als die Tracht der Singhalesinnen ist die der Tamilfrauen. Sie scheinen die rote Farbe zu lieben und schlingen das gleiche Tuch, das sie um die Hüften legen und hier in Falten herabhängen lassen, auch über Brust und linke Schulter. Auch körperlich sind die kräftigeren und volleren Tamilfrauen den Singhalesinnen mit ihren allzu schmalen Schultern und Hüften entschieden überlegen. Im Innern von Ceylon ähnelt übrigens die singhalesische Frauentracht der tamilischen; das Leibchen ist dort ungebräuchlich.

Charakteristisch für die Singhalesen, und zwar für die Männer, ist der halbkreisförmige Kamm aus Schildpatt, den sie von Schläfe zu Schläfe reichend in das Haar einstecken. Er gibt ihnen allerdings, wie dies oft schon beobachtet wurde, ein ziemlich weibisches Aussehen. Die Frauen tragen nie einen Kamm; sie schürzen das Haar, wie dies übrigens auch die Männer thun, auf dem Hinterkopf zu einem einfachen Knoten. Sehr beliebt ist bei den Frauen Gold- und Silberschmuck: Halsketten, Armreife, Ringe, glöckchenförmige Anhängsel an den Ohren und Haarpfeile. Selbst die ärmste Tamilfrau legt die paar Rupies, die sie durch Arbeit in einer Plantage verdient hat, in Silberspangen an, mit denen sie die nackten schwarzen Arme schmückt. Entsprechend dem Range und Vermögen nehmen die Schmucksachen an Zahl und Kostbarkeit zu. Nasenschmuck, kleine goldene oder silberne Rosetten, die in den Nasenflügel eingebohrt werden, sind nur bei den Tamilfrauen, nie bei den Singhalesinnen gebräuchlich.

Die kleinen Knaben, etwa bis zum 4. oder 5. Jahr, gehen ganz nackt, seltener die Mädchen. Es kann kaum etwas Niedlicheres geben, als solch einen kleinen Bengel mit den grossen glänzend-schwarzen Augen, deren Weiss wahrhaft leuchtet in dem dunklen Gesichtchen.

Ich erinnere mich lebhaft einer köstlichen Kinderscene, die ich unweit Mount Lavinia erlebte. Von einem abseits gelegenen buddhistischen Kloster ging ich auf einem Fusspfade der Hauptstrasse zu. Da begegneten mir mitten im Grünen drei pudelnackte schwarze Kerlchen. Der mittelste war ein Knirps von kaum zwei Jahren; die beiden andern, die ein wenig älter waren, führten ihn vorsichtig rechts und links an der Hand. Bei meinem Anblick — sie hatten wohl in ihrer Nähe noch nie oder nur selten einen weissen Mann gesehen — gerieten sie in die äusserste Bestürzung. Die grösseren liessen den kleinen fahren, sprangen geschwind wie Äffchen, um sich zu retten, ins Dickicht und lugten hinter Baumstämmen hervor. D e

Knirps kam zu Fall und wälzte sich unter verzweifeltem Geschrei vor meinen Füssen im Sande des Weges.

Ich machte mir immer ein Vergnügen daraus, mit den Kindern gut Freund zu werden. Ganz nahe bei unserem Bangalow wohnte eine Eingeborenen-Familie, die, wie ich glaube, zu der wenig geachteten Kaste der Toddyzapfer gehörte. Das Herz der Kinder, die im „Compound“ sich herumtrieben, hatte ich dadurch gewonnen, dass ich dem ältesten einmal ein



Singhalesische Frauen am Brunnen.

paar Cents verabreichte. Nun strahlten ihre Gesichter ordentlich, wenn sie mich sahen, und ab und zu streckten sie wohl auch die Hand ein ganz klein wenig vor; aber sie hielten sich immer in respektvoller Entfernung und wurden niemals zudringlich. Den kleinen Jungen unseres Pferdekuli vermochte ich kaum zu bewegen, ein Geldstückchen aus meiner Hand zu nehmen. Es war köstlich, den Kampf zwischen seiner Ängstlichkeit und seinem Verlangen zu beobachten. Später hatte ich Gelegenheit, ihm einen Liebesdienst

zu erweisen. Der arme Bursche hatte mit Feuerbränden gespielt und sich dabei am Beinchen eine schlimme Brandwunde zugezogen, so dass das blosse Fleisch zutage lag. Die Wunde war voll Sand und Schmutz, und Fliegen sassen darauf; ich reinigte und verband sie und hatte wenigstens die Genugthuung, meine Kurpfuscherei von Erfolg gekrönt zu sehen.



Indischer Händler (Chetty).

Über den Volkscharakter der Singhalesen oder der Tamils mich auszusprechen, unterlasse ich absichtlich. Lediglich das nachzuschreiben, was andere gesagt haben, hat wenig Wert und trägt oft dazu bei, eingebürgerte Irrtümer und Missverständnisse weiter zu verbreiten. Eine selbständige Beurteilung aber setzt denn doch recht lange Beobachtung voraus. Man läuft sonst Gefahr, einzelne Wahrnehmungen zu verallgemeinern, und spricht im besten Falle doch nur eine halbe Wahrheit aus. Aber es muss betont werden, dass es ganz falsch wäre, zur Grundlage der Beurteilung die Bevölkerung von Colombo zu nehmen. Die bunte Mischung der Rassen und das Leben, wie es an allen Hafenplätzen sich zu entwickeln pflegt, bleibt natürlich nicht ohne Einfluss auf Charakter und Sinnesart. Will man die Singhalesen wirklich kennen lernen, so muss man sie im Innern der Insel aufsuchen und beobachten.

Keine Eingeborenen im vollen Sinne des Wortes sind die Moormen, Nachkommen der Araber, welche schon im Mittelalter den asiatischen Handel beherrschten. Sie sind ausschliesslich Kaufleute; fast alle Läden im Fort sind in ihren Händen. Ihre Geriebenheit ist sprichwörtlich. Wo es etwas zu verdienen gibt, da finden sie sich ein. So vermitteln sie auch vielfach den Verkehr zwischen den Eingeborenen und den europäischen Kaufleuten, indem sie den ersteren die Naturalprodukte abkaufen, die sie den letzteren zu liefern haben. In der Regel sind die Moormen stattliche Gestalten mit ausgeprägt semitischem Typus. Äusserlich sind sie leicht zu erkennen an ihrem kaftanartigen Gewand und an ihrer seltsamen Kopfbedeckung von der Form eines kleinen Bienenkorbes. Ihre gesamte Zahl in Ceylon beträgt nicht ganz 200000; der Religion nach sind sie natürlich Muhammedaner.

Charakteristische Erscheinungen sind auch die Chettys, die indischen Händler, die vom Festlande herübergekommen sind, um in Ceylon dem Gelderwerbe nachzugehen. Sie tragen den Sarong, über der rechten Schulter ein bunt gestreiftes Tuch, auf dem Kopfe den Turban, an den Füssen Sandalen und in der Hand den unentbehrlichen Regenschirm. Fährt der Chetty mit der Post, so muss er wie der Europäer die volle Taxe bezahlen, und das mit Fug und Recht.

Den Übergang zu den Europäern bilden die „Burghers". Es sind das die Abkömmlinge der ursprünglichen Beherrscher des Landes, der Portugiesen und Holländer. Die Wissenschaft bezeichnet sie zuweilen mit dem schrecklichen Namen „Eurasier", einer verwegenen Combination der beiden Wörter Europäer und Asiate. Ihrem Äusseren nach sind die Burghers überaus verschieden. Viele von den holländischen Burghers sind hell von Teint und blondhaarig, die portugiesischen haben häufig so dunkle Hautfarbe wie die Tamils. Die Rasse der Burghers wurde im Laufe der Jahrhunderte vielfach mit Eingeborenenblut vermischt; sie gelten daher als „half-cast", eine Bezeichnung, die aber zugleich etwas Verächtliches enthält. Man trifft indessen, wie dies ähnlich ja auch bei den Creolinen der Fall ist, gerade unter den Burghermädchen oft recht pikante Erscheinungen. Sie tragen das auffallend reiche blauschwarze Haar gerne offen und kleiden sich elegant, mit Vorliebe ganz weiss, was mit der dunklen Hautfarbe von Gesicht und Nacken prächtig kontrastiert. Als Schmuck bevorzugen sie, wie ich beobachtet habe, Perlen, jedenfalls aus dem nämlichen Grunde.

Zu den Burghers gehören viele der wohlhabendsten Familien Colombos. Man hält in diesen Familien auch auf gute Erziehung und Bildung. Die

Töchter stehen in dieser Hinsicht hinter keiner Lady zurück, die Söhne werden wohl auch zur Erziehung nach England geschickt. Der Arzt, der mich in meiner Krankheit behandelte, war beispielsweise ein Burgher; seine wissenschaftliche Ausbildung hatte er in London erhalten. Trotz alledem besteht zwischen den Burghers und den Europäern in gesellschaftlicher Beziehung eine tiefe Kluft. Die letzteren — nach der neuesten Zählung von 1891 in ganz Ceylon nicht mehr als 4678, also kaum einer auf 600 Eingeborene — sind die eigentlich herrschende Klasse. Selbstverständlich sind die Engländer unter den Europäern numerisch so sehr in der Überzahl, dass die Angehörigen anderer Nationen neben ihnen kaum in Betracht kommen dürften.

Die in Ceylon lebenden Engländer sind entweder Regierungsbeamte, Offiziere, Ärzte u. s. w. oder Kaufleute. Begreiflicherweise kam ich während meines Aufenthaltes fast ausschliesslich mit Beamten in Berührung, und ich habe unter ihnen ganz ausgezeichnete, zum Teil hervorragende Männer kennen gelernt. Man kam mir mit zuvorkommendster Liebenswürdigkeit entgegen und förderte mich in der Durchführung meiner wissenschaftlichen Aufgaben auf jede Weise. Ich möchte dies hier mit warmem Danke noch einmal ausdrücklich anerkennen. Erwähnt sei nur, dass man mich mit einer ganzen Reihe von wertvollen und bei uns schwer oder gar nicht zugänglichen Publikationen der Regierung beschenkte und mir den ersten Dolmetsch am Colonial Office, B. Gunasekara Mudaliyar, einen trefflichen Kenner der singhalesischen Litteratur, namentlich auch der Inschriften, an die Seite gab, mir bei meinen sprachlichen Studien behilflich zu sein. Von der vielfachen Unterstützung im einzelnen, welcher ich mich zu erfreuen hatte, werde ich später öfters zu sprechen haben.

Am 18. Dezember hatte ich die Ehre, von Sr. Excellenz Sir E. Noël Walker, damals stellvertretendem Gouverneur von Ceylon, zum Dinner in das Queens-house geladen zu werden. Mein Platz war zur Linken Sr. Excellenz, zu seiner Rechten sass der Chief Justice, der oberste Richter der Insel. An meiner anderen Seite hatte ich als Nachbarn Herrn Jevers, der zu jener Zeit eine der höchsten Stellen am Colonial Office inne hatte, später aber zum Government Agent in Jaffna ernannt wurde. Herr Jevers ist ohne Zweifel ein geistig hochbedeutender Mann und ein ausgezeichneter Kenner und warmer Freund des singhalesischen Volkes. Er war der erste, der meiner Angelegenheiten sich aufs liebenswürdigste annahm, und ich fühle mich ihm zu ebenso aufrichtigem Danke verpflichtet, wie Sir Noël Walker selbst, auf dessen Anweisung hin es geschah.

Das Dinner, um auf dieses zurückzukommen, fand in einer grossen, hell erleuchteten Halle statt mit dem glänzenden Aufwande zahlreicher Dienerschaft, wie er in Indien üblich ist. Durch die weit geöffneten Thüren, welche auf eine gegen den Garten zu gelegene Veranda führten, strömte die feuchtwarme Nachtluft herein. Es hatte kurz vorher stark gewittert, und bei blau flammenden Blitzen war ich im Rikshaw über Galle face gefahren. Nun war die Luft erfüllt von dem Dufte der Blumen und des regenfeuchten Erdreiches.

Der Abend verlief übrigens ganz zwanglos in lebhaft angeregter Unterhaltung. Nach Aufhebung der Tafel wurde in einem anderen Raume Billard gespielt. Ich verhielt mich dabei zuschauend und labte mich an etlichen Whiskys mit Soda. Um Mitternacht machten die Gäste sich auf den Heimweg.

Die Wohnhäuser der in Colombo lebenden Europäer liegen meist in den Cinnamon-Gardens. Es sind lauter leichte elegante Gebäude, nie höher als zwei Geschosse, stets mit umlaufenden Veranden versehen und von einem Garten umgeben. Der Baumwuchs ist ein herrlicher; wandert man auf den Wegen der Cinnamon-Gardens, so glaubt man sich in einem grossen Parke. Schaut man von der Höhe, wo sich das Sammelbassin der Wasserleitung befindet, auf das weit ausgedehnte Colombo herab, so erblickt man ein Meer von Grün, anscheinend einen ununterbrochenen Palmenwald, und dahinter die blaue See. Nur einzelne Gebäude, wie die beiden Kathedralen, der Glockenturm im Fort und andere, ragen aus dem Grün hervor. Von den Privathäusern der Europäer und vollends von den Hütten der Eingeborenen sieht man keine Spur.

In den Cinnamon-Gardens liegt auch das Colombo-Museum. Es ist ein zweistöckiges, ganz weisses Gebäude von schönen Proportionen, mit luftigen Arkaden. Auf dem freien Platze vor dem Museum steht die Statue seines Gründers, des Gouverneurs Sir Arthur Gregory, der in den siebziger Jahren Ceylon regierte.

Die Sammlungen des Museums enthalten ausschliesslich Ceylon-Gegenstände und sind darum in hohem Grade instruktiv. Innerhalb dieser klug gesteckten Grenzen, welche die Erreichung einer gewissen Vollständigkeit möglich machen, sind alle Zweige vertreten: Natur- und Kulturgeschichte, Altertumskunde und Ethnographie, Gewerbthätigkeit und Bodenwirtschaft. Auch eine Bibliothek und eine Handschriftensammlung besitzt das Museum, und der Gelehrte findet im Gebäude selbst angenehme Gelegenheit zur Arbeit.

Colombo erfreut sich auch einer gelehrten Gesellschaft. Es ist dies die Ceylon-Abteilung der Royal Asiatic Society.

Ich hatte Gelegenheit, das 50jährige Gründungsfest der Gesellschaft wenige Tage nach meiner Ankunft mitzufeiern. Herr Konsul Freudenberg hatte die Gefälligkeit gehabt, mir eine Zutrittskarte zu überlassen. Das Fest wurde abgehalten in den glänzend geschmückten und erleuchteten Räumen des Museums. Zahlreiche Damen, auch dunkelhäutige, waren anwesend. Bischof Copleston, der rührige Präsident der Gesellschaft, hielt die Rede. Kurze Zeit vor Antritt meiner Reise hatte ich in Leipzig an dem 50jährigen Jubiläum der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft teilgenommen, und es lagen mir daher interessante Vergleichungen nahe zwischen der Art, wie man hüben und wie man drüben derartige Feste feiert. Im übrigen kam ich mit der Gesellschaft in keine nähere Berührung mehr; eine Einladung zu ihren Sitzungen habe ich nie erhalten.

An Zeitungen fehlt es in Colombo nicht; es erscheinen mehrere Blätter täglich. Am einflussreichsten und verbreitetsten dürfte wohl der Ceylon-Observer sein. An der Spitze der Redaktion steht John Ferguson, ein sehr thätiger Mann, der sich unbestreitbare Verdienste um Ceylon erworben hat. Von seiner Feder rührt eine stattliche Zahl von wertvollen Werken namentlich statistischen Inhaltes über die Insel her. Auch sein Bruder, Donald Ferguson, ist gelehrter Schriftsteller von Ruf, der namentlich mit der Geschichte und Kultur der Insel sich beschäftigt.

Einige Worte möchte ich hier auch über die deutsche Kolonie in Colombo beifügen, mit deren Mitgliedern ich naturgemäss während meines Aufenthalts dortselbst am meisten verkehrte. Sie ist nicht eben zahlreich und besteht aus lauter Kaufleuten. An ihrer Spitze steht der Kaiserlich Deutsche Konsul, Herr Ph. Freudenberg. Er besitzt eine grossartig angelegte Factorei, in welcher namentlich das zur Seifenfabrikation verwendete Cocosnussöl hergestellt wird, und ist der Chef eines bedeutenden Export- und Importhauses. Ohne Zweifel gehört Herr Freudenberg zu den angesehensten Persönlichkeiten in der Gesellschaft von Colombo. Allen deutschen Ceylon-Reisenden ist er wohl bekannt durch seine liebenswürdige Gastlichkeit. In seinem Hause Sirinivesa, das, in den Cinnamon-Gardens gelegen, zu den elegantesten Bangalows in Colombo zählt, verbrachte ich wie manche andere Stunde, so auch den Weihnachtsabend. Es war so ziemlich die ganze deutsche Kolonie geladen: vier Ehepaare, die Damen in grosser Gesellschaftstoilette, und dazu noch eine Zahl einzelner Herren; es mögen im ganzen 25 Personen gewesen sein. Da sassen wir denn an reich besetzter Tafel, genossen die feinsten Gerichte und tranken Champagner. Über uns schwang die Punkah, uns Kühlung

zuzufächeln. Nach der Tafel wurde ein wenig getanzt und musiziert. Wir sangen deutsche Lieder — auch die „fröhliche selige Weihnachtszeit". Die Gedanken aber wanderten mehr noch als sonst heimwärts, und ich sah im Geiste vor mir den lichterglänzenden Weihnachtsbaum und fröhliche, glückstrahlende Kinderaugen.

Als ich spät in der Nacht heimfuhr, herrschte schwüle Luft, wie bei uns in gewitterreichem Hochsommer, und in Büschen und Bäumen funkelten tausende von Glühwürmern.

Das waren meine Weihnachtslichter in den Tropen.

Das gesellschaftliche Leben der Europäer in Colombo unterscheidet sich nicht wesentlich von dem unserigen. Man gibt und besucht Dinners, man hält Dilettantenkonzerte, man freut sich, wenn ab und zu eine Schauspieler- oder Sängergesellschaft auf der Durchreise gastiert. Man klatscht wohl auch ein wenig und pflegt die allerorts üblichen kleinen Gesellschaftsfeindseligkeiten und Eifersüchteleien, welche in der langen Sauce des Alltagslebens die pikante Würze bilden. Grosser Beliebtheit erfreuen sich, wie in England, Spiele im Freien, wie Cricket und Lawn Tennies. In dem zu den Cinnamon-Gardens gehörigen Victoriapark sind eigene Plätze dafür bestimmt, und man sieht hier in den Abendstunden Herren und Damen eifrigst dem Sport ergeben. Abseits warten Wagen und Rikshaws mit der Dienerschaft.

Leibesübungen sind in den Tropen fast noch von grösserer sanitärer Wichtigkeit als bei uns. Ich begreife daher am Ende den Eifer, mit dem man das Racket schwingt und den Gummiball hin- und herschleudert. Ein tüchtiger Ritt oder ein Jagdausflug ist eben doch nicht jedermanns, namentlich nicht aller Damen Sache. Aber rätselhaft ist mir die Vorliebe für das neu aufgekommene Golfspiel geblieben. Ich fand dasselbe — mögen alle Freunde des edlen Golf mir verzeihen! — ein wenig stumpfsinnig.

Das Golfspiel besteht darin, dass man einen Ball auf dem Boden über eine grosse, vielfach mehrere englische Meilen weite Strecke möglichst schnell nach einem bestimmten Ziel zu befördern hat. Man darf dabei den Ball nicht mit der Hand berühren, sondern treibt ihn mittels eines Schlägels. Unterwegs sind allerlei Hindernisse zu nehmen, wie Hecken, Mauern, Bäche. Für die verschiedenartigen Schläge, die dabei notwendig sind, werden Schlägel von verschiedener Form in Anwendung gebracht. Wer zuerst, also mit möglichst wenig Schlägen, ans Ziel gelangt ist und seinen Ball in die dort angebrachte Vertiefung befördert hat, ist der Sieger. Es berührte mich immer etwas komisch, wenn ich einen jungen Engländer mit einem ganzen Arsenal

von Golfschlägeln bewehrt zum Spielplatz fahren sah. Welch ein Aufwand von Wissenschaft für eine Kinderei! Wir betrieben als Jungen mit grossem Enthusiasmus ein ganz ähnliches Spiel; aber unser Apparat bestand in einem hölzernen Fassspund und etlichen Besenstielen.

Die gesellschaftliche Etikette ist, wie überall, wo Engländer den Ton angeben, eine sehr genaue. Für jedes Dinner, zu dem auch Damen erscheinen, ist Frack und weisse Binde üblich -- bei tropischer Temperatur recht lästig und widersinnig. Ist der Kreis etwas intimer, so kann an die Stelle des Frackes ein „Dinner-Jacket" treten. Es ist das ein Kleidungsstück, welches dem, der den Anblick nicht gewöhnt ist, äusserst lächerlich vorkommt, so dass ich mich thatsächlich nicht entschliessen konnte, es anzulegen. Man fertigt es aus ganz leichtem weissen Baumwollstoff; sein Schnitt gleicht vollkommen dem der kurzen Jäckchen, welche bei uns die Uniform der „Piccolos" in den Restaurants bilden. Es lässt also gerade den Körperteil unbedeckt, welchen die Schösse des Frackes so geflissentlich verhüllen. Sehr kleidsam hingegen sind die bunten, roten und blauen, Seidengürtel, die man zum weissen Baumwollanzug anlegt oder auch zu dem kurzen schwarzen „Smoking-Jacket", das in Herrengesellschaft zum schwarzen Beinkleid ohne Weste getragen wird. Unser langer und langweiliger Gehrock ist in Ceylon unbekannt; ebenso vernünftigerweise der in England weit mehr als bei uns verbreitete hohe Hut.

Offizielle Besuchszeit ist der Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr. Man trägt dabei einen Anzug nach europäischer Art und einen hellen Strohhut. Ein Flanell- oder Baumwollenanzug von weisser Farbe würde nicht entsprechen; ebenso wenig der sonst immer gebräuchliche Sonnenhelm. Als Unterkleid dient zum alltäglichen weissen Anzug, der hoch geschlossen ist und daher den sehr belästigenden Kragen unnötig macht, ein ganz dünnes Hemd, aus feiner Baumwolle fast durchsichtig gewoben. Man kauft diese Unterkleider ganz vorzüglich und zweckentsprechend in Port Said. Manche ziehen übrigens Wolle vor. Zur Gesellschaftstoilette gehört selbstverständlich das weisse gestärkte Leinenhemd.

Die Stellung des einzelnen innerhalb der Gesellschaft bemisst sich hauptsächlich nach dem Besitze. Dennoch werden gewisse, zum Teil seltsame Unterschiede gemacht. Der Office-Kaufmann hält sich für vornehmer als den Inhaber eines offenen Ladengeschäftes, den shop-keeper, selbst wenn derselbe grösseren Umsatz hat, und zwar ist die Scheidung eine so scharfe, dass kaum ein geselliger Verkehr besteht. Wir begreifen dies am Ende noch,

da auch bei uns ähnliche Anschauungen, richtiger vielleicht: Vorurteile bestehen. Aber schwer einzusehen ist, warum z. B. die Lieferung von Kohlen an die passierenden Dampfer mehr „fair" sein soll als die Lieferung von Proviant. Im letzten Grunde ist ja doch der Gelderwerb das Motiv aller Handelsgeschäfte. Die einzelnen Branchen sind daher auch drüben nicht so scharf getrennt als bei uns; der nämliche Kaufmann gibt sich mit ganz verschiedenen Artikeln ab, wofern nur Aussicht besteht, dass sie Gewinn abwerfen. So hat der Inhaber einer der bedeutendsten Apotheken und Chemikalienhandlungen in Colombo nebenbei, und zwar im gleichen Hause, ein grosses Damentoilettegeschäft.

Geld wird auch heutzutage genug verdient in den Kolonien. Die Theeplantagengesellschaften bezahlen 12 bis 15, ja auch 20% Dividende. Ein einfacher Commis in einem grösseren Hause bezieht mehr Gehalt als mancher ordentliche Professor an einer deutschen Universität. Dabei ist das Leben, wenigstens in Colombo, ganz und gar nicht so teuer, als man in der Regel vermutet. Ein einzelner Mann, der nicht im Gasthofe lebt, sondern mit andern zusammen ein Bangalow teilt, braucht, wie ich aus Erfahrung weiss, bei recht behaglicher Lebensweise für Essen und Trinken, Wohnung und Dienerschaft im Monat nicht mehr als 150 Rupies aufzuwenden.

Was mich freilich nach Ceylon führte, lag weit ab von materiellem Gewinne. Es war das Interesse an der singhalesischen Sprache und ihren verschiedenen Mundarten, das Interesse an der uralten Geschichte und Kultur der Insel. Ich müsste fürchten, meine Leser zu ermüden, wollte ich von meinen wissenschaftlichen Plänen im einzelnen sprechen. Wohl aber werden sie es begreifen, welch grossen inneren Gewinn mir die Reise brachte, die mich Land und Volk von Ceylon aus eigener lebendiger Anschauung kennen lernen liess; wohl werden sie die Empfindungen begreifen, welche mich beim Betreten all der historischen Stätten erfüllten, die vorher für mich bloss tote Namen waren, belebt nur durch die eigene Phantasie. Was für den Historiker der Völker des klassischen Altertums eine Reise nach Italien und Griechenland bedeutet, das bedeutete für mich die Fahrt nach Ceylon. Dieselben Gefühle, die jenen bewegen, wenn er über das Forum von Rom schreitet oder von der Höhe der Akropolis herablickt auf Athen und das attische Land, sie bewegten auch mich, als ich zwischen den Ruinen von Anuradhapura umherwanderte und von dem Felsengipfel von Mihintale hinabschaute auf die zu meinen Füssen ausgebreitete heilige Insel des Buddha.

Die geschichtliche Vergangenheit Ceylons hat ja freilich nicht die universale Bedeutung, welche diejenige Italiens und Griechenlands für uns besitzt; aber an sich betrachtet ist sie gross und denkwürdig genug. Und es ist uns diese Vergangenheit weit besser bezeugt als dies sonst bei der Geschichte indischer Völkerschaften der Fall ist. Wir besitzen eine in der heiligen Sprache der Buddhisten, dem Pali, geschriebene Vers-Chronik, welche unter dem Titel „Mahavansa", d. h. „grosse Genealogie" die Geschichte Ceylons und seiner Könige vom sechsten vorchristlichen Jahrhundert bis herab zum Jahre 1758 enthält. Das Mahavansa besteht aus Stücken verschiedenen Alters. Der älteste Teil, welcher genau genommen allein mit Recht den Titel Mahavansa führt, wurde verfasst in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. und behandelt die Geschichte der frühesten Epoche. Im 13. Jahrhundert setzte ein zweiter Autor die Chronik fort bis auf seine Gegenwart. Und in gleicher Weise wurde das Werk auch später in Absätzen weiter geführt; das letzte Stück entstand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Soweit wir die Angaben des Mahavansa durch andere Quellen, wie singhalesische Inschriften und Nachrichten in indischen Werken, kontrollieren können, erweisen sie sich als verlässig. Selbstverständlich ist aber, dass über die älteste Geschichtsperiode die Chronik vieles Sagenhafte und Legendäre bringt, und dass auch ihre Berichte über die spätere Zeit nicht kritiklos gebraucht werden dürfen.

Im Jahre 543 v. Chr. nach der heimischen Chronologie landete der Abenteurer Widschaya mit einer Handvoll Leute an der Küste von Ceylon. Er kam vermutlich aus dem nordwestlichen Indien, also wohl mit der Strömung, welche zur Zeit des Südwestmonsums an der Malabarküste entlang fliessend am Westufer Ceylons sich bricht. Die Insel fand er bewohnt von Yakkhas „Dämonen" und von Nagas „Schlangen". Gemeint sind damit Völkerschaften nichtarischer Rasse, die einem Dämonen- und Schlangenkultus huldigten. Sofort nach der Besitzergreifung des Landes begannen die arischen Einwanderer ihre kolonisatorische Thätigkeit. Der Boden wurde urbar gemacht, eine grosse Zahl von Siedelungen gegründet. Unter diesen kam Anuradhapura, im nördlichen Teil der Insel gelegen, zu besonderer Bedeutung. Es wurde in der Folge Hauptstadt des neuen Reiches.

Das Schicksal der Urbewohner Ceylons war vermutlich ein recht verschiedenartiges. Viele zogen sich in die schwer zugänglichen Waldwildnisse und Gebirge zurück. Andere lebten mit und unter den Ariern in mehr oder weniger abhängiger Stellung. Keinesfalls aber dürfen wir uns das Verhältnis immer als ein kriegerisches und feindseliges vorstellen. Wir hören von

Bündnissen, die mit Yakkha- und Nagafürsten geschlossen wurden, von der Heranziehung der Yakkhas zu grossen Werken und Unternehmungen der Arier, von Mischehen zwischen diesen und einheimischen Weibern. Ich halte auch die Angabe des Mahavansa für richtig, wonach wir in den Wäddas Abkömmlinge der in der Zeit der ersten Besiedelung entstandenen Misch rasse zu erkennen haben.

Im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung wurde der Buddhismus durch Mahinda in Ceylon eingeführt, und bis zum heutigen Tage ist die Insel gewissermassen das Rom der buddhistischen Welt geblieben. Bald darauf begannen die ersten Einfälle der „Damila", d. h. der dravidischen Scharen, die, angelockt durch den natürlichen Reichtum Ceylons, vom südindischen Festlande herüberkamen zu Raub- und Eroberungszügen. Elála war der erste, der ein Tamilreich auf ceylonesischem Boden gründete. Der Prinz Duttha-gâmani aus der verdrängten Dynastie — unverkennbar der eigentliche Held des Epos, das den hauptsächlichen Bestandteil des ältesten Mahavansa bildet — richtete den heimischen Thron wieder auf. Elála fiel von seiner Hand im Zweikampfe vor den Thoren von Anuradhapura.

Allein die Damilas, den Singhalesen an kriegerischen Eigenschaften ohne Zweifel überlegen, erneuerten in grösseren oder kleineren Zeitabständen ihre Angriffe immer wieder, und zwar meist mit Erfolg. Die Ereignisse spielten sich dabei stets in annähernd gleicher Weise ab. Während die Damilas den nördlichen Teil der Insel einnahmen und sich hier bald auf längere bald auf kürzere Zeit behaupteten, flüchtete der singhalesische König mit seinen Getreuen in die Gebirge des Inneren oder in die südlichen Landstriche. Von hier erfolgte dann die nationale Reaktion. Der Krieg wurde erneuert, die Damilas verdrängt und die Herrschaft der heimischen Dynastie wieder aufgerichtet.

Ein echt orientalisches Bild entrollen uns die Zustände am Hofe selbst. Verrat und Intriguen, Bruderzwist und Mord sind an der Tagesordnung. Von den 51 Königen der unmittelbar auf Widschaya zurückgehenden Dynastie, welche im Jahre 302 n. Chr. erlosch, bahnten sich nicht weniger als 19 durch Ermordung ihrer Vorgänger den Weg zum Throne. Dabei waren die meisten Könige ergebene Anhänger des Buddhismus, und die Chronik weiss von grossartigen Schenkungen an die Priesterschaft zu berichten, welche in ihrer Geschlossenheit ohne Zweifel eine bedeutende Machtstellung im Staate einnahm.

Je schwächlicher und energieloser die singhalesischen Könige vom 6. Jahrhundert an waren, um so festeren Fuss fassten die Damilas auf der Insel. Im

8. Jahrhundert gaben jene sogar Anuradhapura auf und verlegten ihre Residenz weiter südwärts nach Polonnaruwa, das nunmehr Hauptstadt des Reiches wurde. Um das Jahr 1000 war die Zahl der im Norden von Ceylon ansässigen Tamils schon so zahlreich, dass die Könige alle Gewalt über sie verloren und die äusserste Anarchie einriss.

Mitten aus seinem Verfalle erhob sich im 12. Jahrhundert noch einmal das Reich zu höchstem Glanze und vollster Blüte unter Parâkrama Bâhu. Aus einer südceylonischen Dynastie stammend, drängte er die Damilas siegreich zurück und vereinigte die Herrschaft über die ganze Insel wieder in seiner Hand. Kein Name der singhalesischen Geschichte ist so populär geworden, wie der des Pärakum-bâ. Erfolgreich im Kriege, sorgte er auch für die Hebung des Wohlstandes im Lande. Der Buddhismus erwachte zu neuem Leben, die zerstörten Tempel und Klöster wurden wieder hergestellt, allenthalben neue erbaut und Buddhabilder aufgerichtet. Die Tradition schreibt dem grossen Könige, der die Glanzzeit Ceylons verkörpert, die Anlegung einer grossen Menge von Tanks und Bewässerungskanälen zu. Gewiss ist, dass unter seiner Herrschaft und in der durch ihn herbeigeführten Epoche der Ruhe und Sicherheit die Bodenkultur in hoher Blüte stand. Seine Hauptstadt Polonnaruwa schmückte er mit glänzenden Bauten, deren malerische Überreste, inmitten der Wildnis gelegen, noch jetzt den Ruhm des grossen Königs und die ehemalige Blüte von Ceylon verkünden.

Parakrama Bahu's Nachfolger vermochten nicht zu erhalten, was jener aufgebaut hatte. Die Damila-Einfälle begannen von neuem; die weitere Geschichte des Reiches ist eine Geschichte des Verfalles. Es zeigt sich dies schon in dem fortwährenden Wechsel der Residenz, die immer weiter nach dem Süden und höher hinauf ins Gebirge verlegt wird. Im 13. Jahrhundert wurde Polonnaruwa aufgegeben und Dambadeniya zur Hauptstadt erwählt, dann folgen der Reihe nach Yapahu, dessen noch wenig erforschte Ruinen im Norden von Kurunägala liegen, Kurunägala selber, Gampola, Peradeniya bei Kandy, und schliesslich im Jahre 1410 Kotta oder Dschayawardhana unweit Colombo. Das Reich befand sich in dem Zustande äusserster Ohnmacht und vollständiger Auflösung, als es am Anfange des nächstfolgenden Jahrhunderts zuerst mit den Europäern in Berührung kam.

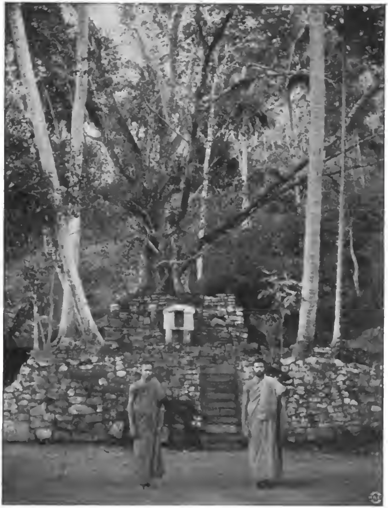
Alle Wandlungen der singhalesischen Geschichte aber überdauerte, obgleich selbst grossen Wandlungen unterworfen, der Buddhismus. Unter seinem Zeichen steht Ceylon noch heutzutage und nahezu zwei Drittel seiner Bewohner bekennen sich zu dieser Lehre.

Buddhistische Bettelmönche, „Bhikkhus", zählt man auf der Insel annähernd 10000. Sie leben in klösterlichen Gemeinschaften zu dreien oder vieren beisammen, zuweilen auch, an den berühmteren Heiligtümern, in grösserer Anzahl. Häufig, so namentlich bei den Heiligtümern entlegener Dörfer, lebt auch ein einzelner Mönch allein mit einem Novizen.

Zu jedem Kloster gehört ein Tempel, Wihara, und davon getrennt, das Wohngebäude für die Priester, Pansala. Beide sind oft genug bloss primitive Hütten. Der Wihara birgt in der Regel ein Buddhabildnis. Felsenhöhlen als Wohnung der Mönche, wie sie in alter Zeit allgemein waren, kommen jetzt selten mehr vor. Ich habe eine solche auf Mihintalė gesehen und betreten. Mitunter befindet sich beim Wihara auch eine Dāgoba, ein Reliquienschrein. Selten fehlt der „Heilige Bô-Baum". Es ist dies die Ficus religiosa, gekennzeichnet durch das etwa handflächengrosse Blatt, dessen Mittelrippe in eine lange feine Spitze ausläuft. Luftwurzeln, wie die Ficus indica, hat die Ficus religiosa nicht. Den Buddhisten gilt der Baum für heilig, weil unter einem solchen sitzend ihr Meister zur „Erleuchtung" — im Singhalesischen bô — gelangt sein soll. Der Bô-Baum ist meist von einer roh aufgemauerten Steinterrasse eingeschlossen. Im Kālani-Wihara bei Colombo gestattete mir der dortige Oberpriester gerne, die Terrasse zu betreten und mir selbst ein Blatt vom heiligen Baume zu brechen.

Die Priesterschaft Ceylons teilt sich in drei oder vier Sekten. Vier Fünftel gehören entweder der Siam-Sekte oder der Burma-Sekte an. Äusserlich unterscheiden sich die Anhänger der beiden Sekten dadurch, dass jene die rechte Schulter entblösst haben, diese das gelbe Gewand über beide Schultern ziehen. Die Siam-Priester sind die zahlreichsten und in ihrem Besitze befinden sich die bekanntesten und einträglichsten Wiharas. Obwohl nämlich der einzelne Bhikkhu das Gelübde der Armut ablegt und nichts sein persönliches Eigentum nennen darf, so sind doch viele Wiharas, durch Stiftungen und Schenkungen oder, falls sie vielbesuchte Wallfahrtsorte sind, auch durch die Spenden der Pilger wohlhabend geworden und oft im Besitze von ausgedehnten Ländereien.

Die bekannteste und ohne Zweifel auch eine der hervorragendsten Persönlichkeiten unter den buddhistischen Priestern in Ceylon ist Sumangala, das Oberhaupt der Siam-Sekte, Vorstand des Widyodaya-College in Colombo, High Priest des Adams-Pick. Ich besuchte ihn wenige Tage nach meiner Ankunft in Ceylon in seinem Wihara Maligakanda. Er empfing mich in der Veranda, sitzend auf einer Art Ruhebett, das mit einem Tuche bedeckt war.



Buddhistisches Heiligtum mit Ficus religiosa (bei Kandy).

Mir wurde ein Stuhl geboten, die anwesenden Priester standen. Sumangala ist ein Mann in hohen Jahren. Die zusammengesunkene Haltung gibt ihm etwas Greisenhaftes. Ein struppiger grauer Bart umrahmt das Gesicht mit den tief gefurchten Zügen und den etwas wulstigen Lippen. Entschieden bedeutend ist das Auge, das scharf und wohlwollend zugleich unter den buschigen Brauen hervorblickt, und die hohe, kahle Stirne.

Unser Gespräch drehte sich um wissenschaftliche Dinge, namentlich um die handschriftlichen Schätze des Maligakanda-Klosters, die ich besichtigte. Zum Schluss lud er mich ein, einer Prüfung beizuwohnen, die er am andern Tage in einer ihm unterstellten Klosterschule unweit Mount Lavinia abzuhalten hatte. Ich liess mir natürlich diese Gelegenheit nicht entgehen und verbrachte denn auch einige sehr originelle Stunden als einziger Europäer inmitten der gelbrockigen Schar von Bhikkhus.

Man hatte mir wieder den Sitz neben Sumangala angewiesen, während alle übrigen Anwesenden standen. Ich hielt tapfer aus trotz mancher Schwierigkeiten. Allzu leicht ward mirs nicht in dieser ganz unverfälscht asiatischen Gesellschaft Betel kauender Priester. Ihre naiven Gewohnheiten standen denn doch in einigem Gegensatze zu dem, was man bei uns unter die Elemente des guten Tones rechnet. Auch die Atmosphäre war gerade nicht angenehm für sensible Nerven. Glücklicherweise bin ich aber nicht mit solchen ausgestattet und liess mich daher nicht in die Flucht jagen. Zum Schluss sprach ich Sumangala meine Anerkennung aus über die Leistungen der Examinanden — ihre Paligrammatik hatten sie jedenfalls gründlich inne — und verabschiedete mich. Man reichte mir noch eine Königscocosnuss, damit ich mich an ihrer Milch erfrischen könne, zeigte mir die Schätze des Klosters und gab mir bis zum Ausgange des Hofes das Geleite.

Auf dem Heimwege erlebte ich zwei kleine Abenteuer, die ich schon erzählt habe: die köstliche Kinderscene mit den drei schwarzen Nacktfröschlein und die Begegnung mit der Rattenschlange bei der Station Mount Lavinia.

Neben Sumangala nenne ich, und zwar mit besonderer Wärme den Oberpriester von Waskâduwa, Subhûti. Mit ihm verband mich ein Verhältnis herzlicher Freundschaft und Zuneigung, und ich hoffe, dass diesem Verhältnisse auch die räumliche Entfernung keinen Abbruch thut. Wenige Tage vor meiner Heimreise besuchte mich Subhuti noch einmal in meinem Bangalow, um Abschied zu nehmen, und brachte mir zum Angedenken eine alte und wertvolle Buddhafigur aus Bronze, die nun zu meinen liebsten Erinnerungen an Ceylon gehört. Als wir uns trennten, fasste er meine Hand

und drückte sie gegen seine Stirne. So schieden wir ohne viele Worte – wohl auf Nimmerwiedersehen.

Ich halte Subhuti, der auf dem gleichen Gebiete thätig ist, wie Sumangala, für einen nicht minder bedeutenden Gelehrten als diesen. Er ist vielleicht, was Umfang des Wissens und Mannigfaltigkeit der Publikationen anlangt, dem beträchtlich älteren Sumangala noch nicht ebenbürtig; aber in der Methode und Art der Forschung ist er ihm, wie ich glaube, überlegen. Sumangala ist weit mehr der „Native" geblieben, Subhuti nähert sich europäischer Arbeitsweise. Dieser Unterschied zwischen den beiden kommt übrigens auch in ihrem äusseren Auftreten zu charakteristischem Ausdruck.

Am 5. Januar stattete ich Subhuti meinen Besuch in seinem Kloster zu Waskaduwa ab. Die Bahn, die an der Meeresküste entlang nach Point de Galle führt, brachte mich zunächst nach Kalutara. Die Stadt liegt da, wo die Kalu-ganga in das Meer mündet. Man kreuzt unmittelbar vor der Station den Fluss mittels einer langen, aus Eisen konstruierten Brücke. Der Blick von dieser ist entzückend. Auf der einen Seite sieht man den Fluss aufwärts und kann seinen Lauf eine gute Strecke weit verfolgen. Üppigste Vegetation bedeckt beide Ufer; kein kahler Fleck Erde, kein Felsgestein ist zu sehen, unmittelbar aus dem Wasser scheint das dichte Buschwerk herauszuwachsen, über welchem allenthalben Cocospalmen mit ihrer Fiederkrone emporragen. Der Fluss gleicht einer breiten Strasse, welche den Zugang erschliesst in diese grüne Wildnis. Blaue Hügelketten in weiter Ferne bilden den Hintergrund. Nach der anderen Seite zu schaut man hinaus auf die offene See: ihre Wogen branden an der langgestreckten Sandbarre, die der Fluss vor seiner Mündung aufgehäuft hat; draussen blitzt und funkelt ihr Spiegel im Sonnenlicht mit metallischem Glanze.

Der Weg von Kalutara nach Waskaduwa ist eine jener für die Landdistrikte so charakteristischen Strassen, wie unsere Abbildung S. 37 sie veranschaulicht. Zu beiden Seiten begleiten uns gartenartige Pflanzungen, wo die Hütten der Singhalesen unter Palmen, Bananen, Mango- und Brotfruchtbäumen sich verstecken. Mitunter werden die Pflanzungen durch frei wucherndes Buschwerk verdrängt; nirgends aber stösst das Auge auf ein Stück Boden, das der Vegetation entbehrte. Überall herrscht die gleiche überquellende Triebkraft pflanzlichen Lebens.

Mit Genuss denke ich an die Stunden zurück, die ich in Subhutis Wihara mit ihm zusammen verbrachte.

Das Kloster liegt abseits von der Strasse. Ein viereckiger Hof, dessen Mittelpunkt ein heiliger Feigenbaum bildet, wird auf zwei Seiten von den Gebäuden eingeschlossen, welche die Zellen für die Mönche und die Bücherei enthalten, an der dritten Seite liegt der Tempel, die vierte ist mit einer aus Büschen bestehenden Umhegung eingezäunt. Von allen Seiten schauen Palmwipfel und grüne Bäume herein. Friedliche Ruhe herrscht ringsumher. Kein Strassenlärm dringt bis hierher; man hört nur das leise Rauschen der Blätter. Es kann in der That kaum ein anmutigeres Plätzchen für ein stillbeschauliches Mönchsleben gedacht werden.

Wir sassen beisammen in der Veranda, die das Tempelgebäude umgibt, besprachen dies und das und besichtigten die zum Teil sehr schönen und wertvollen Handschriften, welche Subhuti besitzt. Dann zeigte er mir die Bibliothek und die Kostbarkeiten des Klosters. Obenan steht eine Buddha-Reliquie. Unter einer Glaskuppel befindet sich aus purem Gold gefertigt eine offene Lotosblume; aus der Mitte ihrer Staubfäden ragt ein Stück Golddraht hervor, an welchem oben die Reliquie, ein winzig kleiner Knochensplitter, befestigt ist. Das Knochenstückchen wurde in Indien in einer Dagoba gefunden, welche gelegentlich eines Strassenbaues umgegraben werden musste, und zwar unter Umständen, welche jeden Zweifel, dass es sich hier um eine hochheilige Reliquie handelte, in der That vollkommen ausschliessen.

Währenddem kam eine ganze Singhalesenfamilie, drei Generationen, an, im Tempel ihre Andacht zu verrichten. Als Opfergabe brachten sie die goldgelben, ährenartigen Blüten der Arecapalme mit. Nachdem sie diese vor dem Buddhabilde hingebreitet und, die gefalteten Hände an die Stirne legend, sich verneigt hatten, knieeten sie nieder zu stillem Gebete. Alles geschah mit so viel würdiger und inniger Andacht, wie man in unseren Kirchen es nicht allzu häufig zu sehen Gelegenheit hat.

Auf meiner Fahrt nach Waskaduwa begleitete mich ein Freund und ehemaliger Schüler Subhutis, ein Mann, dessen ich mit aufrichtiger Anerkennung und Dankbarkeit Erwähnung thue; denn seiner thatkräftigen und uneigennützigen Unterstützung habe ich es zu danken, dass meine Forschungen auf verschiedenen Gebieten von Erfolg begleitet waren, wo ich ohne solchen Beistand schwerlich so befriedigende Ergebnisse erzielt haben würde. Es ist dies der Mudaliyar A. Mendis Gunasékara. Aus einer wohlhabenden Familie stammend, die in der Gegend von Kalutara begütert ist, bekleidet er den Posten eines Dolmetschers im statistischen Amte, weniger um des damit verbundenen Einkommens willen, als vielmehr weil der Staatsdienst für ehrenvoll

gilt. Der wissenschaftlichen Welt ist er als Verfasser einer sehr wertvollen singhalesischen Grammatik bekannt geworden.

Der Mudaliyar ist ein hagerer hochgewachsener Mann, mit klugen lebhaften Augen, durch die Beweglichkeit der Mienen seine geistige Frische und Regsamkeit verratend. Mit nie ermüdender Gefälligkeit unterstützte er mich in tausend zeitraubenden Kleinigkeiten. Aber nicht dies allein. Mit ebenso viel Verständnis wie Energie erfasste er meine besonderen wissenschaftlichen Zwecke und wusste mir zu ihrer Erreichung behilflich zu sein, so dass meine Arbeiten über Ceylon in der That mit seinem Namen für immer auf das engste verbunden sein werden.

Unter den verschiedenen Zwecken, die ich mit meiner Reise verfolgte, lag mir einer, mir einige Kenntnis von der Sprache der maldivischen Inseln zu verschaffen, besonders am Herzen. Leider hatte aber die Gesandtschaft, welche alljährlich den Tribut des Sultans der Maldiven an den Gouverneur von Ceylon zu überbringen pflegt, Colombo kurze Zeit vor meiner Ankunft dortselbst verlassen. Es gelang zwar den Moorman, welcher als Dolmetscher fungiert hatte, ausfindig zu machen. Derselbe schien indessen der Sache nicht zu trauen, oder er wollte aus ihr ein möglichst lukratives Geschäft machen; kurz, er gebrauchte so viele Ausflüchte, dass ich schliesslich die Verhandlungen abbrechen musste. Ich hatte nun nicht übel Lust, selber mich nach den Maldiven zu begeben. Allein dieser Gedanke erwies sich denn doch als unausführbar. Es geht zwar in regelmässigen Intervallen ein kleiner Regierungsdampfer nach Minikoi, um die Wächter des dort errichteten Leuchtturmes mit Vorräten zu versorgen oder abzulösen, und es wäre mir ein Vergnügen gewesen, das Inselchen kennen zu lernen. Minikoi liegt indessen, obwohl es zu der maldivischen Gruppe gerechnet wird, ganz isoliert von derselben mitten zwischen den Maldiven und Lakkadiven. Ich konnte demnach nicht wissen, ob ich dort überhaupt etwas für meine Zwecke finden würde. Mit den eigentlichen Maldiven aber vermitteln nur Segelschiffe den Verkehr; die Fahrt auf einem solchen wäre jedoch von allzu vielen Zufälligkeiten abhängig gewesen und würde selbst im günstigsten Falle den grössten Teil der für meine gesamte Reise zur Verfügung stehenden Zeit in Anspruch genommen haben.

Da bot sich mir eine sehr günstige Gelegenheit, auf die ich freilich nicht hatte rechnen können. Mein findiger Freund, der Mudaliyar, brachte in Erfahrung, dass zur Zeit der Premierminister des Sultans der Maldiven, Ebrahim Didi Effendi, in Colombo sich aufhielt. Ich suchte ihn in dem Hause seines

Gastfreundes auf, das unweit meines eigenen Bangalow gelegen war, und fand ihn bereit, auf meine Wünsche einzugehen.

Ebrahim Didi ist ein Grosskaufmann, der den Handel Ceylons mit den Maldiven, wie es scheint, im wesentlichen in seiner Hand vereinigt. Er ist eine untersetzte Figur mit schon ergrauendem Haupthaar und kurz geschnittenem grauen Barte; Blick und Stimme haben etwas Müdes. Nicht ohne natürliche Würde, wie sie vornehmeren Muhammedanern oft eigen ist, und anfangs auch nicht ohne eine gewisse Zurückhaltung empfing er mich in der Veranda. Sein Misstrauen, wenn die Zurückhaltung aus einem solchen hervorging, schwand indessen bald, und wir verstanden uns vortrefflich. Ebrahim Didi sass mir gegenüber, ich rauchte von den Cigaretten, welche er mir bot, er sein Nargileh. So gab es während dreier aufeinander folgender Tage ein lebhaftes Frage- und Antwortspiel. Die Dienerschaft stand umher, gaffte, staunte, hielt mich mit meinen absonderlichen Neigungen vielleicht auch für ein wenig verrückt, freute sich aber unbändig und gab dieser Freude auch ungeniert Ausdruck, wenn ich irgend einen maldivischen Brocken selbständig und richtig vorbrachte.

Wenn Didi ermüdet schien, übernahm an seiner Stelle einer seiner Begleiter das Wort. Es war ein intelligenter Mann, welcher wie Didi selbst ein leidliches Englisch sprach und anscheinend mit ganz besonderem Eifer für meine Sprachstudien sich begeisterte. Mit ihm hatte ich noch eine scherzhafte Scene. Ich führte ein kleines Taschenschreibzeug von etwas ungewöhnlicher Konstruktion bei mir. Das hatte, wie ich wohl merkte, von Anfang an seine Neugierde und sein besonderes Wohlgefallen erregt. Er brachte zum Vergleich sein eigenes Tintenfässchen herbei: es war von der bekannten runden Form mit federndem Deckel. Am letzten Tage fragte er mich, offenbar nach langem inneren Kampfe, ob wir die Schreibzeuge nicht tauschen wollten. Auf meine Bitte, das meinige als Geschenk anzunehmen, ging er durchaus nicht ein, und so musste ich ihm denn willfahren. Auf solche Weise kam ein kleines Tintenzeug, für eine Reichsmark bei Herrn A. Vollrath in Erlangen käuflich erstanden, nach den maldivischen Inseln!

Meine singhalesischen Studien betrieb ich, von rein praktischen Versuchen abgesehen, in der Weise, dass ich mit Unterstützung eines einheimischen Gelehrten teils prosaische, teils poetische Werke in altklassischer Sprache las und auf diese Weise auch Einblick in die indische Betriebsweise wissenschaftlicher Studien gewann.

Es war mir gleich nach meiner Ankunft in Colombo gelungen, einen Gelehrten von gutem Rufe, den Mudaliyar Simon de Silva, als meinen „Pandit" zu gewinnen. Mit dankbarem Vergnügen denke ich an unsere gemeinsamen Studien zurück. Der Mudaliyar kam, so lange ich in Colombo mich aufhielt, regelmässig zu mir in das Lichtenstein-Haus und blieb mehrere Stunden.

Ich bin überzeugt, dass meine vielen kritischen Bedenken und Fragen, namentlich als wir auf das schwierige Feld der singhalesischen Kunstdichtung gelangten, ihn mitunter in gelinde Verzweiflung setzten. Bei solchen Gelegenheiten konnte ich nicht umhin, die grosse Vertrautheit meines Pandit mit der ganzen Elu-Litteratur und die Präsenz seines Gedächtnisses zu bewundern. Fast immer, wenn mir eine grammatische Form oder eine sprachliche Wendung bedenklich erschien, wusste er mir eine Parallelstelle zu citieren, und ich musste mich den Thatsachen fügen, ohne doch zugleich eine Erklärung der auffallenden Erscheinung zu erhalten.

Es ist nicht zu bestreiten, dass in der Breite der Kenntnisse die indischen Gelehrten uns Europäern weit überlegen sind. Wie viele von uns haben, wie sie, in ihrem Spezialfache die ganze Litteratur wieder und wieder gelesen und in ihr Gedächtnis aufgenommen? Wie viele kennen mit solcher Gründlichkeit und Genauigkeit die einheimischen Kommentarwerke? Aber mit dieser Stärke der indischen Gelehrsamkeit — ich rede natürlich nur von meinen in Ceylon gemachten Erfahrungen — steht, wie mir scheint, auch ihre Schwäche in unmittelbarem Zusammenhange. Der Blick für das Schwierige, das erst der Aufklärung bedarf, wird durch den Umfang des praktischen Wissens eher getrübt als geschärft.

Meinem Mudaliyar schien es mitunter erst durch die von mir geäusserten Bedenken zum Bewusstsein zu kommen, dass in der That eine auffällige, besonderer Erörterung bedürfende Erscheinung der Sprache vorlag. Begreifbar genug: er kannte eben seinen Kommentar und hatte dessen Erklärung sich zu eigen gemacht; er kannte auch diese oder jene Parallelstelle, wo die nämliche Form oder Wendung sich findet. Dieselbe erweckte ihm daher nicht die Vorstellung von etwas Singulärem und Schwierigem, was sie trotzdem war.

In der Regel macht auch der einheimische Pandit bei seinen Kommentaren halt. Wir gehen weiter und legen auch an sie den Massstab unserer Kritik an, indem wir fragen, auf welchen Voraussetzungen die Erklärungen

des Kommentars beruhen, und ob uns nicht bestimmte Gründe zwingen, sie zu verwerfen und auf neuem Wege neue Erklärungen zu suchen.

Wer einigermassen Einblick in die Sache hat, der weiss, dass ich damit die indische Gelehrsamkeit ganz und gar nicht herabsetzen und verkleinern will. Alle wissenschaftliche Thätigkeit setzt sich aus zwei Elementen zusammen, aus Kenntnissen und Kritik; in jenen sind uns die indischen Pandits überlegen, wir ihnen in dieser. Besonders erspriesslich muss daher ein einmütiges und von Eifersüchteleien freies Zusammenwirken der indischen und der europäischen Gelehrten sein, wie es auf manchen Gebieten thatsächlich schon besteht. Sollte es mir gelingen, ein solches für Ceylon und auf dem Gebiete des Singhalesischen anzubahnen, so würde ich darin eines der wichtigsten Ergebnisse meiner Reise sehen.

Kapitel V.

Ratnapura.

Postkutschen auf Ceylon — Die Rodiyas in Ratnapura — Abreise von Colombo — Überfüllter Wagen und ungemütliche Fahrt — Landschaftlicher Charakter des „Unterlandes" — Kaduwela — Eingeborene Reisegefährten — Theepflanzungen bei Awisawela — Dschungel — Ratnapura und Umgebung — Der „Outer Circular Road" — Eine Rodiya-Hütte und ihre Bewohner — Tagebuch über die Fahrt auf der Kalu-ganga — Flussboote — Ufervegetation — Stromschnellen — Tierleben und Jagdvergnügen — Ankunft in Kalutara und Rückfahrt nach Colombo.

Wenn irgend ein Institut in Ceylon genannt werden soll, das noch einer bedeutenden Vervollkommnung fähig ist, so ist dies die Postkutsche. Die Wagen sind alt und eng, mit schlechten Federn, bei hoher Temperatur — und wann wäre in Ceylon die Temperatur nicht hoch? — die reinsten Marterkasten. Das Pferdematerial ist an sich ganz gut, aber die Tiere sind nur mangelhaft eingefahren, scheuen leicht und gehen häufig durch. Eine Fahrt mit der Post durch Ceylon ist für nervöse Personen keine Annehmlichkeit und, wie ich glaube, mit mehr Gefahr verknüpft als die ganze Seereise von Genua bis Colombo.

Ich hatte im Januar beschlossen, einen mehrtägigen Ausflug nach Ratnapura, der am Südhange des centralen Gebirgsstockes gelegenen „Juwelenstadt" zu unternehmen. In ihrer Umgebung sind zahlreiche Rodiyas ansässig — ich werde von diesen Zigeunern Ceylons später sprechen — und ich hoffte daher auf die Gelegenheit, hier das Studium ihres Dialektes, das ich in Colombo begonnen hatte, fortsetzen zu können.

Meine Erwartungen wurden in dieser Beziehung, wie ich gleich vorausschicke, leider getäuscht.

Ich hatte mich, um sicher zu gehen, vorher an einen angesehenen und einflussreichen Eingeborenen in Ratnapura gewendet und ihm meine Pläne und Absichten dargelegt, weil ich von seiner Seite Verständnis und Mithilfe erwarten zu dürfen glaubte. Umgehend traf von ihm die telegraphische Antwort ein, ich solle nur kommen. Als ich in Ratnapura anlangte, fand er sich denn auch sofort im Rasthause ein und eröffnete mir, dass ich nichts für meine Zwecke finden werde, da in der ganzen Gegend die Rodiyas ihre Sprache aufgegeben hätten und des gewöhnlichen Singhalesisch sich bedienten.

Das war nun freilich überaus praktisch eingerichtet. Ich glaube, der Mann wollte sich nur die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den „German professor", von dessen Anwesenheit auf Ceylon die Colomboer Tagesblätter erzählten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. War auch er vielleicht ein wenig enttäuscht, nun, so büsste er eben die eigene Schuld.

Die Verbindung zwischen Colombo und Ratnapura wird durch eine Postkutsche vermittelt, welche täglich fährt und bei häufigem Pferdewechsel die ganze Strecke in zehn bis elf Stunden zurücklegt. Als wir, mein Hausgenosse Herr B., der mich auf der Fahrt begleitete, und ich mit meinem Boy, am Morgen des 11. Januar rechtzeitig bei der Abfahrtsstelle der Post uns einfanden, war der Wagen bereits vollständig besetzt und doch hatten wir, um ganz sicher zu gehen, bereits mehrere Tage vorher unsere drei Plätze belegt und bezahlt. Wir protestierten natürlich, und bei dem Hin- und Herreden ergab sich, dass für den Wagen, der sechs Sitze im ganzen zählte, nicht weniger als vierzehn Personen gebucht worden waren.

Nach langen Verhandlungen im Office erschien ein Bediensteter an dem zur Abfahrt bereit stehenden Wagen und jagte einfach drei von den Insassen wieder heraus. Natürlich waren es Eingeborene. Ich sehe sie noch vor mir; es waren zwei junge Mädchen dabei, die im frisch gewaschenen, spitzenbesetzten Feiertagsleibchen zu irgend einem Hochzeitsfeste fahren wollten. Ohne auch nur den geringsten Versuch zu einem Widerstand zu machen, fügten sie sich mit einer Art wehmütiger Resignation stillschweigend in ihr Schicksal und stiegen aus. Ob sie wohl noch zu ihrem Vergnügen gekommen sind und auf welchem Wege? Ich konnte mich beim Anblicke von so viel Rat- und Hilflosigkeit einer Anwandelung von Mitgefühl nicht erwehren.

Endlich ging's denn los, und zwar gleich von Anfang an mit erheblicher Verspätung. Wir waren immer noch eine Person zu viel, und mein Boy klebte nur, so zu sagen, hinten an der Kutsche. Ich wunderte mich nur, dass

er nicht herabgeschleudert wurde; aber so ein Native weiss sich nicht bloss mit den Händen, sondern auch mit den Füssen festzuklammern. Als wir durch die Pettah fuhren, kam ein Singhalese, ein Mann aus vornehmer Kaste, mit seinem Reisesack hinter dem Wagen hergelaufen und verlangte aufzusteigen. Das hätte gerade noch gefehlt. Wir winkten denn auch sehr energisch ab, und der Mann gab sein Wettrennen als aussichtslos auf.

Der Kutscher, der die Pferde lenkte, war natürlich ein Eingeborener, desgleichen der begleitende Postillon, der zur Seite auf dem Aufsteigebrettchen des Kutschbockes kauerte. Er gab ein Hornsignal, so oft es um eine Ecke ging, damit etwa entgegenkommende Wagen der „Royal Mail" ausweichen könnten. Nach einem Wechsel der Bespannung, der immer nach fünf Meilen stattfand, fasste er die Pferde, wenn sie anzogen, beim Zügel und lief so lange mit, bis sie in gleichmässiger Gangart waren. Das hielt in der Regel ziemlich schwer. Erst rissen die Gäule einmal nach rechts, dann nach links, so dass der Wagen gehörig hin- und hergeschleudert wurde; dann machten sie ein paar tolle Sprünge und fielen endlich in einen scharfen Galopp, der erst nach und nach sich etwas verlangsamte. Einmal wäre unser Gefährt um ein Haar in den Strassengraben hinabgestürzt, was angesichts der zahlreichen und schweren Gepäckstücke, die seitlich am Wagen festgebunden waren, nicht eben sehr angenehm gewesen wäre. Auch mitten unter der Fahrt sprang unser Postillon häufig ab, etwa wenn es über eine Holzbrücke ging, wo die Gäule leicht scheuen. Nebenher laufend führte er, ohne dass die Geschwindigkeit der Fahrt vermindert worden wäre, das Sattelpferd am Zügel, bis wir die Vorsicht erheischende Strecke passiert hatten. Es war mir immerhin ein Gefühl der Erleichterung, als ich mit heilen Knochen in Ratnapura ankam.

Die Strasse nach Ratnapura führt durch das sogenannte „Unterland", indem sie zunächst dem linken Ufer der Kälani-ganga folgt. Die Gegend ist vortrefflich angebaut und dicht bevölkert. Es ist das typische Landschaftsbild der Kulturgebiete von Ceylon. Ohne Unterbrechung begleiten zu beiden Seiten den Weg Pflanzungen von Cocos- und Arecapalmen, Bananen und Zuckerrohr. An tiefer gelegenen Stellen sieht man auch das lebhafte Grün der Reisfelder. Auf viele Meilen hin hat man den Eindruck, dass man das bewohnte Gebiet gar nicht verlässt. Immer wieder erblickt man an der Strasse die Hütten der Eingeborenen, nie in grösseren Abständen, oftmals nahe aneinander gerückt, stets sind sie von den bekannten Fruchtbäumen beschattet.

Ein kurzer Aufenthalt wurde in dem Rasthause von Kaduwela genommen. Dasselbe liegt sehr malerisch auf roten Lateritfelsen unmittelbar über der Kälani-ganga, die hier eine scharfe Krümmung macht. Von der Veranda des Rasthauses hat man einen anmutigen Blick auf das lehmbraune Wasser des Flusses, der beiderseits vom herrlichsten Grün eingesäumt wird. In der Nähe von Kaduwela werden hübsche Thonwaren gefertigt, rot mit weissen Ornamentzeichnungen, namentlich dickbauchige Wasserflaschen mit schlankem Halse. Man sieht sie allenthalben vor den Hütten zum Verkaufe ausgestellt. Es ist dies neben der Spitzenklöppelei und der Korb- und Mattenflechterei einer von den wenigen charakteristischen Zweigen der singhalesischen Hausindustrie. Ceylon ist so überwiegend Agrikulturland, dass daneben die Industrie ganz in den Hintergrund tritt.

Hinter Kaduwela wurde unsere Postkutsche etwas entlastet. Ein Pflanzerehepaar, das mit seinen behäbigen Persönlichkeiten und seiner Unzahl von Kisten und Kasten einen sehr erheblichen Bruchteil des verfügbaren Raumes in Anspruch genommen hatte, verliess den Wagen, um sich auf einem Nebenwege nach seiner abseits gelegenen Theeplantage zu begeben. Das Hackery, welches zur Weiterbeförderung dienen sollte, stand schon wartend bereit an der Strasse.

Zum Ersatze erhielten wir von Awisawela ab, wo wir im schönen und luftigen Rasthause ein ganz ausgezeichnetes „breakfast“ einnahmen, einen neuen und originellen Reisegefährten. Es war ein kleiner Junge, der einen Kampfhahn nach Ratnapura zu verbringen hatte. Der Gockel, dessen Gefieder rot und blau gefärbt war, schien an derartige Kunstreisen gewöhnt zu sein. Er sass ganz manierlich unter der Wagenbank und vertrieb sich nur damit die Zeit, hin und wieder mit schnöder Hinterlist nach den nackten Waden seines jugendlichen Gebieters zu picken. Sobald wir aber einmal zum Pferdewechsel stille hielten, begann er sofort, offenbar von Kampflust erfüllt, mit mächtiger Stimme zu krähen. Natürlich gaben sämtliche Hähne der Nachbarschaft Antwort. Es war ein ohrzerreissendes Konzert.

Später, und zwar gerade in der heissesten Zeit des Tages, nahm übrigens der Gauner von einem Postkutscher mitten auf dem Wege einen Native in den Wagen auf. Natürlich steckte er die paar Cents, die dieser bezahlte, widerrechtlich in seine Tasche. Wir protestierten mit aller Energie gegen diesen Familienzuwachs, aber umsonst: der Kutscher stellte sich, als begriffe er uns nicht; der Native grinste uns höflich an und machte bittende Handbewegungen, um unser hartes Herz zu rühren.

Am Schluss der Fahrt nahmen wir Rache. Als die Kutscher das übliche Trinkgeld haben wollten, erklärte ich ihnen kategorisch, ein solches bekämen sie zwar nicht, vielleicht aber ein Brieflein vom General-Postmeister, den ich kannte, und bei dem ich mich zu beschweren drohte. Da wurden sie plötzlich sehr kleinlaut und baten mich um Verzeihung, indem sie sich damit entschuldigten, sie wüssten nicht genau, wie die Bestimmungen seien! Mit dieser faustdicken Lüge und etwas niedergeschlagenen Mienen zogen sie ab. Das Unheil, dessen Vorahnung auf ihren Gesichtern geschrieben stand, kam nicht über sie. Ich habe es natürlich bei der Drohung bewenden lassen.

Von Awisawela ab nimmt die Strasse eine südöstliche Richtung und verlässt das Gebiet der Kälani-ganga. Die Gegend hat mehr hügeligen Charakter. Wir fahren durch ein ziemlich enges Thal, welches von dicht bewachsenen Höhen eingeschlossen ist; aus der Ferne blickt schon das höhere Gebirge herüber. Im Thalgrunde finden sich lichtgrüne Reisfelder und an den Hügelhängen ist stellenweise die Wildnis für den Anbau von Thee gerodet.

Ich sah hier zum erstenmal in meinem Leben Theeplantagen. Zur Verschönerung der Landschaft tragen dieselben freilich im allgemeinen nicht bei, namentlich wenn sie erst neu angelegt und die Pflanzen noch klein sind. Aus der Ferne sieht man in diesem Falle nur eine kahle rote Fläche mit regelmässig in Reihen geordneten grünen Punkten. Hübscher ist der Anblick einer älteren Plantage. Sind die Theestauden einmal in die Breite gewachsen, so gleicht die ganze Anlage einem dunkelgrünen Teppich.

In der Gegend zwischen Awisawela und Ratnapura ist übrigens die Theekultur doch noch nicht so ausgebreitet, dass sie, wie im Innern des Gebirges, den Charakter der Landschaft geradezu bestimmte. Es hat hier sogar das unvermittelte Zusammentreffen von absoluter Wildnis und menschlicher Kultur noch einen eigentümlichen Reiz. Im Rasthause von Awisawela trafen wir einen Pflanzer aus der Nachbarschaft, der uns erzählte, dass vor 25 Jahren, als er in der Gegend sich niederliess, nicht mehr als neun Plantagen im ganzen Bezirke existierten. Gegenwärtig sind es schon über hundert. Damals hauste noch der wilde Elefant in der Gegend. Aber auch jetzt ist die Wildnis noch so ausgedehnt, dass die grossen Elkhirsche in bedeutender Anzahl vorkommen.

Die Dschungels, welche die Thallehnen bedecken, reichen vielfach bis dicht an die Strasse heran, so dass diese streckenweise thatsächlich mitten durch Wildnis führt. Der Charakter des Dschungels ist so ziemlich überall

der gleiche. Es ist ein dichtes Gewirr von Sträuchern, Büschen, niedrigen Bäumen und Schlingranken. Ein einzelnes Pflanzenindividuum, einen einzelnen Strauch oder Baum zu unterscheiden oder als Ganzes zu überschauen, ist unmöglich. Immer wieder drängen sich andere Gewächse dazwischen. Ein wesentlicher Unterschied liegt in dem Vorhandensein oder Fehlen hochstämmiger Bäume; bei Awisawela mangelte es fast ganz an solchen. In den Dschungel einzudringen, vermag man nur mit Axt und Messer in der Hand, ja man sieht kaum ein paar Schritte weit in das Dickicht. Gleich einer grünen Wand begrenzt es den Weg. Hin und wieder führen schmale Pfade von der Strasse ab in die Wildnis hinein, nach irgend einem abseits gelegenen Eingeborenendorfe. Auf einem dieser Pfade kamen, gerade als wir vorüberfuhren, langsam und würdevoll zwei grosse Elefanten herangeschritten; fürwahr, eine imposante und charakteristische Staffage für das eigenartige Landschaftsbild!

Das Rasthaus von Ratnapura liegt unter schattigen Bäumen auf einem Hügel ziemlich hoch über der am Fusse vorüberfliessenden Kalu-ganga, zu deren Ufer man über primitive Steinstufen hinabsteigt.

Unsere Ankunft war kaum ruchbar geworden, so fanden sich natürlich sofort Edelsteinverkäufer mit ihren Rubinen und Saphiren ein, uns ihre Ware anzupreisen. Es war lauter geringwertiges Zeug, kleine Steine mit Fehlern im Schliff oder mangelhafter Färbung. Als wir den Leuten ins Gesicht lachten und erklärten, das sei alles weiter nichts als „rubbish", fühlten sie sich durchaus nicht gekränkt, sondern gaben zu, dass sie ihre besseren Steine in Colombo hätten. Wie sie einmal sahen, dass wir nicht so gar leicht zu übertölpeln waren, entfernten sie sich, ohne irgend eine Missstimmung zu verraten, mit freundlichster Miene.

Der 12. Januar war ein Sonntag. Wir verwendeten ihn, da es ja mit meinen sprachlichen Studien nichts war, zur Besichtigung von Ratnapura und seiner Umgebung.

Eine geschlossene Stadt ist Ratnapura nicht. Es besitzt nur eine einzige zusammenhängende Strasse, an welcher die Verkaufsläden liegen und die Buden, wo die Edelsteinschleifer in sehr primitiver Weise ihre Arbeit verrichten. Im übrigen gleicht es einem grossen Parke mit tropischem Pflanzenwuchs, der von trefflichen Wegen durchzogen wird, und in welchem Hütten und Häuser in malerischer Regellosigkeit zerstreut liegen.

Nirgends in Ceylon habe ich eine so reiche, in unbändiger Fülle strotzende Vegetation gesehen. Ganz wundervoll sind namentlich die herrlichen

Bambusgruppen. Das Klima ist eben in Ratnapura noch um ein gutes Stück feuchter als beispielsweise in Colombo.

Von einem kleinen Hügel inmitten der Stadt, auf dem die Instrumente der meteorologischen Station aufgestellt sind, hat man einen ausgezeichneten Überblick über die Umgebung. Auf allen Seiten ist Ratnapura von bewaldeten Bergen eingeschlossen, welche an Höhe wenig hinter den Vorbergen unserer bayerischen Alpen, etwa in der Gegend von Tölz oder am Schlier- oder Tegernsee, zurückstehen dürften. Hinter und über ihnen erhebt sich gegen Norden zu als eine ununterbrochene Wand das höhere Gebirge. Formen und Dimensionen sind hier durchaus alpin. Der Adams-Pick, welcher mit seiner kühnen Zacke im Gebirge dominiert, überragt Ratnapura, von dem er in gerader Linie nur mehr 18 km entfernt ist, um rund 2230 m. Es entspricht dies annähernd der Erhebung des Glärnisch über Glarus.

Der alpine Eindruck wird natürlich noch erhöht, wenn, wie dies am Morgen in der Regel der Fall ist, die Sonne mit den am Gebirge schwebenden Nebeln kämpft und, da und dort ihren Schleier zerreissend, die stolzen Formen der Berge enthüllt. Einen ganz besonderen fremdartigen Reiz gewinnt dabei das Landschaftsbild durch den tropischen Charakter seines Vordergrundes.

Die Schönheit des Adams-Pick wird freilich für den Beschauer von Ratnapura aus ein wenig beeinträchtigt. Ein zweiter, ihm an Gestalt ähnlicher Bergkegel kommt neben ihn zu stehen und scheint, obgleich in Wirklichkeit niedriger, da er mehr nach vorne liegt, an Höhe zu rivalisieren. Gerade die Isoliertheit aber ist es, was dem Adams-Pick bei einer Betrachtung aus grösserer Entfernung sein imposantes Aussehen verleiht.

Oberhalb Ratnapura führt eine Brücke über die Kalu-ganga in bedeutender Höhe über dem Wasserspiegel. Der Blick von der Brücke den Fluss hinauf und hinab mit dem überreichen Pflanzenwachstum seiner Ufer und dem Kranz von Bergen ringsumher ist besonders reizvoll. Von hier ausgehend verfolgte ich einen wohlgepflegten Promenadeweg, welcher rund um einen Hügel läuft, an dessen Fuss Ratnapura liegt. Dschungels mit herrlichen Farnen bedeckten den Hügel, Reisfelder die anstossenden feuchten Gründe; jenseits derselben stiegen waldige Berge an, die mehr und mehr aus dem Morgennebel hervortraten.

Abseits vom Wege, unmittelbar bei einer zwischen moosbewachsenen Felsen und Farnkräutern hervorbrechenden Quelle, lag eine isolierte Hütte. Sie schien mir besonders ärmlich und dürftig zu sein. Die Wände bestanden aus Flechtwerk und Lehm; der enge und niedrige Raum, den sie umschlossen,

erhielt sein Licht nur durch den Eingang an der Vorderseite. Hier griff das aus Cocospalmblättern hergestellte Dach ein wenig über und bildete so eine Art offenen Vorraum. Vor der Hütte standen etliche Bananen, hinter und neben ihr ein paar Palmen. Ein höchst primitiver Zaun umgab die ganze Anlage. Aus der abgeschiedenen Lage vermutete ich, dass das eine Rodiya-Behausung sein müsse, und beschloss, mich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit meiner Mutmassung selbst zu überzeugen.



Rodiya-Knabe.

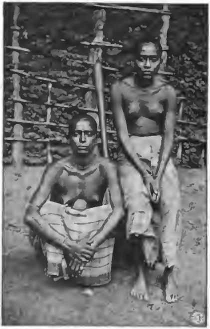
Ein paar nackte Kinder, die an der Quelle gespielt hatten, nahmen, wie ich näher kam, mit grossem Gezeter Reissaus. Selbst die Kupferstückchen, die ich ihnen zeigte, vermochten ihren Schrecken nicht zu vermindern. Auf ihr Geschrei hin kamen ein älterer Mann und ein weibliches Wesen aus der Hütte hervor. Das Weib verkroch sich bei meinem Anblick sofort wieder in dem Innenraume; der Alte blieb zuwartend stehen.

Ich ging auf ihn zu und redete ihn singhalesisch an. Auf meine Frage bestätigte er mir, dass er ein Rodiya sei oder vielmehr ein Gadiya; denn diese Bezeichnung legen die Leute sich selber bei und hören sie auch lieber. Ich erfuhr ferner aus seinem Munde, dass er die „Gádiyá-básáwa“ d. h. den Rodiya-Dialekt nicht verstehe, sondern, wie alle seine Kastengenossen in der Gegend, das gewöhnliche Singhalesisch spreche, die „Hingala-básáwa“. Es war mir lieb, so unmittelbar von einem Rodiya bestätigt zu bekommen, was man mir schon in Ratnapura gesagt hatte.

Im weiteren Verlaufe unserer Unterhaltung fragte ich den Mann, wer denn die Frau sei, die ich bei ihm gesehen. Das sei seine Tochter, erwiderte er, ihr Mann sei nicht zu Hause. Ich forderte ihn auf, sie herauszuholen, was er sofort auch that. Das arme Ding kam zum Vorschein, sehr ängstlich und verschüchtert. Sie war auf das mangelhafteste bekleidet: um die Hüften hatte sie ein erbärmliches Stück Zeug geschlungen und über die Schultern, vermutlich mir zu Ehren oder vielmehr aus Verlegenheit mir gegenüber, einen

kleinen Lappen Tuch gelegt, dessen beide Enden über die Brust herabhingen. Für gewöhnlich gehen die Mädchen und Frauen der Rodiyas, zum mindesten in ihren eigenen Dörfern und Behausungen, mit völlig unbekleidetem Oberkörper.

Auf dem Arme trug die Frau ein neugeborenes Kindchen, das nach unseren europäischen Vorstellungen ganz jammervoll winzig und schwächlich war, die reinste Duodezausgabe eines Menschleins. Wenn ich den Grossvater recht verstand, so war das Baby 23 Tage alt. Die Mutter schien mir noch ein ganz junges Ding zu sein; von der Schönheit, die man den Rodiya-Frauen im allgemeinen nachrühmt, vermochte ich an diesem speciellen Exemplar absolut nichts wahrzunehmen. Die Ärmste war durch eine quer über den Nasenrücken verlaufende hässliche Narbe arg entstellt.



Rodiya-Mädchen.

Zum Schluss erfreute ich den alten Rodiya mit einem kleinen Geldgeschenk. Er war durch die Ehre und das Glück, die ihm, dem Paria, zuteil geworden, so gerührt, dass er mir in demütigster Haltung und respektvoller Entfernung so lange das Geleite gab, bis ich ihn endlich mit einem etwas energischen „dän palayan" (mach' jetzt, dass du fortkommst) zurückschickte.

Da leben diese Leute in ihrer schönen Wildnis, unter einem paradiesischen Himmelsstrich, ohne Ahnung von den tausend grossen und kleinen Bedürfnissen des civilisierten Lebens, nicht bedrückt von irgend einer Schuster- oder Schneiderrechnung, arm und doch frei von Nahrungssorgen, weil das wenige, was sie an Früchten brauchen, ihre paar Palmen und Bananen ihnen liefern, beglückt durch eine Kleinigkeit, die ihnen unerwartet zu-

fällt — fürwahr, man möchte da allerlei tiefsinnige, wenn auch nicht gerade neue Betrachtungen über den Begriff des menschlichen Glückes anstellen!

Um die zweimalige Benützung der Postkutsche zu vermeiden, hatten wir beschlossen, uns ein Boot zu mieten und die Kalu-ganga bis zu ihrer Mündung bei Kalutara hinab zu fahren. Von hier konnten wir dann mittels der Bahn in etwa zwei Stunden nach Colombo gelangen.

Ich zähle diese Flussfahrt zu dem Eindrucksvollsten, was ich auf Ceylon erlebt habe, und gebe daher in folgendem den Wortlaut meines Tagbuches, wie ich dasselbe noch in unmittelbarer Frische der Stimmung, die das Gesehene bei mir hervorrief, niedergeschrieben habe.

„Montag, 13. Januar 1896. Wir stehen früh 1/24 Uhr bei stockdunkler Nacht auf, packen unsere Vorräte, frühstücken und steigen dann bei Laternenschein über die zu primitiven Stufen zusammengelegten Steine hinab an das Ufer der Kalu-ganga, die nahe am Rasthause vorüberfliesst. Es liegen schon zwei Boote bereit, eines für uns, das andere für ein paar deutsche Vergnügungsreisende, die gestern im Rasthause mittags angekommen sind, und mit denen wir — in der Fremde geht dergleichen ungemein schnell — Bekanntschaft geschlossen haben. Wir stossen zuerst ab und verlieren unsere Gefährten, die wahrscheinlich auf eine Sandbank aufgelaufen sind und dadurch Zeit eingebüsst haben, bald ganz aus dem Gesichte.

Die für die Flussfahrt bestimmten Boote sind sehr praktisch und leidlich bequem. Zwei schmale und flache Kähne werden durch quer übergelegte Bretter verbunden, so dass das Ganze etwa die Breite von 3 m erhält. Vorn und hinten ragen die Kähne etwas vor. Der mittlere Teil ist mit einem Geflecht von Palmblattfasern überdacht. In dieser „Cajüte“, die vor Regen wie vor Sonnenschein vollkommen gesichert ist, hat man uns aus Matten und Decken eine Art Lager zurecht gemacht, auch kann man bequem auf den Gepäckstücken sitzen; zum Aufrechtstehen ist sie ein wenig zu niedrig. Wir ziehen natürlich vor, aussen vor der Cajüte, wo noch ein schmaler Raum frei bleibt, zu stehen und die Landschaft zu betrachten. Rechts und links vor uns sitzen hier im Vorderteil der Kähne die vier Ruderer; hinten steht der Steuermann. Nur in den heissen Mittagsstunden flüchten wir uns vor dem Sonnenbrande in den inneren Raum, hier im kühlen Schatten der Ruhe zu pflegen.

Die Vorteile dieser Boote leuchten ein. Auf den beiden schmalen Kähnen schwimmen sie natürlich leichter, als wenn sie einen Boden von der Gesamtbreite des Fahrzeugs hätten. Trotzdem ist ein Umschlagen in den Stromschnellen, die zu passieren sind, vollkommen ausgeschlossen. Auch sind die Boote, wenn sie auf einer Untiefe auffahren, verhältnismässig leicht wieder flott zu machen, da zunächst doch der eine der beiden Tragkähne in der Regel noch schwimmend bleibt.

Die Kalu-ganga hat einen vielfach gewundenen Lauf. Mitunter bildet sie teichartige Erweiterungen mit fast stillstehendem Wasser. Fährt man in einen solchen „Pool" ein, so hat man keine Ahnung, wie und wo es wieder hinausgeht. Die Flussufer sind durchweg von der herrlichsten Vegetation bewachsen. Stolze Bambusgruppen neigen sich mit ihren schlanken, leuchtend gelben oder mattgrünen Stämmen graciös über den Fluss, als wollte das zart gefiederte Laub sein Wasser trinken. Mächtige Bäume, deren Wurzelstock von den spülenden Wellen bloss gelegt ist, drohen vom Uferrand herabzustürzen; andere liegen vermodert im Flussbett, oft genug das ohnehin nicht breite Fahrwasser noch mehr einengend. Hier ragt ein gewaltiger verkohlter Stamm in die Luft: der Blitz hat ihn getroffen und in Brand gesteckt; dort liegt, das Astwerk zum Himmel streckend, ein vom Sturmwind entwurzelter Baumriese, der beim Sturz die benachbarten kleineren Bäume mit sich gerissen und in einem Gewirr von Ranken und Schlingpflanzen begraben hat.

Von Zeit zu Zeit ist das Flussbett von Felsenschwellen durchsetzt; vom Wasser glatt gewaschenes Gestein taucht aus ihm hervor. Der Fluss bildet Schnellen. Pfeilgeschwind saust das Boot, mit grosser Gewandtheit und Ortskenntnis gesteuert, durch das wirbelnde und gurgelnde Wasser hinab, dass die Wellen hoch aufspritzen. Eine solche Stromschnelle findet sich halbwegs zwischen Ratnapura und Kalutara, wo der Fluss eine gar nicht unbedeutende Bergkette durchbricht. Zu beiden Seiten treten die bewaldeten Höhen dicht an den Fluss heran und fallen steil in ihn ab. Am Fusse der einen leuchten aus dem Grün der Bäume und Büsche die weissen Mauern eines europäischen Hauses. Es gehört vermutlich einem Pflanzer, der hier in der Wildnis eine Theeplantage angelegt hat: sein Leben muss eine reine Robinsonade sein. Die Kalu-ganga schäumt und rauscht über die Riffe, die hier und dort aus ihrem Wasser herausragen. Blickt man aber zurück, so füllt den Zwischenraum zwischen den kulissenartig einspringenden Uferbergen die blaugraue Wand der Hochgebirge aus. In der Mitte dominiert der scharf

umrissene Felszahn des Adams-Pick, der hier in seiner charakteristischen Gestalt sich zeigt, welche uns an die des Matterhorns erinnert.

An Leben fehlt es nicht auf dem Flusse und an den Ufern. Über das Wasser schwingen sich prachtvolle Vögel mit metallisch glänzendem blaugrünem Gefieder und orangeroter Brust. An sandigen Uferstellen sieht man Schnepfen ihrer Äsung nachgehen oder flinke hochbeinige Vögelchen von der Art unserer Bachstelzen geschäftig hin- und herlaufen. Raschen Fluges durchschneiden schöne Waldtauben die Luft, sehr scheu und vorsichtig, und hoch droben ziehen Raubvögel ihre Kreise, namentlich grosse Habichte mit weiss und braun gebänderten Flügeln. Rieseneidechsen, welche die Singhalesen Kabara-goya nennen (Hydrosaurus salvator), schwarz mit gelben Flecken, klimmen langsam und schwerfällig an der Uferböschung hinan; mit grosser Gewandtheit schwimmen sie durch das Wasser, nur den verhältnismässig kleinen, zierlich geformten Kopf emporstreckend. Einmal sehe ich einen grossen grauen Affen, einen Wandaru, der mit fabelhafter Gewandtheit von Ast zu Ast sich schwingt.

Die Spuren menschlicher Niederlassungen sind in der oberen Hälfte des Flusslaufes nicht eben häufig. Ab und zu sieht man indessen eine Rodung, und auch die Palmen, die über dem Buschwerk emporragen, lassen auf die Nähe einer Siedelung von „Dschungelleuten“ schliessen. Zuweilen führt ein schmaler Steig herab an den Fluss, und an solchen Stellen erblicken wir wohl gelegentlich im Wasser die braune Gestalt eines Singhalesen, der unter vielem Pusten, Tauchen und Spritzen sein Morgenbad nimmt. Weiter flussabwärts werden die Niederlassungen zahlreicher, und etwa 20 km oberhalb Kalutara liegt am rechten Ufer das Dörfchen und Rasthaus Angaruwatura. Hier kreuzt eine Strasse den Fluss; die Passage erfolgt mittels einer Fähre.

Wie wir am Morgen von Ratnapura abfahren, liegt leichter Nebel auf dem Wasser. Alle Umrisse sind verschwommen und dämmerig. Eine geheimnisvolle Stille herrscht in der schlummernden Landschaft. Nach und nach wird es lichter; das Leben erwacht; die Vogelstimmen werden laut. Wie die Sonne aufgegangen ist, nehme ich meine Jagdflinte zur Hand und stelle mich vorne am Schiffe auf. Mir ist zu Mut, als seien alle die Bilder, welche die erregte Phantasie der Knabenjahre, zur Zeit der Lederstrumpf- und Robinson-Schwärmerei, sich ausmalt, in Wirklichkeit umgesetzt. Ich erlebe Scenen, wie ich sie geträumt. Da gleiten wir auf dem Boote den Fluss hinab: vor mir sitzen die braunen Kulis, nur mit dem Hüftenschurz bekleidet; ringsum grünt die üppige Tropenwildnis, fremdartige Pflanzenformen und

fremdartige Tierwelt; ich selbst, die schussfertige Büchse in der Hand, spähe aus nach dem Wilde, das sich zeigt. Das Vergnügen unserer Kulis, die über jeden Treffschuss eine wahrhaft kindliche Freude äussern, erreicht seinen Höhepunkt, wie es mir gelingt, einen der grossen Raubvögel, welche die Singhalesen rádscháliyá nennen, auf ziemlich weite Entfernung von dem Aste eines über den Fluss überhangenden Baumes herabzuholen. Der Vogel plumpt auf den Schuss hin ins Wasser und versucht an dem steilen Uferrande hinaufzuklimmen und in das Dickicht zu entkommen. Schleunigst wird das Boot gewendet. Es verursacht Mühe, da die Strömung gerade hier eine ziemlich reissende ist. Ein Kuli springt bis an die Brust ins Wasser und bringt das Tier, an den Spitzen der ausgespannten Flügel es festhaltend, als lebende Beute in unser Schiff. Der Vogel haut mit Schnabel und Fängen wie toll um sich; seine hellgelben Augen blitzen wahrhaft vor Hass und ohnmächtiger Wut.

Nach vierzehnstündiger Fahrt kommen wir in Kalutara an. Eine herrliche Nacht ist hereingebrochen, lau und lind, und doch erquickend und belebend nach der Hitze des Tages, wie eine schöne Juni-Nacht in unserem Deutschland. Über uns leuchten die Sterne, um uns funkeln Millionen von Glühwürmern. Wir haben eben noch Zeit, unsere Leute abzulohnen und im Rasthause ein Dinner einzunehmen. Dann bringt der letzte Bahnzug uns zurück nach Colombo."

Kapitel VI.

Kurunägala und Bandarawela.

Malaria — Abreise nach Kurunägala — Lage der Stadt — Tiergestaltige Felsen — Rodiyas — Das Ibba-gala-Wihara — Blühende Talipot-Palme — Besuch im Rodiya-Dorfe Hadirawaläni — Ursprung der Rodiyas — Ihre gesellschaftliche Stellung sonst und jetzt — Sitten, Bräuche, Charakter der Rodiyas — Die Bahn nach Bandarawela — Durch die Theedistrikte — Der Summit-Tunnel — In der Provinz Uwa — Zukunft von Bandarawela — Rückkehr nach Colombo — In Erwartung der Wäddas - Allgemeines über die Wäddas — Zahl und Verbreitungsgebiet — Lebensweise, Sitten, Bräuche, Charakter — Religiöse Vorstellungen — Zaubersprüche — Ansicht der Anthropologen über ihre ethnologische Stellung — Meine eigene Anschauung — Begründung derselben — Eintreffen der Wäddas — Erster Eindruck — Sprachstudien — Schiessübungen — Eine aufregende Scene.

„Jeder der in den Tropen lebt", so sagte zu mir einmal einer, der jedenfalls die Erfahrung auf seiner Seite hatte, „macht eine dreifache Entwickelungsphase durch. Erst ist er eitel Entzücken und Begeisterung. Dann, wenn die Last der heissen Jahreszeit kommt und die ersten Fieberanfälle sich einstellen, schlägt er ins Gegenteil um und wird zum ausgesprochenen Pessimisten. Endlich, wenn diese Acclimatisationsperiode vorüber ist, stellt das richtige Gleichgewicht und die gerechte Abwägung des Günstigen und Ungünstigen, des Angenehmen und Unangenehmen sich ein."

Ich weiss nicht, ob das Schema, so richtig es im allgemeinen sein mag, auf jeden passt. Mir ist es wenigstens gelungen, den Blick und die Empfindung für die Reize der Tropenwelt und des Tropenlebens, die ja freilich in Ceylon besonders ausgeprägt sind, nie völlig zu verlieren, auch als ich ihre Schattenseiten an mir selber kennen lernen musste.

In Colombo zog ich mir durch eine geringfügige Veranlassung — vermutlich eine Erkältung bei einem Spaziergange — eine rheumatische Er-

krankung zu, verbunden mit Fieber und Anschwellungen der Hand- und Fussgelenke. Es mag sein, dass ich in irgend einer Weise unvorsichtig war; denn ich verliess mich allerdings fest auf meine gute Konstitution und meine bis dahin fast nie gestörte Gesundheit.

Die Erkrankung wurde selbstverständlich für eine besondere Form der Malaria erklärt. Sie verursachte mir zwar sehr heftige Schmerzen, so dass meine Willenskraft mitunter auf harte Proben gestellt wurde; aber sie machte mich doch nicht gänzlich leistungsunfähig, wie dies wahrscheinlicherweise die eigentliche Malaria gethan haben würde. Selbst in den Wochen, in denen Schmerzen und Schwäche mich an das Bangalow fesselten, konnte ich wenigstens mein häusliches Studium mit meinem Pandit wieder aufnehmen. Das Programm über meine Reisen im Innern von Ceylon aber, das ich im Lande selbst gegenüber meinem ursprünglichen Vorhaben beträchtlich erweitert hatte, kam nicht ganz zur Durchführung. Es war mir nicht möglich, wie ich dies gerne gethan hätte, bis zum Gebiet der Wäddas vorzudringen; in Bandarawela, von wo aus ich nach Badulla und weiterhin auf der nach Batticalloa führenden Strasse bis Bibile zu gelangen hoffte, brach meine Kraft zusammen. Ich musste, so schwer es mir auch ankam, und so sehr ich mich dagegen sträubte, nach Colombo zurückkehren.

Es war das vielleicht ein Glück; denn die Gegend, wo die Wäddas leben, ist durch schwere Fieber berüchtigt, und mein damals ohnehin geschwächter Körper würde einer schlimmeren Infektion nur allzu viele Angriffspunkte geboten haben. Dass ich in der Folge wenigstens einigen Ersatz fand für das, was mir entgangen war, davon später.

Meine Fahrt nach Ratnapura hatte keine wissenschaftlichen Erträgnisse abgeworfen. Es blieb mir nun noch übrig, mein Heil bei den Rodiyas in Kurunägala zu versuchen. Herr Fox vom Colonial Office hatte die Güte an den ihm befreundeten Assistant Government Agent dortselbst, Herrn Constantine, in meiner Angelegenheit zu schreiben, und letzterer sagte sofort in liebenswürdigster Form seine Unterstützung zu. So beschloss ich denn, mit meiner Reise in das Innere der Insel auch einen Abstecher nach dem wegen seines ungesunden Klimas allerdings gefürchteten und gemiedenen Kurunägala zu wagen.

Die Stadt liegt abseits von der nach Kandy führenden Bahn, ist aber mit dieser durch einen Schienenstrang verbunden, welcher bei Polgahawela abzweigt. Von Colombo bis hieher hat die von der Bahn durchschnittene Gegend das typische Aussehen des ceylonesischen Flachlandes, des soge-

nannten „Low-country“: Dschungels wechseln mit Pflanzungen von Bananen, Cocos- und Arecapalmen; in den tiefer gelegenen und gut bewässerten Gründen wird Reis gebaut. Bei Polgahawela ist das Land schon hügelig; gegen Osten wird der Horizont durch das Gebirge begrenzt.

Kurunägala, das man von hier aus in einer, von Colombo in drei bis vier Stunden Fahrzeit erreicht, hat eine sehr interessante Lage. Im Osten der Stadt erhebt sich ein isolierter Berg etwa 300 m über der Ebene. Derselbe stürzt, namentlich gegen Kurunägala zu, mit solcher Steilheit ab, dass selbst in dem Lande, wo doch überall sonst die Vegetation Wurzel fasst, hier kein Baum, kein Strauch, ja nicht einmal ein Grashalm erblickt wird Ein Geröll- und Schuttwall lagert am Fuss des Berges; er ist mit reichem Grün überwachsen, und aus ihm steigt fast senkrecht und wie künstlich geglättet der nackte graue Gneissfelsen an. Die während der Regenzeit über ihn herabfliessenden Gewässer haben leichte Streifen am Felsen zurückgelassen. Man sieht keine Verwerfung, kein Schichtenband, keinen Absatz: wie eine riesige Steinwand erscheint der Berg bis zu seinem Gipfelgrat. Bei den Eingeborenen heisst er Äta-gala, der „Elefantenberg“, weil, von einer bestimmten Stelle gesehen, seine Umrisse allerdings lebhaft an die eines Elefanten erinnern, der mit gesenkter Stirne gegen einen im Wege liegenden Erdhaufen anrennt.

Der Elefantenberg setzt sich nach Norden zu und noch über Kurunägala hinaus in ganz ähnlichen, ohne Vermittelung aus der Ebene aufsteigenden Felsen fort. Die meisten von ihnen haben Namen nach Tieren erhalten, deren Ähnlichkeit man in ihren Formen erkennen will. An den Elefantenfelsen schliesst sich, mit ihm zusammenhängend, der niedrigere „Schildkrötenfelsen“ an und weiterhin der „Käferfelsen“. Dann folgt eine Unterbrechung der Kette, jenseits welcher sie sich im „Aalfelsen“ fortsetzt. Den Abschluss im Norden bildet der in seiner isolierten Steile nahezu einem ungeheueren Bienenkorb vergleichbare Yakdessa-gala.

Sie sind ein seltsamer und fremdartiger Anblick, diese gewaltigen Gneiss- und Granitmassen, die, in gerader Linie sich erstreckend, einem Riesenwalle gleichen, und es begreift sich, dass die Berge von den Singhalesen mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet werden, und mancherlei Sagen und Legenden sich an sie knüpfen.

Auf den Yakdessa-gala soll die Yakkhaprinzessin Kuwéni sich zurückgezogen haben, nachdem ihr Gatte Widschaya, der Eroberer von Ceylon, sie verstossen hatte. Auf dem Gipfel des Felsens flehte sie den Fluch der

Götter herab auf das Haupt des Ungetreuen, der um einer anderen willen, die ihm eine ebenbürtigere Gemahlin schien, sie verlassen hatte.

Der Elefantenfelsen gilt als Schauplatz einer furchtbaren Greuelthat. Ein singhalesischer König des 14. Jahrhunderts, der Sohn einer Araberin, stand im Verdacht, die Religion der „Moormen" zu begünstigen. Verschwörer lockten ihn unter dem Vorwande einer Festfeier auf den Berg, überfielen ihn und stürzten ihn über die Felswand hinab. An der Stelle, wo der Leichnam gefunden wurde, errichtete man später ein kleines Heiligtum, welches noch jetzt gezeigt wird. Die Seele des Königs aber verwandelte sich in einen Dämon, der an den Mördern blutige Rache nahm.

Als ich in Kurunägala ankam, erwartete mich Herr Constantine mit dem Wagen an der Station und lud mich mit der in Indien geübten Gastlichkeit zu Frühstück und Mittagsmahl in sein hübsches Bangalow ein. Dasselbe liegt in einem grossen Garten, unweit der Stelle, wo ehedem die Residenz der singhalesischen Könige gestanden hatte. Leider war ich ein etwas unbeholfener Gast. Es peinigten mich ausserordentlich heftige Schmerzen, und jede raschere Bewegung verursachte höchst unangenehme Herzkrämpfe. Ich muss, da ich in einem steten Kampfe mit mir selbst lag, meinem Gastfreunde mit seinem frischen und lebhaften Temperamente als ein etwas einsilbiger Gesellschafter vorgekommen sein, was man mir sonst wohl kaum nachsagen dürfte.

Herr Constantine hatte zwei Rodiya-Männer aus dem etwa 10 km von Kurunägala entfernt gelegenen Weiler Hadirawaláni herbeiholen lassen. Sie warteten auf mich in der Katschery, dem Amtsgebäude der Regierung. Ich nahm sie mit mir in das Rasthaus und begann hier, in der Veranda sitzend, während sie ausserhalb derselben auf dem Boden kauerten, mein Examen mit ihnen anzustellen.

Es waren zwei ganz intelligente Leute, mein Pula und mein Appuwa. Sie erfassten rasch, was ich beabsichtigte, und wurden, da ich sie freundlich behandelte, ganz zutraulich. Allerdings hatte ich mir schon durch frühere Übung allmählich eine Technik des Fragens herausgebildet, bei der ich auf eine kurze und präzise Antwort hoffen durfte. Die schwierigste Aufgabe war nämlich immer die, den allzu munter fliessenden Strom der Rede rechtzeitig einzudämmen. In verhältnismässig kurzer Zeit hatte ich meine bereits in Colombo angelegten Sammlungen ergänzt und kontrolliert. Ich war nunmehr auch über den Charakter der Rodiya-Sprache völlig im klaren: dieselbe kann überhaupt nicht eigentlich eine Mundart des Singhalesischen ge-

nannt werden; sie ist vielmehr eine Art „Slang“, der am besten vielleicht mit unserer Gaunersprache zu vergleichen ist. Grammatisch unterscheidet sie sich vom Singhalesischen so gut wie gar nicht; die Differenz liegt ausschliesslich im Wortschatze.

Als ich zum Schluss meinen beiden Rodiyas das Versprechen gab, sie am anderen Morgen in Hadirawalani zu besuchen, waren sie ausser sich vor Vergnügen. Eine solche Ehre war ihrem Dorfe wohl noch niemals zuvor widerfahren.

Den Abend benützte ich zu einem Besuche des Ibba-gala-Wihara. Hinter der Katschery steigt man auf einem Fusspfade zu der Einsattelung an, welche den „Elefantenberg“ vom „Schildkrötenfelsen“ scheidet. Es ist dies auch der Weg, welcher auf den Gipfel des ersteren führt; denn man kann den Ätagala natürlich nicht unmittelbar von vorne erklimmen, sondern muss ihn umgehen und auf der minder steilen und dicht mit Dschungel bedeckten Rückseite ansteigen.

Unser Weg führte zumeist über steil geneigten glatten Granit. An einzelnen Stellen, wo die Neigung zu stark ist, sind Stufen in das Gestein gehauen. Der Wihara liegt äusserst malerisch zwischen Felsen, beschattet von schönen Eisenholzbäumen, deren weisse stark duftende Blüten in den buddhistischen Heiligtümern gerne als Opfergabe hingestreut werden.

Das eigentliche Tempelgebäude, in welchem die Buddhabilder aufgestellt sind, ist unter den überhängenden Felsen hineingebaut. Vor dem Tempel ist eine schmale Terrasse, dann folgt der Absturz des Berges gegen die Ebene zu. Über die Wipfel der Bäume, welche den Abhang bekleiden, hinweg schaut man weit hinaus ins Land. Kurunägala ist ganz ähnlich wie Ratnapura angelegt und unter lauter Bäumen versteckt. Man sieht kaum ein Haus. Hell aber leuchtet aus dem Grün der Silberspiegel des vielgebuchteten Sees hervor, der im Norden der Stadt gelegen ist. Es befindet sich ein schwimmendes Eiland auf demselben, das je nach der vorherrschenden Windrichtung bald dieser, bald jener Uferseite zutreibt.

Unweit des Tempels ist in das Granitgestein eine Nachbildung der Fusstapfe Buddhas eingehauen, die sich auf dem Gipfel des Adams-Pick befindet und hier Gegenstand hoher Verehrung ist. Ihre Form ist ganz stilisiert, die Länge beträgt etwa ein Meter. Auf grossem Fusse muss also der „Vollendete“ gelebt haben. Über der Fusstapfe ist ein kleines kapellenartiges Gebäude errichtet. Den Anstieg zum Äta-gala fortzusetzen, erwies sich als nicht ratsam, da die Sonne bereits dem Untergange nahe war und in den



Blühende Talipotpalme (Kurunâgala).

Tropen die Nacht bekanntlich rasch nach kurzer Dämmerung hereinbricht. Wir kehrten auf einem schmalen Pfade, der in Windungen durch Dickicht hinabführte, nach Kurunägala zurück und trafen dort bei Anbruch der Dunkelheit ein.

Der folgende Tag, ein Sonntag, war den Rodiyas gewidmet. Ehe ich aber meine Fahrt antrat, gab es in Kurunägala noch eine Merkwürdigkeit zu besehen. Hinter dem Rasthause stand in dem Anwesen eines Europäers eine Talipot-Palme in Blüte. Es war die erste, welche ich zu Gesicht bekam. Der Anblick, den das beigegebene Bild besser als jede Beschreibung veranschaulicht, ist in der That ein überraschender. Die Talipot-Palmen blühen nur einmal, wenn sie ein Alter von 60 bis 80 Jahren erreicht haben. Nach der Blüte sterben sie ab. Unser Baum hatte den Höhepunkt schon überschritten; die Blüten nahmen bereits eine weisslich-graue Farbe an und die grossen, fächerförmigen Blätter hingen zumeist schlaff am Stamme herab.

Nach Hadirawalani begleiteten mich Herr Constantine und ein in Colombo ansässiger Engländer, Herr T., der die Gelegenheit zu photographischen Aufnahmen benützen wollte. Unser Weg folgte fürs erste eine Strecke weit der nach Dambul führenden Strasse. Wir passierten auf dieser zunächst die einem breiten Thore vergleichbare Einsenkung zwischen dem „Käferfelsen" und dem „Aalfelsen". Zur Seite des Weges waren mächtige Felstrümmer in wirrem Chaos verstreut, die Spuren eines alten Bergsturzes. Man konnte sich in unsere heimischen Gebirge versetzt glauben, nur dass, wie bei uns Tannen und Fichten, so dort Cocospalmen zwischen dem Steingerölle hervorwuchsen. Jenseits dieses Passes bogen wir in eine nach links abzweigende Seitenstrasse ein. Die Fahrt ging ziemlich einförmig teils durch Dschungel, teils zwischen Reisfeldern hin. Zur Linken hatten wir den imposanten Steilabsturz der nördlichen Fortsetzung der Felsenkette von Kurunägala, zur Rechten in der Ferne die blauen Bergzüge des Hochlandes.

Nach einstündiger Fahrt liessen wir den Wagen auf der Strasse halten. Ein schmaler Fusspfad brachte uns nach dem etliche hundert Schritte abseits gelegenen Weiler Hadirawalani. Derselbe bestand aus sieben bis acht elenden Hütten, die zwischen Buschwerk und Cocospalmen versteckt waren. Mehrere Hütten umschlossen einen freien hofartigen Raum, in dessen Mitte ein junger Cacaobaum stand. Hier versammelte sich nach und nach die Bewohnerschaft des Dörfchens, im ganzen vielleicht 20 bis 25 Personen. Meine beiden Freunde vom vorhergehenden Tage waren natürlich auch dabei und trugen das Gefühl ihrer Wichtigkeit zur Schau. Ich kann nicht anders sagen,

als dass das Benehmen der Leute mir zusagte. Sie staunten uns wohl an, sie waren ersichtlich erfreut über unseren Besuch, aber keine Spur von Zudringlichkeit oder bettelhafter Begehrlichkeit war zu bemerken. Grosse Heiterkeit erregte es, wenn ich irgend einen der Rodiya-Ausdrücke gebrauchte, die sie doch nur aus dem Munde von ihresgleichen, aber nicht aus dem eines Europäers zu hören gewohnt waren.



Rodiya.
(Der „Headman" des Dorfes Hadirawalani.)

Die Rodiya-Männer machten durchaus einen kräftigen und gesunden Eindruck. Sie erschienen mir muskulöser, als die Singhalesen im allgemeinen sind. Der „Headman" des Dorfes hatte einen entschieden interessanten Charakterkopf: markante Züge, hohe Stirne, langes graues leicht gewelltes

Haar. Er trug im Gegensatz zur sonstigen Sitte der Rodiyas einen langen Bart. Von Frauenschönheit war wieder herzlich wenig zu bemerken. Nur ein einziges Mädchen mit noch ganz jugendlichen Formen und träumerischen Augen konnte vielleicht hübsch genannt werden, wären nicht die schmalen nach vorne geneigten Schultern und die dürftig entwickelten Hüften gewesen. Die alten Weiber waren von einer geradezu abschreckenden Hässlichkeit.

Grossen Spass bereitete mir ein kleiner Junge von drei bis vier Jahren. Derselbe hatte sich des Restes einer Cigarre bemächtigt, den einer von meinen Begleitern weggeworfen, und rauchte ihn mit der grössten Hingebung weiter. Nach jedem dritten oder vierten Zug spie er kunstgerecht mit grossem Geräusche aus, ganz wie ein Alter. Ich erwartete jeden Augenblick den Eintritt einer fürchterlichen Katastrophe; allein meine Besorgnisse waren durchaus unnötig. Der Bengel besass schon ganz gründliche Übung.

Natürlich kroch ich auch in die elenden Lehmhütten hinein, die unseren Rodiyas als Behausung dienten. Sie erschienen mir, wenn möglich, noch armseliger als die Hütte, die ich bei Ratnapura gesehen. Ein paar Matten, auf denen die Leute schlafen, und einige Kochgeschirre bildeten den ganzen Hausrat. Dumpfe moderige Luft herrschte in dem engen halbdunklen Raum. Fenster sind ein unbekannter Luxus, Luft und Licht finden nur durch die schmale und niedrige Thüre Einlass.

Von Haustieren sah ich etliche ruppige Hunde, kleine Schweine und eine Katze. Geflügel schienen die Leute von Hadirawalani nicht zu halten. Ein niedliches Genrebild boten ein paar Ferkel, die mit zwei Hunden dicht zusammengedrängt in eitel Friede und Eintracht schliefen.

Bevor wir Abschied nahmen, holte ein Bursche einige Cocosnüsse frisch vom Baume herunter, deren Milch wir genossen. Dann gab uns die ganze männliche Dorfbewohnerschaft das Geleite bis an die Strasse. Wir bestiegen den Wagen und fuhren davon.

Für mich war die Fahrt nach Hadirawalani eine Art Martyrium. Ich fieberte, hatte heftige Schmerzen und jede Erschütterung des Wagens rief die quälenden Herzkrämpfe hervor. Aber ich hatte mir nun einmal vorgenommen, die Rodiyas in ihrem eigenen Dorfe aufzusuchen, und ich wollte um keinen Preis meinen Vorsatz aufgeben. Ich bereue es auch durchaus nicht; ich freue mich im Gegenteil, dass ich es über mich gewann, ihn trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten auszuführen. Jetzt in der Erinnerung verschwindet die Vorstellung dessen, was mich damals peinigte, und deutlich



Rodiyas, die Bewohner von Hadirawalani.

und ungetrübt haften mir in der Seele alle die neuen und interessanten Eindrücke, die ich in mich aufgenommen habe.

Über den Ursprung der Rodiyas wissen wir nichts Sicheres. Möglicherweise stammen sie von Verbrechern ab, die aus der menschlichen Gesellschaft ausgestossen wurden, und haben sich im Verlaufe der Zeit durch ähnlichen Zuzug fortwährend vermehrt. Thatsächlich kam es unter den Kandykönigen als eine der furchtbarsten Strafen, die verhängt werden konnte, vor, dass eine Frau höherer Kaste, etwa die Gattin oder Tochter eines Hochverräters, den Rodiyas ausgeliefert wurde. Der Rodiya, der von ihr Besitz ergriff, nahm etwas Betel aus seinem Munde und schob es in den ihrigen. Durch diese Ceremonie war ihr Schicksal für ihre ganze Lebenszeit unabänderlich besiegelt.

Manche halten die Rodiyas für Abkömmlinge indischer Tschandalas, welche dem Mahavansa zufolge von singhalesischen Königen zur Verrichtung der allerniedrigsten Arbeiten, wie Fortschaffen des Unrates von den Strassen, herangezogen wurden. Die Rodiyas selbst umkleiden die Entstehung ihrer Kaste mit dem Schimmer der Romantik. Mein erster Rodiya-Gewährsmann, Ridí-williya aus dem Distrikte Kaduganáwa bei Kandy, erzählte folgende Geschichte. Der König Pärakum-bá (Parákrama Báhu) hatte eine Tochter mit Namen Namaratnawali. Dieselbe wurde wegen eines Vergehens vom Hofe ausgewiesen. Gegen das väterliche Verbot kehrte sie jedoch in den Palast zurück und redete im Hausflur einen Diener an, namens Rodda, der sich in ein Gespräch mit ihr einliess. Zur Strafe wurde auch Rodda mit der Prinzessin in die Verbannung geschickt. Die beiden begaben sich nach dem Hügel Mundagiri bei Kaduganawa, bauten sich hier eine Hütte und lebten als Mann und Frau; die Kinder, die aus dieser Ehe hervorgingen, waren die ersten Rodiyas.

Was in Indien die Tschandala, das sind in Ceylon die Rodiyas. Unter der englischen Regierung, welche natürlich grundsätzlich keine Kastenunterschiede anerkennt, hat sich ihre Lage wesentlich gebessert. Die Schranken, welche sie von der übrigen Gesellschaft trennen, beginnen nach und nach zu fallen. Es kann natürlich seinen Eindruck auf die eingeborene Bevölkerung nicht verfehlen, wenn vor dem europäischen Richter der verachtete Rodiya ebenso sein Recht findet wie der vornehmste Singhalese. Im unmittelbarem Zusammenhange mit diesem allmählich sich vollziehenden Ausgleiche steht es, wenn ein Teil der Rodiyas seine besondere Sprache aufgegeben hat und sich des gewöhnlichen Singhalesisch bedient.

Unter den Kandyfürsten war die Lage der Rodiyas die denkbar erbärmlichste. Sie wurden als unrein von jedermann gemieden. Es war ihnen nicht einmal erlaubt, sich Hütten in der Weise der Singhalesen zu bauen; ihre Behausungen bestanden nur aus einer geraden Wand, gegen welche ein schräges Dach gelegt wurde. Sie durften aus keinem Brunnen trinken, niemals ein Dorf betreten, keinen Acker bestellen. Ihre einzige erlaubte Beschäftigung war die Verarbeitung von Tierhäuten zu Riemen. Wenn sie einem Angehörigen irgend einer anerkannten Kaste begegneten, so riefen sie ihn von der Ferne an zu warten, bis sie den Weg verlassen hätten, damit er ohne die Gefahr einer Verunreinigung passieren könne. Einen Höherstehenden begrüssten sie, indem sie mit hoch über den Kopf gehobenen Händen sich verneigten; wollten sie ihn anreden, so warfen sie sich, die Arme emporstreckend, auf die Kniee nieder.

Das alles ist nun doch ganz entschieden weit besser geworden. Noch immer freilich gelten die Rodiyas für unrein und werden im allgemeinen gemieden; sie leben in ihren isolierten Dörfern oder Weilern, kuppâyama geheissen, und werden nie die Hütte eines Singhalesen betreten. Allein die frühere sklavische Unterwürfigkeit hat aufgehört. Ich bin mehrfach Rodiyas auf der Strasse begegnet. Sie wichen wohl zur Seite, aber kaum in einer anderen Weise als dies Eingeborene dem Europäer gegenüber meistenteils zu thun pflegen. Allerdings sehen Rodiyas immer noch um ein Stück verwahrloster und schmutziger aus als Singhalesen selbst von niedriger Kaste. Es hängt das eben mit ihren Erwerbsverhältnissen zusammen, die sie von einer besseren Lebensführung ausschliessen. Der Rodiya isst, was überhaupt geniessbar ist; das Fleisch der Landschildkröte ist seine gewöhnlichste Mahlzeit.

Nominell sind die Rodiyas Buddhisten; aber der Zutritt zu einem Tempel ist ihnen, so viel ich weiss, nicht gestattet. Der Dämonenglaube spielt bei ihnen noch die Hauptrolle. Sie glauben an das „böse Auge" und den „bösen Mund". Auch schreiben sie selbst einzelnen Individuen ihrer Kaste übernatürliche Kräfte zu; solche „Zauberer" können einen anderen töten, wenn sie auf dessen Schatten treten, und auch sonst allerlei Unheil stiften.

Über den Charakter der Rodiyas wird — ich weiss nicht, ob mit Recht — wenig günstiges ausgesagt. Sie sollen sehr diebisch sein, die Männer zur Trunksucht geneigt, die Frauen von den lockersten Sitten. Polygamie kommt nicht vor, dagegen ist es nicht ungebräuchlich, dass mehrere Brüder in eine Frau sich teilen. Knox, welcher im 17. Jahrhundert auf Ceylon Schiff

bruch litt und 22 Jahre als Gefangener dort zubrachte, erzählt in dem interessanten Buche, in welchem er seine Erlebnisse beschreibt, schon ausführlich von den „Roudcahs" und sagt ihnen auch blutschänderische Sitten nach.

Zur Erntezeit pflegen die Rodiyas ihre Dörfer zu verlassen und truppweise im Lande umherzuziehen. Die Männer tragen die dürftigen Habseligkeiten an einem Pingo, den sie jedoch nur an einer Seite belasten — denn nur so ist oder vielmehr war ihnen der Gebrauch des Pingo gestattet — das Gegengewicht bildet ein Stein. Mit Bettel, Gaukelei und Wahrsagen verdienen sie ihren Unterhalt. Die Mädchen singen und tanzen, wobei sie Bronzescheiben drehend auf der Fingerspitze balancieren, und gehen wohl auch einem weniger ehrbaren Erwerbe nach.

Bemerkenswert ist, dass es auch für den verachteten Rodiya noch Menschen gibt, auf die er als unter ihm stehend herabsieht. Mit einem Stolze, der mich komisch genug berührte, sagte mein Ridi-williya von einer gewissen Klasse von Leuten, welche mit Mattenflechterei ihren Lebensunterhalt verdienen, und welche er als „hápa-kinnarayó" bezeichnete, sie seien noch niedriger als die Rodiyas!

— — —

Ich hatte eine Zeitlang geschwankt, ob es nicht mit Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand das beste sei, nach Colombo zurückzukehren. Aber ich konnte mich nicht dazu entschliessen; denn ich glaubte mich am Morgen etwas kräftiger zu fühlen. So fuhr ich denn zurück nach Polgahawela und von hier in der Richtung gegen das Gebirge. Der Morgenzug führt einen Restaurationswagen mit sich, von dem aus man bei einem ganz leidlichen Frühstück für zwei Rupies in aller Bequemlichkeit die Gegend bewundern kann. Ich liess mir den Genuss dieser angenehmen Institution nicht entgehen.

Die Fahrt ist nunmehr eine sehr interessante, da die Bahn den westlichen Absturz des Gebirges zu überwinden hat. Die Steigung ist eine ziemlich starke. In langen Windungen führt die Bahn an den Berghängen hin und eröffnet schöne Blicke hinab in tief unter uns liegende Thalgründe und hinauf in das höhere Gebirge. Belästigend sind die zahlreichen Tunnels, in denen eine den Atem benehmende Atmosphäre herrscht. Was der Gegend besonderen Reiz verleiht, ist wieder der Reichtum der Vegetation. Die Berghänge und Terrainfalten sind mit terrassierten Reisfeldern bedeckt, zur Cocos- und Arecapalme gesellt sich die Talipot mit grossen Schirmblättern. Wenn aber gelegentlich die Bahnlinie nach Kandy mit einer unserer Alpenbahnen

verglichen wird, so ist das eine Übertreibung. Die Höhenverhältnisse sind, wenigstens in diesem Abschnitte der Bahn, nicht entfernt so grossartig, wie etwa bei Brenner oder Gotthard.

Auf dem grössten Teil der Strecke hat man die Landstrasse im Auge, welche von den Engländern kurz nach der Einnahme von Kandy angelegt wurde. Ich hatte genau die gleiche Empfindung, wie seinerzeit, als ich zum erstenmale die Brennerlinie befuhr. Auf der Strasse sollte man wandern, um die Schönheit der Gegend und des Bahnbaus richtig würdigen zu können.

Mit dem Passe von Kaduganáwa erreicht man die Höhe, ungefähr 500 m über der Meeresfläche. Dieser Pass, welcher die Pforte zum inneren Gebirgslande bildet, wurde seinerzeit von den Kandyfürsten mit besonderer Sorgfalt bewacht. So lange werde das Reich bestehen, hiess es im Volksmunde, bis durch einen bestimmten Hügel bei Kaduganawa Rinder und Pferde hindurch gehen könnten. Der Spruch hat sich erfüllt. Bei Erbauung der Strasse musste ein Tunnel durch den Hügel getrieben werden; das Königreich von Kandy aber hat aufgehört.

Jenseits des Passes senkt sich die Bahn nach dem Thal der Mahawäliganga und gabelt sich nunmehr in zwei Linien. Nordwärts gelangt man in kurzer Zeit nach dem nahe gelegenen Kandy; die südliche Strecke führt tiefer hinein in das Innere des Gebirges. Dasselbe ist nicht etwa eine Hochfläche, sondern nach allen Richtungen durchzogen von Hügelketten und Bergrücken. Gegen Osten hin nehmen die Gebirgszüge beträchtlich an Höhe zu und erreichen ihre bedeutendste Erhebung in der Gegend von Nuwara Eliya in dem Piduru-tala-gala, dem höchsten Berggipfel der Insel.

Unser Bahnzug klimmt in langgestreckten Kurven an den Berglehnen höher und höher. Wir schauen tief hinab in schmale Thäler, wo ein Fluss in engem steinigem Bette sich zwischen den Bergen hindurch windet oder in malerischen Kaskaden über eine steile Felsstufe herabstürzt. Charakteristisch ist das Fehlen jeder breiteren Thalsohle. Die Berglehnen steigen immer unmittelbar aus dem Wasser der Flüsse und Bäche in beträchtlicher Steile empor. In der Kette, welche das Gebirgsland gegen die Ebene hin begrenzt, dominiert der Adams-Pick, dessen kecke Pyramide immer wieder hinter und über den zunächst gelegenen Höhenzügen hervortritt.

Wir durchfahren nunmehr die wichtigsten Gebiete der ceylonesischen Theeproduktion, die Bezirke Dik-oya und Dimbula. Hier sind in der That die Theepflanzungen massgebend für das Aussehen der Landschaft. Mitunter bedecken sie die Berghänge, so weit man sehen kann, vom Ufer des Wasser-

laufes im Thalgrunde bis hoch hinauf. Nur die höchsten Kämme sind vielleicht noch mit Dschungel bestanden; aber auch hier zeigen da und dort aufsteigende Rauchsäulen an, dass man im Begriffe ist, die Wildnis zu roden, um Raum für neue Kulturen zu gewinnen.

Inmitten der Plantagen liegen die überaus netten und freundlichen Bangalows der Pflanzer, und zwar zumeist an irgend einer besonders malerischen Stelle: auf der Spitze eines Hügels, der freien Umblick gestattet, auf einer Bergterrasse, die steil nach dem Thalgrunde abfällt, zur Seite eines in enger Felsschlucht über den Abhang herabstürzenden Wildbaches. Sie sind in der gewöhnlichen Weise der indisch-europäischen Wohnhäuser angelegt, bestehen nur aus einem Geschosse und haben die auf allen Seiten herumlaufende Holzveranda; die Bedachung bilden lichtgraue Schindeln.

An den Boden scheint der Thee keine allzu grossen Anforderungen zu stellen. Man sieht ihn oft genug mitten zwischen dem Lateritgerölle auf Plätzen, wo anscheinend der Strauch kaum genügend Raum hat, um Wurzeln zu schlagen. Auffallend fürs Auge sind die langen geradlinigen Baumreihen, welche in regelmässigen Abständen durch die Theepflanzungen sich hinziehen. Sie haben den Zweck, den allzu starken Wind abzuhalten und zugleich etwas Schatten zu spenden. Verwendet wird dabei ein aus Australien eingeführter schnell wachsender Baum mit feingefiedertem silbergrünem Laube.

Ein anmutiges farbenfrisches Bild bot sich uns, wenn wir durch eine Plantage fuhren, wo eben geerntet wurde. Die Tamilfrauen und Mädchen pflückten die Blätter in runde Tragkörbe, die sie auf dem Rücken trugen. Ihre roten Gewänder leuchteten lebhaft hervor aus dem saftigen Dunkelgrün der Theesträucher. Aufseher mit langen Stäben in der Hand gingen umher, die Arbeit zu kontrollieren.

Etwa um 4 Uhr erreichten wir die Station Nanu-oya, von wo aus man in zwei Stunden nach Nuwara Eliya gelangt. Es herrschte lebhaftes Treiben auf dem Bahnhofe; denn bereits begann die Jahreszeit, wo die vermöglichen Leute von Colombo ihre Landhäuser in und bei Nuwara Eliya bezogen. Namentlich die Kinder schickt man gerne herauf in die Berge, und die von der erschlaffenden Atmosphäre des Tieflandes gebleichten Wangen gewinnen schnell ein frisches Rot in der erquickenden und belebenden Bergluft. Nuwara Eliya liegt gegen 2000 m über dem Meere in einem Hochthale, dessen tiefster Teil von einem See ausgefüllt wird. Die Landschaft hat hier fast mitteleuropäischen Charakter. In den Gärten, welche die Landhäuser umgeben, sieht man die heimischen Blumen blühen. Man baut unsere Gemüse mit

gutem Erfolge; doch wollen europäische Obstbäume nicht gedeihen. Abends wird es häufig so kühl, dass man mit Behagen das Feuer des Kamins geniesst, mit dem alle Bangalows ausgestattet sind. Im Dezember ereignet es sich zuweilen, dass das Thermometer unter den Gefrierpunkt sinkt. Schnee fällt jedoch niemals und nirgends auf Ceylon.

Bis vor kurzem war Nanu-oya der Endpunkt der Eisenbahn. Seit 1894 ist dieselbe, den höchsten Kamm des Gebirges überschreitend, bis an die Grenzen der Provinz Uwa fortgesetzt worden und hat auch diese reiche Kulturlandschaft dem Verkehre erschlossen.

Die Scenerie ändert sich nunmehr wesentlich. Theepflanzungen werden seltener und verschwinden bald gänzlich. An ihrer Stelle bedeckt wild wachsender Wald und Gestrüpp oder blosser Rasen die Berge. Der Hochgebirgscharakter der Landschaft tritt scharf hervor. Das specifisch tropische Element fehlt vollständig, und man vermag sich nur schwer zu vergegenwärtigen, dass man sich nur wenige Grad vom Äquator entfernt befindet. Und doch kann man nicht sagen, man glaube sich nach Europa versetzt. Es bleibt immer etwas Fremdartiges in den seltsamen Formen der Bäume und der riesigen Buschgräser, die an den Flussläufen wachsen. Die Witterung stimmte mit der Landschaft überein. Es wurde empfindlich kühl, so dass man gerne die Fenster schloss; in den Thalgründen wogten dicke Nebelmassen.

Mit 1900 m erreicht man in dem sogenannten „Summit-Tunnel" die höchste Stelle der Bahn. Dieser Tunnel war in den Weihnachtstagen Schauplatz einer Begebenheit, welche leicht zu einer schlimmen Katastrophe hätte führen können. Es hatte im Laufe des Dezembers ungewöhnlich viel und heftig geregnet. Im Gebirge waren Überschwemmungen eingetreten, Wege unterspült und Brücken weggerissen worden. Ein von Bandarawela kommender Eisenbahnzug, in welchem zufällig auch einer meiner Colomboer Hausgenossen sich befand, wurde durch den Bahnwächter vor dem Summit-Tunnel gestellt, weil jenseits desselben das Geleise durch einen kürzlich niedergegangenen Erdrutsch gesperrt war. An dem Platze, wo der Zug hielt, stieg zur Linken ein sehr steiler Hang an; rechts ging es ungefähr 200 m hinab in eine tiefe Schlucht. Während man noch stille stand, gewahrten einige Passagiere, wie das Erdreich unmittelbar neben den Geleisen in langsame Bewegung geriet. Sie sprangen aus den Wagen und riefen dem Maschinisten zu, sofort in den Tunnel zu fahren. In diesem Augenblicke kamen auch schon vereinzelte Felsstücke den Hang herab und prallten auf dem Dache des letzten Wagens auf. Kaum aber war der Zug unter die schützende Wölbung ge-

bracht, so ging mit gewaltigem Getöse ein Bergsturz nieder. Wäre der Zug noch an seiner früheren Stelle gestanden, so wäre er unfehlbar zertrümmert und in die Tiefe gerissen worden.

Im Tunnel entstand eine Art Panik. Die Eingeborenen, die im Zuge sich befanden, gebärdeten sich wie toll. Sie heulten, schrien und beteten durcheinander. Das Bedenkliche der Situation wurde noch erhöht dadurch, dass ein Wildbach, dessen Bett durch den Bergsturz verlegt worden war, sein Wasser in den Tunnel ergoss. Nach mehrstündigem bangen Warten und verschiedenen vergeblichen Versuchen glückte es endlich den Passagieren, in knietiefem Wasser watend, den Ausgang des Tunnels zu erreichen. Indem sie dann über den ersten Erdrutsch hinwegkletterten oder ihn auf der Höhe umgingen, gelangten sie wieder auf sicheren Boden. Der Zug aber blieb mehrere Tage hindurch blockiert.

Eine kleine Schicksalstücke wollte es, dass auch der Ingenieur, der die Bahnstrecke gebaut, in dem Unglückszuge sich befand. Sein in der Nähe liegendes Bangalow bot den „Schiffbrüchigen" das erste Obdach. Küche und Keller sollen ausgiebig gebrandschatzt worden sein.

Hat man den Tunnel hinter sich, so ist die Grenze der Provinz Uwa überschritten. Die Bahn beginnt allmählich sich zu senken. Stellenweise ist sie hier an Abhängen von solcher Steile hingeführt, dass den Ängstlichen wohl ein leichtes Gruseln anwandeln kann. Der Laie fragt sich mitunter zweifelnd, wie es denn überhaupt noch möglich war, auf solchem Terrain eine Bahn zu tracieren, namentlich wenn die Hänge aus ganz lockerem Geschiebe bestehen.

Bald erblickten wir nun wieder Theepflanzungen und tief unter uns grüne Thalgründe. Doch ist dies kaum ein richtiger Ausdruck. Auch in dem Teile von Uwa, den ich durchfahren und durchwandert habe, fehlt jede Thalsohle. Das ganze ist ein Gewirr von Hügeln und Anhöhen, und das Terrainbild daher ein äussert mannigfaltiges. Ringsum begrenzen höhere Ketten den Horizont. Dschungel und hochstämmige Bäume sind spärlich, meist bekleidet Rasen die Hügelhänge. Hier und dort sah ich Rinderherden weiden, so dass die Landschaft mir fast heimatlich vorkam.

Inzwischen war es dunkel geworden und der Nebel in Regen übergegangen, als wir in Bandarawela ankamen. Mein körperliches Befinden hatte sich leider erheblich verschlimmert. Es stellte sich Fieber ein, und ein Ohnmachtsanfall am folgenden Morgen belehrte mich, dass meine Widerstandskraft gebrochen und eine Erholung dringend notwendig geworden war. Von

der Möglichkeit zu reisen war zunächst keine Rede. Und doch überkam mich, sobald ich mich nur ein wenig besser fühlte, immer wieder die Lust, die Brücken hinter mir abzubrechen und aufs Geratewohl nach Badulla zu fahren. Allein die Vernunft trug den Sieg davon. Ich entschloss mich, einige Tage zur Wiederherstellung meiner Kraft in Bandarawela zu bleiben und dann fürs erste nach Colombo zurückzukehren.

Glücklicherweise war ich in Bandarawela gut aufgehoben. Der Ort, der 1200 m über dem Meere liegt, hat wohl noch eine Zukunft. Er dürfte mit der Zeit als Gesundheitsstation in eine Art Rivalität zu Nuwara Eliya treten, oder vielmehr dieses ergänzen. In Nuwara Eliya sind nämlich die klimatischen Verhältnisse nicht das ganze Jahr hindurch gleich günstige. Zur Zeit des Südwestmonsuns herrscht dort hochgradige Feuchtigkeit. Die Niederschläge sind sogar erheblich stärker als in Colombo, wie das folgende Schema zeigt, dem eine Durchschnittsberechnung nach mehr als zwanzigjähriger Beobachtung zu Grunde gelegt ist:

		Regenhöhe	Tage		Regenhöhe	Tage
Colombo . .	Juni:	7,70 Zoll	17	Juli:	5,02 Zoll	12
Nuwara Eliya	„	13,84 „	24	„	12,77 „	22

Gerade in diesen Monaten nun hat Bandarawela trockenes Klima und dürfte sich vortrefflich als Sommerfrische eignen. In annähernd der nämlichen Beobachtungszeit berechnete sich hier die durchschnittliche Regenhöhe im Juni nur auf 2,88, im Juli auf 1,13 Zoll bei 5. beziehungsweise 6 Regentagen. Der Hauptkamm des Gebirges bildet nämlich die scharf gezogene Grenze der Wirkung des Südwest-Monsuns. Fällt diesseits das Maximum an Niederschlägen, so herrscht jenseits Trockenheit.

Angesichts dieser günstigen Aussichten für die Zukunft ist denn auch in Bandarawela in neuer Zeit an Stelle des ehemaligen Rasthauses ein Gasthof entstanden. Es ist ein sauberes, nur aus einem Erdgeschoss bestehendes Gebäude, das einen quadratischen mit Rasen und Blumen geschmückten Hofraum umgibt. Im vorderen Teil befinden sich Dining-room und Parlour, hinten die Fremdenzimmer. Recht hübsch ist der Blick von der Veranda an der Frontseite des Hauses auf die grasbewachsenen Hügel, die in mehreren Reihen hinter einander sich erheben, überragt von der centralen Hauptkette, welche in dem Piduru-tala-gala kulminiert.

Ich verbrachte mehrere Tage im Gasthause und fand dasselbe vortrefflich geleitet. Länger verweilende Gäste gab es ausser mir nicht in dieser

Zeit. Am letzten Januar trat ich, nicht wenig verstimmt und missmutig, die Rückreise nach Colombo an; missmutig und ziemlich entkräftet traf ich nach zwölfstündiger Fahrt in unserem Bangalow wieder ein, das ich eine Woche zuvor voll von Hoffnungen und Plänen verlassen hatte. Ich kam mir vor wie ein Soldat nach einer verlorenen Schlacht.

Immerhin gab es einiges, was mich in meiner Niedergeschlagenheit tröstete. Ich musste mir denn doch sagen, dass eine Reise in das Wädda-Gebiet bei bereits geschwächter Gesundheit für mich, den Familienvater, ein gewagtes Unternehmen gewesen wäre, das leicht schlimmere Folgen hätte haben können. Andererseits erwog ich nun ernstlich, ob ich meinen Zweck nicht auf anderem Wege erreichen könnte; ob es nicht möglich sein sollte, ein paar Wäddas zur Fahrt nach Colombo zu bewegen, um hier die sprachlichen Versuche mit ihnen in aller Bequemlichkeit anzustellen.

Mein trefflicher Freund, der Mudaliyar A. Gunasekara, unterstützte mich mit all dem Eifer, welchen er meinen Unternehmungen entgegenbrachte. Wir waren uns der grossen Schwierigkeiten recht wohl bewusst, hatte man doch, meines Wissens, bis dahin nur einmal, nämlich dem Prinzen von Wales zu Ehren, Wäddas nach Colombo geführt. Die Wäddas sind ausserordentlich scheu und furchtsam und pflegen ihre einsame Wildnis niemals zu verlassen. Aber ein Versuch war immerhin zu wagen. Der Mudaliyar wandte sich an einen Freund, den Registrar of Lands, D. S. Jayatilaka in Badulla, und der Rührigkeit und Energie dieses Mannes habe ich es zu danken, dass ich schliesslich Erfolg hatte und so einigermassen entschädigt wurde für die fehlgeschlagene Reise nach Bibilé.

Ich muss hier vorausgreifen auf die letzten Tage meines Aufenthaltes in Colombo.

Die Verhandlungen mit Herrn Jayatilaka waren natürlich sehr zeitraubend, da auch von Badulla noch mehrere Tagereisen bis in das Gebiet der Wäddas sind. Ich hatte bereits Colombo wieder verlassen, um die Ruinengebiete von Ceylon zu besuchen, da traf mich in Anuradhapura ein Brief des Mudaliyar, dass neuesten Nachrichten aus Badulla zufolge in der That einige Aussichten bestünden, Wäddas zur Reise nach Colombo zu bereden.

Noch einmal drohte, und zwar im letzten Augenblick, die Sache Schiffbruch zu leiden. Durch den Fehler eines Telegraphenbeamten, der eine Depesche falsch abfertigte, wurde die Ankunft der Wäddas in Colombo statt auf den 6. auf den 14. März anberaumt. Dies aber war der Tag, an welchem mein Dampfschiff nach Europa abgehen sollte. Als der Irrtum sich heraus-

stellte, gab es nur noch eine Möglichkeit: Bei äusserster Beschleunigung der Reise konnten vielleicht die Wäddas am Abend des 13. März eintreffen. Ich war in nicht geringer Aufregung. Zunächst fuhr ich auf die Agentur des Norddeutschen Lloyd, um meine Passage auf einen späteren Dampfer umschreiben zu lassen. Dies erwies sich aber als unthunlich, da das nächste Schiff bis auf den letzten Platz besetzt war und das zweite erst Mitte des folgenden Monats abging. Es blieb mir also nichts übrig als der Sache ihren Lauf zu lassen.

Am Vorabend meiner Abreise von Ceylon trafen richtig meine Wäddas ein. Ihr Zug durch die Stadt hatte grosses Aufsehen erregt; alles drängte hinter ihnen her. Es waren ihrer drei; denn nur in Begleitung von ihresgleichen wagten sie die Reise, die für sie etwas durchaus Neues und Unbekanntes war. In ihrer Begleitung befand sich ein arabischer Händler, der sie aus ihrer Wildnis nach Badulla gebracht und sich ihnen gegenüber verbürgt hatte, sie in längstens zwei Tagen wieder zurück zu geleiten; ferner ein Singhalese, der einiges vom Wädda-Dialekte wusste und als Dolmetsch dienen sollte; endlich der junge Sohn Herrn Jayatilakas, welcher Führer der ganzen Karawane war. —

Nach dem offiziellen Census von 1891 soll es damals im ganzen 1229 Wäddas auf der Insel gegeben haben. Diese Zahl ist aber nach aller Wahrscheinlichkeit um ein gutes Teil zu hoch gegriffen.

Das Verbreitungsgebiet der Wäddas ist das weite Waldland zwischen dem centralen Gebirge und der Ostküste, namentlich die Wildnisse des Bezirkes Bintenne im Norden von Badulla. Man scheidet sie in Küsten-, Dorf- und Felsen-Wäddas. Die letztgenannten führen ein absolut wildes Leben, während die Küsten-Wäddas schon ein wenig civilisierter sind und in ihrer Lebensweise sich mehr den übrigen Eingeborenen nähern. Zwischen den Dorf-Wäddas und den Felsen-Wäddas besteht nur ein sehr geringer Unterschied. Erstere wohnen mehr an der Peripherie des Wädda-Gebietes und kommen daher gelegentlich mit anderen Eingeborenen in Berührung; doch vermeiden sie dieselbe so viel wie möglich. Auch die Dorf-Wäddas leben überwiegend von der Jagd, aber sie bauen daneben etwas Korn. Sesshaft im vollen Sinne des Wortes können sie nicht genannt werden. Die Lust zur Ungebundenheit kommt immer wieder zum Durchbruch, so dass sie gerne ihren Wohnplatz wieder verlassen, um ihre primitive Hütte anderswo aufzuschlagen.

Die Wäddas — ich spreche hier zunächst von den Felsen-Wäddas — sind ein Jägervolk. Schwer zugängliche Urwälder sind ihr liebster Aufenthalt. Jede Familie hat ihr bestimmtes Jagdgebiet, dessen Grenzen von den Nachbarn genau respektiert werden. Vorzüglich sollen ihre Hunde sein.



Wäddas.

Ihre Behausung bilden zumeist überhangende Felsen. Zuweilen stellen sie sich ein Obdach dadurch her, das sie an zwei senkrecht in den Boden gesteckte Pfähle zwei andere in schiefer Richtung anlehnen und mit Zweigen und Blättern überdecken. So sind sie wenigstens auf einer Seite gegen

Wind und Regen geschützt. Häufig bereiten sie sich ihr Nachtlager in den Ästen eines Baumes.

Bekleidet sind die Wäddas nur mit einem Lendenschurz, der aus Blättern hergestellt wird oder, wo sie solchen bekommen können, aus einem weissen Tuchlappen. Tierfelle verwenden sie seltsamerweise nie zu diesem Zwecke. Als Waffen führen sie Bogen und Pfeile, sowie eine kleine, aber wuchtige Axt. Mit dieser pflegen sie die hohlen Bäume aufzuschlagen, wenn sie nach dem Honig der wilden Bienen suchen. Auch dient sie ihnen als wirksame Waffe, wenn ihr schlimmster Feind, der Lippenbär, ihnen allzu nahe kommt. Ihre Bogen verfertigen sie aus einem braunen sehr zähen Holze; sie sind 1½ bis 2 m lang und haben eine Sehne aus gedrehtem Bast. Die Pfeile haben eine Länge von 80 bis 90 cm, sind aus leichtem sorgfältig geglättetem Holz hergestellt und mit einer Eisenspitze und Befiederung aus Pfauenfedern versehen.

Interessant ist die Art, wie sich der Wädda seine Pfeilspitzen, die er nicht selbst verfertigt, zu verschaffen weiss. Er begibt sich nächtlicher Weile vor die Wohnung eines singhalesischen Schmiedes und legt hier ein Blatt nieder, das in die gewünschte Form gebracht ist. Dazu fügt er irgend ein Geschenk, wilden Honig, ein Tierfell oder ähnliches. In einer der nächsten Nächte kommt er wieder und erwartet nun das Bestellte vorzufinden. Ist er zufrieden, so legt er wohl noch eine besondere Gabe am Platze nieder. Die Schmiede zögern nie, die Bestellung sofort auszuführen. Thun sie es nicht, so dürfen sie sicher sein, bei nächster Gelegenheit einen Pfeilschuss zu bekommen. Auch ist ihre Arbeit durch das, was der Wädda dafür gibt, reichlich bezahlt. In meinem Besitze befand sich eine Pfeilspitze, die deutlich nichts anderes war als eine etwas zurecht geschliffene alte Messerklinge!

In der Nahrung sind die Wäddas keineswegs wählerisch. Sie essen hauptsächlich Fleisch, das entweder über dem Feuer gebraten oder in getrocknetem Zustande aufbewahrt wird. Sehr beliebt ist das Fleisch des Iguana; doch werden auch Fledermäuse und Vögel, wie Krähen und Eulen, nicht verschmäht. Dagegen meidet der Wädda das Fleisch von Rindern, Elefanten, Bären, Panthern und Schakalen. Honig liebt er sehr; er bereitet sich auch eine Art Brot, indem er den Moder abgestorbener Bäume zerreibt und mit Honig vermischt. Feuer erzeugt er durch Reiben zweier Hölzer, die er beide der nämlichen Baumart entnimmt, während sonst in der Regel bei dieser primitiven Feuerbereitung hartes und weiches Holz zur Anwendung kommt.

Von Charakter sind die Wäddas harmlos, friedfertig und von strenger Wahrheitsliebe. Sie leben in Monogamie und sind treue und zärtliche Gatten und Väter. Die Ehe wird, obgleich ohne alle Ceremonien vollzogen, stets heilig gehalten. Bei Ehebruch, der äusserst selten vorkommt, tötet der Beleidigte den Beleidiger mit dem Pfeile. Gegen Spott sind die Wäddas sehr empfindlich und sie greifen, wenn sie sich verhöhnt glauben, wohl zur Waffe. Das gleiche thun sie auch, wenn sie überrascht werden. Nähert man sich ihnen aber offen, so dass sie sich von der friedlichen Absicht überzeugen können, so läuft man kaum Gefahr, angegriffen zu werden.

Gegen Fremde verhalten sich die Wäddas ganz anders als wenn sie unter sich sind. Sie sind dann scheu, verschlossen, wortkarg. Dass sie niemals lachen, ist eine alberne Fabel. Sie können heiter und fröhlich sein, tanzen und singen auch, und solche Gesänge mehr erzählenden Inhalts werden in ganz anderer Weise vorgetragen als ihre Anrufungs- oder Beschwörungsformeln.

Die Meinung, dass die religiösen Vorstellungen der Wäddas sich auf einen rohen Dämonenglauben beschränkten, scheint nur auf ungenauer Beobachtung zu beruhen. Sie kennen vielmehr acht oder neun Gottheiten, zu denen sie beten. Die Geister der Verstorbenen wachen nach ihrer Anschauung über das Wohl der Lebenden und werden angerufen, ehe man an irgend eine Unternehmung geht. Übelwollende Dämonen scheinen sie überhaupt nicht zu kennen. Dagegen besitzen sie Zaubersprüche zur Abwehr von wilden Tieren, wie Elefanten, Büffeln, Bären und Panthern. Ein solcher Spruch gegen den besonders gefürchteten Bären lautet beispielsweise in der Wädda-Sprache folgendermassen:

óka óka palá
méka méka palá
áya tibba ekak pítapayyé palá
mangatscha täriyä
den käriyá.

Die Frage nach der ethnologischen Stellung der Wäddas ist eine viel umstrittene. Nach den neuesten naturwissenschaftlichen Beobachtern hätte man in ihnen eine geistig und körperlich ausserordentlich tief stehende Menschenrasse zu erkennen. Sie sind klein von Wuchs; ihre Schädelformation soll der des menschenähnlichen Affen näher stehen als der des Menschen. Man sieht in ihnen die Abkömmlinge der das Land vor der arischen Invasion bewohnenden Bevölkerung. Spuren der gleichen Rasse finden sich auch auf dem festländischen Indien; ja es wird sogar behauptet, dass dem Mythus

von dem in paradiesischer Unschuld und Nacktheit lebenden ersten Menschenpaare Adam und Eva die Existenz wäddaler Völker in Vorderindien zu Grunde liege!

Ich kann diese Ansicht hier nur anführen mit dem offenen Bekenntnis, dass ich von der anthropologischen Wissenschaft so gut wie nichts verstehe. Es ist mir nicht möglich die Exaktheit der Beobachtungen zu kontrollieren. Ebenso fehlt mir das sichere Urteil darüber, welches Gewicht den einzelnen anthropologischen Argumenten beizumessen ist, und welche Folgerungen wir aus den anatomischen Angaben ziehen dürfen. Nur auf eines glaube ich aufmerksam machen zu sollen: Die Anthropologen scheinen in der Beurteilung auch der physischen Verhältnisse der Wäddas selber gar nicht so einig zu sein, als man dies nach der Sicherheit und Bestimmtheit ihrer Schlussfolgerungen glauben möchte. Virchow, der in den Wäddas ebenfalls Nachkommen der Urrasse sieht, sagt, dass anthropologisch zwischen ihnen und den Singhalesen, abgesehen von dem Bau der Nase, kaum ein Unterschied bestehe. Der Schädelinhalt sei beim Wädda zwar etwas geringer, aber immerhin noch so gross wie beim Tamil, dessen Schädelbau im übrigen von dem des Wädda wie des Singhalesen total verschieden sei. Ich habe den Eindruck, als ob dies denn doch erheblich anders lautete als die Beurteilung, die ich oben mitgeteilt habe.

Mich haben jedenfalls die eigenen Studien und Beobachtungen zu wesentlich anderen Ergebnissen geführt. Ich erkenne zwischen Singhalesen und Wäddas keine prinzipielle Differenz, sondern nur eine gradweise. Beide Völker sind Mischrassen aus den Ureinwohnern Ceylons und den eingewanderten Ariern, aber die Beimischung des Aboriginerblutes ist bei den Wäddas stärker als bei den Singhalesen. Bei letzteren wurde sie überdies durch fortwährenden Zufluss frischen arischen Blutes aus Indien einigermassen paralysiert. Wie ich mir das Verhältnis im einzelnen denke, davon später; hier zunächst nur so viel, dass in meinen Augen die Wäddas gewissermassen Singhalesen unreinen Blutes sind, die überdies durch ihr Wald- und Jägerleben degenerierten und verwilderten.

Vor allem muss ich sagen, dass mir meine Wäddas durchaus nicht so bar aller Intelligenz erschienen, wie man nach den meisten Schilderungen glauben möchte. Sobald sie sich an meine Person gewöhnt hatten, konnte ich mit ihnen ganz gut mich verständigen. Sie begriffen meine Absicht und standen Red und Antwort. Freilich ermüdeten sie ziemlich schnell, weil sie eben an keinerlei Denkarbeit gewöhnt waren.

Nur einmal geriet einer von ihnen ganz aus dem Geleise. Ich hatte schon eine ganze Reihe von Wörtern und Phrasen aus ihm herausgefragt und immer richtige Antwort erhalten. Da liess ich ihn durch den Dolmetsch auffordern, dass Sätzchen „ich möchte diese Axt haben“ in seiner Sprache zu wiederholen. Unseligerweise deutete ich dabei auf das Beil, das in seiner Hüftschnur steckte. Das verstand er falsch. Mit einem Aufwand von vielen Worten und Gebärden erklärte er mir, dass er das Beil nicht hergebe, weil er es selber brauche! Alle meine Versicherungen, dass es so gar nicht gemeint sei, halfen nichts; er blieb hartnäckig bei seiner Entgegnung. Als ich vollends das Lachen nicht mehr unterdrücken konnte, glaubte er sich verspottet und war zu keiner Antwort mehr zu bewegen. Ich musste meine Frage fallen lassen und auf etwas ganz anderes übergehen, um ihn wieder in gefügigere Laune zu bringen.

Mit meiner günstigeren Anschauung über die geistigen Anlagen der Wäddas stehe ich nicht allein. Gerade Stevens, den ich für den besten Kenner jenes Volksstammes halte, und dessen Bericht ich manche meiner Mitteilungen entnommen habe, erklärt es als durchaus ungerechtfertigt, die Wäddas für halbe Idioten zu halten. Er sieht in ihnen ganz wie ich eine Rasse, welche geistig und körperlich im Rückgange begriffen ist. Ja, er vermutet aus bestimmten Anzeichen, dass sie früher etwas von der Töpferei und selbst die Bearbeitung des Eisens verstanden, wenigstens soweit es sich um die Herstellung ihrer Waffen handelte. Sie hätten diese Kunst erst aufgegeben, als sie wahrnahmen, dass es weit einfacher sei, die fertigen Pfeilspitzen und Äxte von singhalesischen Schmieden zu beziehen.

Für die Ansicht, wonach die Wäddas eine Mischrasse aus Aboriginern und Ariern sind, spricht vor allem die einheimische Tradition, die zum mindesten 14 bis 1500 Jahre alt ist. Diese Tradition liegt einem in den Einzelheiten natürlich sagenhaften Berichte des Mahawansa zu Grunde. Ihm zufolge kehrte die Yakkha-Prinzessin Kuwéni, nachdem sie von ihrem Gatten Widschaya verstossen war, mit ihren Kindern zu den Stammesgenossen zurück. Aber sie wurde als Verräterin erschlagen. Die Kinder flohen, um dem Schicksale der Mutter zu entgehen, in das Gebirge. Hier lebten Bruder und Schwester als Mann und Weib. Ihre Nachkommen mehrten sich, und so entstand das Volk der Pulinda. Pulinda aber ist ein alter Name der Wäddas.

Mit dieser singhalesischen Tradition stimmt die der Wäddas wesentlich überein. Einer ihrer Clans führt seinen Ursprung ausdrücklich auf Widschaya zurück, ein zweiter auf einen anderen Prinzen der arischen Königsfamilie.

Entkleiden wir aber diese Tradition aller romantischen und legendenhaften Ausschmückung, so dürfte als thatsächlicher Hintergrund wohl folgendes bestehen bleiben.

Zur Zeit der Einwanderung der Arier entstand durch Ehen mit Aboriginerfrauen eine Mischrasse. Teile derselben zogen sich aus irgend welchen, vielleicht politischen Gründen in Wald und Gebirge zurück. Hier führten sie ein ungebundenes Jägerleben, welches natürlich einerseits Verwilderung und Degeneration zum Gefolge haben musste, während andrerseits gerade die völlige Lostrennung von dem arischen Kulturvolke die selbständige Fortdauer ihrer Rasse sicherte. Die übrigen Aboriginer verschwanden im Lauf der Jahrhunderte in der Masse der herrschenden Nation.



Wädda.

Aber würde sich nicht alles weit einfacher erklären, wenn wir in den Wäddas schlechtweg Nachkommen der Urbevölkerung von Ceylon sehen würden?

Dagegen sprechen, abgesehen von der genannten Tradition, die mir allein schon ausschlaggebend wäre, zwei in ihrem Gewicht allerdings etwas verschiedene Gründe.

Zuerst die linguistischen Verhältnisse. Die Wäddas reden

nämlich eine singhalesische Mundart. Und das ist keine neue Entdeckung. Schon Knox (17. Jahrhundert) erzählt von den wilden Leuten in der Landschaft Bintan (Bintenne), die „Vaddah" genannt würden, dass sie den Verkehr mit anderen Eingeborenen mieden, obwohl sie die cingulayische (singhalesische) Sprache sprächen. Damit stimmt die wenig jüngere Mitteilung Valentyns überein, dass die Sprache der Wäddas der singhalesischen weit näher stehe als der malabarischen, d. h. der tamilischen.

Ich räume nun ein, dass man gegen mein linguistisches Argument einwenden kann, die Wäddas hätten ihre Sprache von den Singhalesen entlehnt. Derartiges ist keineswegs unerhört. Aber ich gebe doch zu bedenken, dass eine solche Annahme sehr erschwert wird bei einem Volke, welches wie die Wäddas jeden Verkehr mit seinen Nachbarn nach Möglichkeit vermied.

Sehr merkwürdig und bedeutsam ist aber ein anderer Umstand. Die Wäddas, die doch geistig und körperlich, wie auch in ihrer Lebensführung so weit hinter den Singhalesen zurückzustehen scheinen, erheben den Anspruch, der obersten Kaste der Wellála oder Ackerbauern anzugehören. Und was noch bemerkenswerter ist: dieser Rang wird ihnen von den Singhalesen bedingungslos zugestanden.

Nun ist aber ja bekannt, mit welcher Zähigkeit gerade die auf die Kaste bezüglichen Traditionen und Institutionen sich erhalten. Wären die Wäddas lediglich Abkömmlinge der Urrasse, so stünden sie ausserhalb der Kaste. Wie aber liesse sich erklären, dass sie jemals in eine solche aufgenommen wurden und nun vollends in eine der höchsten und vornehmsten? Nein, hier muss sich die Erinnerung erhalten haben an thatsächliche Verhältnisse, wie sie früher bestanden. Auch die Wäddas haben arisches Blut in den Adern, ja mehr als das: sie sind königlichen Stammes, eben weil die Entstehung ihrer Rasse zurückreicht, bis in die erste Zeit der arischen Besiedelung Ceylons.

Noch einen Umstand möchte ich hier beiläufig erwähnen. Um zu beweisen, auf wie tiefer Stufe die Wäddas stehen, hat man gelegentlich angeführt, dass ihre Sprache nicht einmal Zahlwörter besitze. Ich habe mich in der That selbst überzeugt, dass sie nur ein Wort für „eins" eka haben. Wollen sie „zwei" ausdrücken, so sagen sie eka eka, für „drei" eka eka eka. Weitere Zahlen bilden sie überhaupt nicht mehr. Die Thatsache ist also richtig, thöricht aber ist die Folgerung, dass dies mangelnde geistige Befähigung verrate.

Gerade die Zahlwörter gehören zum allerprimitivsten Sprachgut. Wenn die Wäddas eine organische Sprache mit Deklination, Konjugation, Komparation, mit Substantiv, Adjektiv, Pronomen, Verbum besitzen, wie dies wirklich der Fall ist, so konnten sie auch Zahlwörter bilden oder entlehnen. Oder umgekehrt: wären die Wäddas zu einfachem Zählen geistig zu schwach, so besässen sie überhaupt keine grammatisch entwickelte Sprache.

Was beweist also das Fehlen der Zahlwörter in der Wädda-Sprache? Es beweist nur, dass eben zum Zählen kein Bedürfnis besteht. Der Wädda in seiner Waldeinsamkeit hat nichts, was man Besitz nennen könnte. Er hat kein Geld, keine Herde, deren Anzahl festzustellen ihn interessieren könnte. Die Leute leben auch nie in grösseren Gesellschaften bei einander. Was den einzelnen angeht, sein Weib, seine Kinder, seine Pfeile, das überschaut er mit dem Auge, ohne der Zahlbezeichnung zu bedürfen. Sollte er etwa die Bäume seines Waldes oder die Sterne des Himmels zu zählen das Verlangen fühlen?

Die Namen meiner drei Wäddas waren Peya, Kenda und Millalàna. Alle drei stammten aus dem Bezirke Bintenne. Einer wurde mir als „Dorf-Wädda" bezeichnet, die beiden anderen galten als „wilde Wäddas". Ich glaube aber nicht, dass es eigentliche Berg-Wäddas waren, die man wohl überhaupt kaum zu Gesicht bekommt. Immerhin war ein Unterschied nicht zu verkennen. Sie waren unzweifelhaft scheuer und zurückhaltender als ihr Gefährte, der sogar einige Wörter singhalesisch verstand. Dass in der Seele des einen von ihnen noch etwas von ungebändigter Wildheit schlummerte, davon hatte ich später mich zu überzeugen Gelegenheit.

Fürs erste machten die Wäddas auf mich einen recht erbarmungswürdigen Eindruck. Sie waren klein von Wuchs, nach meiner Schätzung kaum 1,60 m gross und hatten sehr schmale Schultern und wenig entwickelten Brustkasten. Die Arme waren lang und dünn, Schenkel und Waden hatten ebenfalls ein höchst dürftiges Aussehen. Die Hautfarbe war schwärzlich, das lange, arg verfilzte, lockige oder wellige Haar hing lose auf Schultern und Rücken hinab und verdeckte das halbe Gesicht. Bekleidet waren sie nur mit einem schmutzigen Lendenschurz, in welchem das Beil steckte. In der Hand trug jeder seinen Bogen und zwei Pfeile, und es schien, dass sie sich nur ungern von ihren Waffen trennten. Sie legten sie nicht einmal bei Seite, als sie vor mir auf dem Erdboden kauernd meine Fragen beantworteten.

Vor Angst und Aufregung zitterten die armen Teufel, als ob sie frören. Es that ihnen offenbar wohl, dass ich in freundlichem Tone mit ihnen sprach und wohl auch beruhigend mit der Hand ihnen über Schulter und Nacken strich. Merkwürdigerweise sind die Wäddas gegen weisse Männer zutraulicher und minder verschlossen als gegen Singhalesen und namentlich Tamils.

Zwei Dinge waren mir an meinen Wäddas auffallend, die aber wohl auf Rechnung ihrer Befangenheit zu setzen waren. Ihre Mienen blieben absolut regungslos. Keinerlei Gemütsstimmung war drinnen zu lesen, weder Freude noch Zorn, weder Überraschung noch Neugierde. Als ich sie beschenkte, konnte ich aus der Hast, mit der sie die Gegenstände an sich nahmen, wohl ersehen, dass sie Freude daran hatten. In dem Ausdrucke ihres Gesichtes war nichts davon wahrzunehmen. Als am folgenden Morgen der eine von ihnen — es war, glaube ich, der, welcher sich Peya nannte — von einer plötzlichen Berserkerwut befallen wurde, blieben seine Mienen trotz aller leidenschaftlichen Gestikulationen vollkommen unbewegt.

Und ebenso unbeweglich wie ihre Mienen fand ich auch ihr Organ. Das war immer der gleiche schnarrende Tonfall, fast als wollten sie schelten. Eine Modulationsfähigkeit der Stimmen schienen sie gar nicht zu besitzen.

Als Ehrengeschenk ihres „headman" brachten mir meine Wäddas einen Bogen nebst Pfeilen, sowie das Fell eines gefleckten Hirsches. Ich meinerseits bewirtete sie zunächst mit einem Reisgerichte, das sie gierig verschlangen. Ich hatte nicht gewusst oder nicht daran gedacht, dass die wilden Wäddas an Reisgenuss nicht gewöhnt sind. Vielleicht assen sie auch nur mit allzu grosser Gier. Kurz, plötzlich erhob sich einer von ihnen, presste beide Hände vor den Leib und schlich, sich jämmerlich zusammenkrümmend, zur Veranda hinaus. Es war ein tragikomischer Anblick, der Wilde mit dem verdorbenen Magen! Draussen hockte er zur Seite des Weges nieder, etwa wie eine kranke Katze in einem Winkel sich zusammenkauert, verharrte mit tief gesenktem Kopfe regungslos in der gleichen Stellung und reagierte auf keinerlei Zusprache von unserer Seite. Seine Gefährten kümmerten sich nicht im geringsten um ihn.

Nach dem Essen begann ich mein Verhör. Dasselbe erforderte natürlich grosse Vorsicht und viel Geduld. Erschwert wurde die Sache dadurch, dass eine Menge Menschen, welche die „jungle people" sehen wollten, von der Strasse in unser Compound hereinkamen und neugierig die Veranda umdrängten. Überdies waren die armen Wäddas von der langen Reise und von der Menge neuer Eindrücke sichtlich ermüdet. Ihr Fussmarsch bis Ba-

dulla war durch Regengüsse sehr erschwert worden, und während der verflossenen Nacht hatten sie ununterbrochen im Wagen fahren müssen, um rechtzeitig in Bandarawela zu dem Bahnzuge einzutreffen, mit dem sie noch am heutigen Abend nach Colombo gelangen konnten. Ich merkte bald, wie sehr anstrengend für die an das Nachdenken so ganz und gar nicht gewöhnten Leute mein Ausfragen war und schickte sie gegen 11 Uhr zur Ruhe. Sie schliefen mit ihrem Führer, von dem sie sich nicht trennen wollten, in einem Schuppen neben unserem Bangalow.

Ich selber fand in dieser Nacht kaum eine Stunde Schlaf. Die Aussicht auf die für den folgenden Tag bevorstehende Arbeit regte mich auf. Ausserdem wurde um Mitternacht das Eintreffen des Dampfers „Prinz Heinrich" erwartet, welcher mich in die Heimat bringen sollte. Kisten und Kasten waren gepackt, ja der Ochsenkarren stand schon bereit, meine Siebensachen nach der Jetty zu verbringen.



Wäddas, Bogen schiessend.

Am Morgen fand ich meine Wäddas frühzeitig munter. Um sie vertrauter zu machen, liess ich sie zuerst ihre Kunst im Bogenschiessen zeigen. Ich muss bekennen, dass das, was ich zu sehen bekam, meine Erwartungen weit übertraf. Namentlich Peya war ein vorzüglicher Schütze. Ohne Zweifel sind Bogen und Pfeil im Dschungel, wo es ohnehin weniger auf den Weitschuss ankommt, in der Hand eines geübten Schützen eine furchtbare Waffe, sei es auch nur um des nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteils der Geräuschlosigkeit willen. Ich hatte eine kleine Scheibe an einer Cocospalme befestigt. Fast ausnahmslos sassen die Pfeile in oder unmittelbar bei der kleinen Zielmarke, und die eiserne Spitze drang mit solcher Gewalt in den Stamm, dass sie mit dem Beil herausgehauen werden musste. Die so schwäch-

lich aussehenden Leute entfalteten da nicht nur Geschicklichkeit sondern auch bewerkenswerte Kraft. Ich habe selbst ja mehrfach mit Wädda-Bogen geschossen, aber nie auch nur annähernd solche Resultate erzielt. Der Wädda pflegt die Sehne seines Bogens nur an dem einen Ende ständig zu befestigen. Will er nun den Bogen zum Gebrauche fertig machen, so stellt er ihn mit diesem Ende auf den Boden, stemmt den Fuss gegen seine konkave Seite, und während er mit der einen Hand den Bogen niederbiegt, schlingt er mit der andern die Sehne um dessen oheres Ende. Beim Schiessen pressten die Wäddas die Beine fest übereinander und richteten sich mit etwas vorgebeugtem Oberkörper hoch auf. Die Sehne spannten sie mit den Spitzen von Zeige- und Mittelfinger, zwischen denen der Pfeil auflag, und zogen sie bis dicht ans Auge zurück, so dass sie beim Zielen unmittelbar über den Pfeilschaft wegschauten. Den zweiten Pfeil hatten sie stets zwischen die Schenkel eingeklemmt, offenhar um ihn für den nächsten Schuss sofort bereit zu haben.

Nach dem Schiessen verteilte ich kleine Geschenke, Handspiegelchen und Tabak, den sie sehr lieben, unter die Wäddas. Einer von ihnen hielt eine Rede an mich, die ich natürlich nicht verstand. Der Dolmetscher übersetzte sie mir als die Anfrage, ob er den Tabak seiner Frau mitbringen dürfe! Ich hatte selbstverständlich nichts gegen diese Aufmerksamkeit des braven Ehemannes einzuwenden.

Die sprachlichen Studien gingen heute ungleich leichter und rascher vorwärts als Tags zuvor, und ich setzte sie so lange fort, bis ich merkte, dass die Leute ermüdet waren und nichts Vernünftiges mehr aus ihnen heraus zu bekommen war. Nun ereignete sich aber noch ein einigermassen aufregender Zwischenfall.

Es hatte sich wieder eine Menge neugieriger Zuschauer eingefunden, die, so oft ich sie auch abwehrte, immer zudringlicher wurden. Dies beunruhigte, wie ich wohl bemerkte, einen der Wäddas, Peya, in hohem Grade. Plötzlich sprang er auf, wandte sich mit heftig und rauh herausgestossenen Worten gegen die Leute und schwang dazu seine Waffen. Ich rief nun nach meinem Stock und jagte das ganze Gesindel vor mir her zum Compound hinaus. Dem längsten Bengel, der nicht recht vorwärts wollte, mass ich eines über den Rücken, was die Wäddas mit lautem „hondamäyi! hondamäyi!“ (so ist's recht) begleiteten. Darauf kehrte ich auf meinen Platz zurück, und alle schienen beruhigt und zufrieden.

Bis wir mit unserem Examen zu Ende waren, hatte sich aber die leidige Corona wieder versammelt. Da trat mein Peya vor mich hin und erklärte kategorisch „mangatschaññа kotui“ (ich geh' nicht fort). Ich suchte ihm begreiflich zu machen, dass er keinen Grund zur Furcht habe; ich würde schon dafür sorgen, dass ihm nichts zu leide geschehe. Plötzlich fasste er Bogen und Pfeile, sprang mit einem Satze aus der Veranda an den Platz, wo ich die Schiessübungen hatte anstellen lassen, spannte und schoss den Pfeil mitten in das Centrum der Scheibe. Hierauf wandte er sich, den Bogen schüttelnd, mit drohenden Worten gegen die Zuschauer. Er wollte ihnen offenbar begreiflich machen: so wie ich diese Scheibe getroffen, so treff' ich euch mit meinem Pfeile, wenn ihr mir schlimmes zufügen wollt.

Ich war sofort an der Seite des Aufgeregten, redete ihm beruhigend zu und hielt ihn fest am Arme gefasst, er hätte sonst schliesslich noch ein Unheil angerichtet.

Es gelang mir nach und nach, ihn zu besänftigen; aber es hielt schwer. Zuletzt war ich froh, wie die drei Wäddas, in einen Ochsenkarren verpackt, ohne weiteren Zwischenfall unseren Garten verliessen. Ich schickte einen Polizisten mit, den nachdrängenden Janhagel abzuwehren, und machte ihn für alles verantwortlich. Eine halbe Stunde später fuhr ich selbst im Rikshaw zur Jetty.

Wie abends mein Dampfer mich hinaus trug in den offenen Ocean, kehrten jene zurück in ihre einsame Wildnis, die sie auch, wie ich inzwischen erfahren habe, wohlbehalten erreichten.

Kapitel VII.

Nach Anuradhapura

Abreise nach Kandy — Erste Eindrücke in Kandy — Zudringliche Bettelei — Die Stadt und ihre Umgebung — Geschichte des heiligen Zahnes — Der Dalada-Tempel — Klima von Kandy — Elefanten in Katugastota — Besuch des Gartens von Peradeniya — Das Orchideen-Haus und das Peradeniya-Museum — Thal von Mátalé — Cacao — Das Alu-Wihara und seine geschichtliche Bedeutung — Veränderung des Charakters der Landschaft — Dambul und seine Felsentempel — Herrliche Aussicht — Dschungel — Jagdsport auf Ceylon — Elefanten, Büffel — Sonstige Jagdtiere — Bären und Panther — Der vermeintliche Elefant — Affen — Vogelwelt — Zum Kalawäwa-Tank — Erster Anblick des Tank — Seine Geschichte und seine Wiederherstellung — Tropische Hitze.

Ich erholte mich auffallend langsam von meiner Malaria-Erkrankung, und meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt.

Da sass ich in meinem Bangalow bei stiller Thätigkeit und sah mit wahrer Angst Tag für Tag verstreichen und die mir für Ceylon noch zugemessene Zeit kürzer und kürzer werden. Sollte ich nach Europa zurückkehren müssen, ohne die Ruinen von Anuradhapura gesehen zu haben? Das sollte, das durfte nicht sein. Es wäre das ein betrübender Misserfolg gewesen.

Sobald ich also nur eine kleine Besserung fühlte, erklärte ich eines Tages meinem Arzte, Dr. Vandort, der mich mit grösster Sorgfalt behandelte, mit aller Bestimmtheit: Am nächsten Tage wird gereist.

Anfangs schien er nicht ganz einverstanden zu sein. Da er mich jedoch fest entschlossen sah, so gab er schliesslich seine Zustimmung und erteilte mir noch allerlei gute Ratschläge. Ich versah mich mit einer gehörigen Dosis Chinin und verliess am Morgen des 21. Februar voll froher Zuversicht Colombo. Mein Hausgenosse Herr B., der während der zwölf Jahre seines

Aufenthalts auf Ceylon noch nicht in Anuradhapura gewesen war, wollte die durch mich gebotene Veranlassung benützen und begleitete mich auf der Fahrt.

Kandy wurde um die Mittagszeit erreicht. In dem trefflichen Queens Hotel, das seit kurzem von einem deutschen „Manager“ geleitet wird, stiegen wir ab. Es herrschte viel Leben und Unruhe in dem Hotel. Die Zimmer waren fast alle besetzt, der grosse Speisesaal stets gefüllt. Ausser den Vergnügungsreisenden, zu denen wir uns immerhin rechnen konnten, waren namentlich viele Pflanzer aus der Umgegend da, die dort mit ihresgleichen gesellig zusammen trafen oder im allgemeinen sich freuten, nach längerem oder kürzerem Leben in der Plantageneinsamkeit wieder einmal unter Menschen zu kommen. Pflanzer sind aber in der Regel eine laute und lebhafte Gesellschaft.

Aufgehoben und verpflegt ist man im Queens-Hotel so gut wie in einem Hause ersten Ranges in Europa.

So war ich denn in der altberühmten Königsstadt von Ceylon, in der Stadt, in welcher ein gefeiertes Heiligtum der buddhistischen Welt steht, welche ein Zielpunkt ist für alle professionellen Globe-trotter, wenn sie auf ihrer Jagd rund um die Erde auf dem Boden Ceylons Station machen.

Kandy erfreut sich eines gewissen Weltruhmes, und nicht ganz mit Unrecht. Legt man den richtigen Massstab an, so wird man seine anmutigen Reize ohne Gefühl von Enttäuschung geniessen. Allein diese Reize sind zum Teil in so überschwänglicher Weise gepriesen worden, dass ich es wohl begreife, wenn hin und wieder ein Reisender ernüchtert aus Kandy zurückkehrt und nun seinerseits in der abfälligen Beurteilung die rechte Grenze überschreitet. Ich selbst denke mit grosser Freude und Genuss an meinen dortigen Aufenthalt zurück. Man erwarte nur kein grossartiges, sondern ein ausgesprochen liebliches Landschaftsbild. Dasselbe erinnert an unser Mittelgebirge, etwa an Thüringen, freilich verschönt durch den Zauber einer überaus prächtigen tropischen Vegetation.

Ein Übelstand macht sich in Kandy schon fühlbar, welcher an allen den vielbesuchten Plätzen unseres Erdballes sich einzustellen pflegt. Das sind die unausbleiblichen Folgen grossen Fremdenzuflusses: Teuere Preise, Unruhe und Ungemütlichkeit, Wegelagerei und Gaunerei, die in dem Passanten nur ein Objekt der Spekulation sieht.

Die Sache ist in Kandy noch nicht allzu schlimm; aber sie fängt bereits an. Und mit Bedauern muss ich konstatieren, dass es die Priester des

berühmten Daladá-Tempels sind, die in dem Riffpiratentume mit gutem Beispiele vorangehen. Meine Freunde unter den buddhistischen Priestern werden mir die Schärfe meiner Worte sicherlich nicht verargen. Mein offener Tadel ist gut gemeint; ihn nicht zu unterdrücken ist Pflicht der Wahrhaftigkeit. Ich bin in vielen Tempeln gewesen; man hat wohl die kleine Spende, die ich niederlegte, gerne genommen; mitunter merkte ich auch, dass man auf eine solche rechnete; aber niemals bin ich direkt darum angegangen worden. Zuweilen hätte ich mich geradezu gescheut und es für unwürdig gehalten, Geld zu geben. Die Zustände in dem Kandy-Tempel aber sind geradezu skandalös. Es muss dies einmal öffentlich ohne Rückhalt ausgesprochen werden, auch wenn wenig Aussicht auf Abstellung der Übelstände vorhanden sein sollte. Das ist eine schamlose und zudringliche Bettelei, die geradezu abstossend wirkt. Aussen vor dem Tempel hocken Blinde, Lahme, Kranke und machen den Anfang; Priester und Tempeldiener setzen im Inneren sie fort. Da wird einem nicht etwa nur einmal, sondern in jedem Gemache von neuem der Teller hingestreckt. Als ich einmal, nachdem ich schon mehrfach den Beutel hatte aufthun müssen, eine halbe Rupie auf den Teller legte, meinte der Diener, mit der richtigen Kellnerunverschämtheit, ich dürfte wohl mehr geben! Ich halte die Sache für um so schlimmer, weil gerade der Tempel in Kandy von vielen Reisenden besucht wird, die eben nur diesen einen sehen und die dort gemachten Wahrnehmungen natürlich zu generalisieren geneigt sind. Dem gegenüber hebe ich es mit aller Entschiedenheit und auf Grund einer nicht ganz geringen Erfahrung hervor: Der Wahrheit die Ehre, die Zustände in Kandy sind nicht die Regel, sondern eine Ausnahme, die im Widerspruche steht zu dem Tone, wie er sonst in den buddhistischen Tempeln auf Ceylon zu herrschen pflegt.

Übrigens habe ich den Eindruck, als ob in Kandy die Priester mehr Werkzeug in der Hand anderer Personen seien, deren Habsucht und Geldgier sie dienen müssen. Es würde sie das ein wenig entlasten, aber ihre Mitschuld bleibt unter allen Umständen bestehen, und ebenso bleibt die Thatsache bestehen, dass das vornehmste Heiligtum der Buddhisten auf Ceylon durch unwürdige und anwidernde Bettelei entheiligt wird.

Die Stadt Kandy bietet als solche wenig Sehenswertes. Sie besteht eigentlich nur aus einer einzigen langen Strasse, die sich geradlinig von Nord nach Süd erstreckt und keinerlei monumentale Gebäude aufzuweisen hat. Rechts und links zweigen etliche unbedeutende Seitenwege ab. Die Strasse mündet auf einen viereckigen Platz, welcher mit Rasen und Baum-

reihen geschmückt ist. An der Ostseite des Platzes liegt der Dalada-Tempel; ihm gegenüber ist das Queens-Hotel; im Norden wird er von den Mauern eines zweiten Klosters und von einer Reihe von Privathäusern und Verkaufsbuden abgeschlossen, im Süden aber stösst er an das Ende eines künstlichen Sees.

Die Lage von Kandy ist von entzückender Anmut. Von allen Seiten schauen sanft geformte Hügel in die Stadt herein, bedeckt mit einer Vegetation, welche an Reichtum der von Ratnapura wenig nachgibt. Die Hauptzierde der Landschaft aber ist der im Sonnenlichte glitzernde See, der sich in mannigfaltigen Einbuchtungen hineinschmiegt zwischen die grünen Hügel.

Reizend ist der Spaziergang rund um den See, den man in einem Stündchen gemächlich umwandert.

Man beginnt am besten beim Queens-Hotel. Hier ist der Damm, durch welchen der See gestaut wurde, sodass sein Spiegel über dem Niveau der angrenzenden Strassen liegt. Der Fussteig, welcher unmittelbar am See hinführt, ist denn auch auf eine Strecke weit terrassenartig aufgemauert. Stufen führen zu ihm hinauf; gegen den See hin begrenzt ihn eine durchbrochene Mauer, die in ihren Formen die Ummauerung des Dalada-Tempels nachahmt. Hat man den Abfluss der Sees überschritten, so folgt der Weg nach links biegend, dem südlichen Seeufer. Er ist durchaus vortrefflich gehalten und beschattet von Palmen und hochstämmigen Laubbäumen. Auf der einen Seite hat man das leicht bewegte klare Wasser, in dem man grosse Schildkröten rudern sieht, auf der andern die unmittelbar ansteigenden Hügel, wo im Grünen die Landhäuser europäischer Bewohner sich verstecken.

Noch schöner entfaltet sich das Bild, wenn man einen der Hügel ersteigt, zwischen denen das Thalbecken von Kandy eingebettet liegt. Nach allen Richtungen sind ausgezeichnete Promenadewege und Fahrstrassen angelegt, die der Sitte gemäss nach vornehmen Damen der Colomboer Gesellschaft benannt sind. Sie führen zumeist durch üppigen Tropenwald, wo das Gewirre der Lianen eine zusammenhängende Masse grünen Laubes bildet und die Bäche unter hohen und dichten Farnen über die Hänge herabrauschen. Dazwischen kommt man dann an freie Stellen, wo man entweder wie aus der Vogelschau herabblickt auf Kandy und seinen See oder über die nächsten Hügel hinweg nach dem höheren Gebirge.

Besonders hat mich der Ausblick von der höchsten Stelle des „Lady Hortons Walk" entzückt. Die prächtige Strasse führt, allmählich steigend, um den östlich von Kandy sich erhebenden Hügel herum, welcher auf seiner

der Stadt abgewandten Seite steil abfällt. Hier eröffnet sich von der Höhe eine weite und herrliche Rundschau. Tief unter sich hat man das Thal von Dumbera, lauter Grün, durchzogen von dem Silberbande der Mahawäli-ganga. Vereinzelt aus dem Waldmeere aufsteigende Rauchsäulen zeigen an, wo menschliche Siedlungen in dieser Wildnis verstreut sind. Jenseits erhebt sich in zwei Ketten hintereinander das Gebirge. In der ersten springt zur linken die Felspyramide des Hunu-gala ins Auge; die entferntere Gebirgskette kulminiert uns gerade gegenüber in dem breiten Piduru-tala-gala, dessen Massiv, von hier aus gesehen, fünf abgerundete Kuppen trägt.

Kandy wird unter anderem Namen zum erstenmale im 16. Jahrhundert als die Residenz des Königs Wira Wikrama erwähnt. Bald darauf wurden dortselbst der Königspalast erbaut und der Tempel, in welchem jetzt der Dalada aufbewahrt ist, die heiligste und meist verehrte Reliquie der Buddhisten, — der Augenzahn des Buddha.

Die Geschichte dieser Reliquie ist merkwürdig genug. Nach der Verbrennung der Leiche des Buddha wurde in der Asche ausser anderen Überresten auch der Zahn aufgefunden und verblieb zunächst in Indien. Im vierten Jahrhundert n. Chr. wurde er nach Ceylon gebracht. Je nach dem Wechsel der politischen Verhältnisse bewahrte man ihn an verschiedenen Plätzen auf. Im Jahre 1560 fiel er bei der Einnahme von Jaffna in die Hände der Portugiesen und wurde in Goa vom Erzbischof öffentlich verbrannt. Die Kandykönige behaupteten jedoch nachmals, der von den Portugiesen vernichtete Zahn sei nur eine untergeschobene Imitation gewesen, das Original befinde sich noch in ihrem Besitze. Der Zahn wird nur bei ganz besonders festlichen Gelegenheiten gezeigt; es soll ein Stück Elfenbein sein, etwas grösser, als das obere Glied des Daumens.

Der Dalada-Tempel bietet durchaus keinen imposanten Anblick. Er ist ein einfaches weisses Gebäude, mit roten Ziegeln gedeckt. An der vorderen Längsseite ziehen Arkaden hin, deren Dach von Pfeilern und flach gewölbten Bögen getragen wird. An der rechten Seite wird er flankiert durch einen vorspringenden achtseitigen Turm. Derselbe ist breit und massig und nur wenig höher als das Tempelgebäude selber. In seinem oberen Geschosse unmittelbar unter dem Spitzdache befindet sich ein Umgang, auf welchen sich von jeder Seite des Turmes eine Thüre öffnet. Die Formen des Turmes erinnern ganz an europäische Architektur, und es hat dies seinen Grund darin, dass der singhalesische König, von welchem der Tempel herrührt, bei dessen Bau kriegsgefangene Portugiesen verwendete.

Hübsch ist die mit abgerundeten und durchbrochenen Zinnen versehene Mauer, welche den Tempelhof einschliesst. Vor ihr ist ein mit Wasser gefüllter Graben, welcher am äusseren Rande von einer niedrigeren Mauer eingefasst wird. Eine steinerne Brücke führt über den Graben zu dem in kräftigen Formen aus der Hauptumwallung hervortretenden Thoreingange. Mauer und Graben in Verbindung mit dem oktagonalen Turme geben dem Tempel ein einigermassen festungsartiges Aussehen. Zur linken schliesst sich an den Tempel, ihm in Bauweise und Aussehen ähnlich, der ehemalige Königspalast an. Sehenswert ist die jetzt als Gerichtssaal verwendete Audienzhalle. Ihre Decke wird von überaus reich skulptierten Pfeilern aus Teakholz getragen.

Ich bin zweimal im Dalada-Tempel gewesen: am Abend und am Morgen. Um diese Zeit werden die Thore geöffnet, und aus dem Innern erschallt der ohrenbetäubende und sinneverwirrende Lärm der Tam-tams, untermischt mit dem schrillen Tone von Pfeifen und Flöten. Dann strömen die Andächtigen herbei, um ihre Anbetung zu verrichten und ihren Obolus dem heiligen Zahn und seinen Hütern zu opfern.

An der Brücke, im Thordurchgange, im Vorhofe lungerte und lauerte das habsüchtige Bettelgesindel. Ein gigerlhafter Kerl mit einem richtigen Spitzbubengesicht wollte mir ein paar Palmblattstreifen aufhängen. Er war höchlichst überrascht, als er wahrnahm, dass ich das Geschreibsel lesen konnte. Das Zeug war ganz wertlos, ein paar miserabel geschriebene Fragmente aus einer wohlbekannten und gut edierten Palischrift. Ich händigte dem Eigentümer seine „Ola's" wieder ein mit dem Bemerken, der Plunder sei keine fünf Cents wert. Der Gauner heuchelte Erstaunen. Wie viele Globe-trotters mag er schon beschwindelt haben! Im ersten hallenartigen Tempelraume hockten etliche Nonnen, die aus Birma herüber gekommen waren, dem Dalada Verehrung zu zollen. Auch sie streckten ihre Teller hin, Almosen heischend.

Hat man den ersten Raum durchschritten, so kommt man in einen inneren Hof. Hier steht das Gebäude, welches den Dalada birgt. Es hat eine rechteckige Grundform und besteht aus zwei Geschossen, jedes mit einer rings umlaufenden Holzveranda versehen. Die Bedachung der unteren Veranda springt weit vor. Von ihrem Rande hängen zahlreiche Lampen nieder. Die hölzernen Pfeiler sind abschnittweise vier- und achtkantig, ein Motiv, das öfters wiederkehrt. In den oberen Teilen sind die Seitenflächen der Pfeiler mit Figuren bemalt. Das ganze Gebäude steht auf einer etwa meterhohen Steinterrasse, zu welcher ein halbes Dutzend Stufen emporführt.



Dalada-Tempel in Kandy.

Rechts und links von der Eingangsthüre sind riesige Elefantenzähne aufgestellt. Die Thürpfosten sind überreich mit Schnitzereien in Holz und Elfenbein — zumeist schöne Blattornamente — bedeckt, die Thürflügel selbst wie auch die ganze in quadratische Felder eingeteilte Aussenwand des Untergeschosses mit Figuren und Arabesken bemalt. Es ist eine etwas barbarische Fülle von Schmuck, sauber und schön in der Ausführung im einzelnen, zum Teil auch aus kostbarem Material, aber ohne irgend welche harmonische Gesamtwirkung — viel Kunstfertigkeit aber wenig Kunst.

Eine schmale Holztreppe, vom Alter ganz gebräunt, führt zum Obergeschoss des Tempels empor. Man gelangt zunächst in einen Vorraum von mässiger Zimmergrösse. Er war, wie ich kam, voll von Leuten, die in entschieden ernster und feierlicher Stimmung auf den Zutritt zum Allerheiligsten warteten. Es waren Personen jeden Alters und Geschlechtes, darunter auch Mütter mit Säuglingen auf dem Arme. Eine mit einem Teppich verhängte Thüre trennte die Harrenden von dem Nebenraume, in welchem der Gegenstand von so viel frommer Andacht sich befand. Von Zeit zu Zeit lüftete ein Priester den Teppich und liess die Leute in Gruppen zu drei oder vier herein. Hier knieten sie nieder und beteten. Dann brachten sie ihre Opfergaben dar, Blumen für den Dalada und Geld für seine Hüter, und entfernten sich, um anderen Andächtigen Platz zu machen.

Man führte mich durch die Schar der Wartenden hindurch, und durch eine Seitenthüre betrat ich den Innenraum. Hinter vergoldetem Eisengitter steht hier auf einem silbernen Tische ein goldenes, wohl $^{1}/_{2}$ m hohes Gehäuse von der Form einer Glocke. Es ist über und über behangen mit Ketten von Gold und Juwelen. Ich sah darunter einen prachtvoll blutroten Rubin, der sicher die Grösse einer Haselnuss hatte. Die meisten dieser Schmuckgegenstände sind Weihgeschenke von hinterindischen Fürsten; doch ist auch eine Gabe der Königin Viktoria darunter, die, wie man mir erzählte, bei strenggläubigen Engländern manchen Anstoss erregte. Relata refero. Unter dem Gehäuse befinden sich mehrere andere von der nämlichen Gestalt, aber immer kleiner werdenden Dimensionen. Die letzte und kleinste Glocke umschliesst eine goldene Lotosblume, in welcher der heilige Zahn des Buddha ruht.

Das Dalada-Gemach hat keine Fenster; es herrschte drinnen eine schwüle Atmosphäre, voll von dem beklemmenden Geruche der Blumen; Lampen verbreiteten mattes Dämmerlicht. Zur Rechten stand vor dem Schreine ein Priester, der mir als der höchste geistliche Würdenträger Ceylons be-

zeichnet wurde. Es war ein kleines, unscheinbares, uraltes Männchen, durchaus nicht stolz, wie mir schien, auf den weniger wohl von ihm als für ihn beanspruchten hohen Rang, sondern eher etwas schüchtern und verlegen. Das Wort führte an seiner Stelle der gegenüber stehende Kandymann mit der grossen runden flachen Mütze, die ihn als einen Vornehmen charakterisierte. Der Mann machte auf mich einen sehr ungünstigen Eindruck mit seiner brutalen gaunerhaften Physiognomie. Natürlich hielt auch er mir einen Bettelteller hin, aber einen noblen. Es war eine grosse runde Platte aus massivem Gold; die eingravierte Inschrift in Englisch und Singhalesisch besagt, dass der Teller das Geschenk einer sehr hochgestellten Persönlichkeit des britischen Königshauses ist.

Ich besichtigte natürlich auch die übrigen Räume des Tempels, namentlich die Kammer, welche die Kostbarkeiten enthielt, und die in dem oktagonalen Turme untergebrachte Bücherei. Aber alles hatte für mich etwas Fremdartiges und Befremdendes. Ich dachte an Waskaduwa, an das Widyalankara-Pansala, an das Kälani-Kloster. Aus der stillen Ruhe, die dort herrschte, wehte mir ein Hauch entgegen von dem Geiste des Buddha, der durch Begierdelosigkeit und Seelenruhe die Leiden der Welt überwand. Hier, im Dalada-Heiligtum, ging ich umher mit der kühlen Gleichgültigkeit, mit der man eine Schaustellung betrachtet, von der man sich sagt: sie befriedigt dich nicht; allein du musst sie gesehen haben.

Kandy hat ein etwas kühleres Klima als Colombo. Die Luft ist frischer, die jährliche Durchschnittstemperatur um etwas mehr als 5° F. niedriger. Auch die Niederschläge sind um etwas, freilich nicht erheblich geringer. Typhuserkrankungen sollen zeitweise epidemischen Charakter annehmen. Für längeren Aufenthalt sind natürlich die höher im Gebirge gelegenen Stationen der Gesundheit zuträglicher. Man liebt es aber, bei der Reise nach Nuwara Eliya und ähnlichen Orten in Kandy ein paar Tage zu rasten, da viele Individuen einen unvermittelten Übergange von der Küste zu so bedeutender Höhe über dem Meere nicht gut vertragen. Die Umgegend von Kandy soll reich sein an Giftschlangen, namentlich an Cobras und Karawalas (Bungarus Ceylonicus), sowie an schwarzen und gelben Skorpionen. Auch sollen bei feuchtem Wetter die Wege von Landblutegeln wimmeln. Ich habe von allen diesen Plagegeistern nichts gesehen und verspürt.

Die festliche Zeit in Kandy ist der Juli. In diesem Monat findet die Perahara-Feier statt. Es wird unter dem Zusammenflusse einer grossen Menschenmenge von nah und fern eine Prozession abgehalten mit Entfaltung

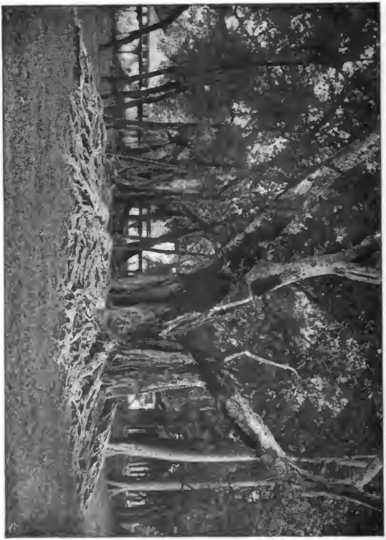
grössten Pompes bei Fackelschein und lärmender Musik. Reich geschmückte Elefanten gehen im Zuge mit — ein Moment, das bei keinem Feste von echt indischem Stile fehlen darf.

Ich bekam nur einen von den Tempelelefanten zu Gesicht und zwar gelegentlich eines Ausfluges nach Katugastota. Sein Hüter hatte ihn an die Mahawäli-ganga hinabgeführt, wo er badete; denn bekanntlich sind die Elefanten grosse Liebhaber des Wassers. Es war ein riesiges Exemplar mit mächtigen Stosszähnen. Bei unserer Annäherung stieg er ans Ufer empor und verneigte sich vor uns. Ich sah dem prächtigen Tiere lange mit Vergnügen zu. Erst stellte es sich bis an den Leib ins Wasser und begann sich mit dem Rüssel zu überspritzen. Dann ging es tiefer in den Fluss hinein und legte sich nieder, so dass der ganze Körper, auch der Kopf, vom Wasser überspült war. Nur der höchste Teil des Bauches schaute daraus hervor; man hätte ihn für einen im Flusse liegenden abgerundeten Felsblock halten können. Von Zeit zu Zeit streckte der Elefant die Spitze seines Rüssels aus dem Wasser heraus, um Luft zu schöpfen, und übersprudelte zugleich den unbedeckten Teil seines Körpers wie mit einer Brause.

Unmittelbar darauf sahen wir einen zweiten Elefanten, ein Arbeitstier. Wir gingen auf einem Fusspfade an der Seite eines Thälchens hin. Der Elefant kam den jenseitigen Hang herab, überschritt den Grund auf einem schmalen Dammaufwurfe, der die Reisfelder von einander trennte, und kam gerade auf uns zu. Der Führer lenkte ihn, hinter ihm hergehend, mit dem Spitzhaken. Ich gestehe, dass ich mich einer eigentümlichen Empfindung nicht erwehren konnte, als das gewaltige Tier unmittelbar vor mir Halt machte. Die banale Wahrheit, dass wir Menschen doch recht miserable Kreaturen wären, wenn die Bestien, die wir unserem Dienste zwingen, ihrer Überlegenheit sich bewusst wären, kam mir da zu recht handgreiflicher Deutlichkeit.

Der nächste Tag war der Besichtigung des botanischen Gartens von Peradeniya gewidmet. Derselbe liegt etliche Kilometer von Kandy in südwestlicher Richtung entfernt am Ufer der Mahawäli-ganga. Der Fluss fliesst hier von Süd nach Nord. Bei Katugastota bildet er ein scharfes Knie und hat nun wieder südöstliche Laufrichtung. Innerhalb der so gebildeten Schleife liegt Kandy. Man mag von Westen, Norden oder Osten kommen, stets muss man die Mahawäli-ganga überschreiten, ehe man in die Stadt gelangt.

Der hauptsächliche Reiz des Peradeniya-Gartens besteht in der Vereinigung von Natur und Kunst. Ein grosses Stück prachtvollen natürlichen



Ficus elastica (Peradeniya).

Parklandes hat man durch Anlegung vorzüglicher Wege und systematische Anpflanzung aller für Ceylon charakteristischen Gewächse in ein Musterbild der Landesnatur mit ihrem ganzen Vegetationsreichtume verwandelt. Selbstverständlich werden in dem Garten, wie in der Zweiganstalt Hak-gala bei Nuwara Eliya, umfassende Versuche mit der Acclimatisation von Nutz- und Kulturpflanzen anderer Tropenländer angestellt, die schon wichtige Ergebnisse geliefert haben. Leider musste der hochverdiente Direktor des Gartens, Dr. Trimen, wegen schweren körperlichen Leidens von der Leitung des Instituts zurücktreten. Zur Zeit weilt er allerdings meines Wissens wieder in Ceylon, um hier, wo es allein möglich ist, sein grosses Werk über die Flora der Insel zu vollenden.

Gleich beim Eingang des Gartens hat man zur Linken eine Reihe von mächtigen Kautschuk-Bäumen (Ficus Elastica). Ihre schon am Stamme hoch hervortretenden Wurzeln kriechen weit an der Oberfläche des Bodens hin wie Schlangen; das Volk nennt daher die Bäume auch Schlangenbäume. Hat man das Gitterthor passiert, so ist das erste, was man erblickt, eine wundervoll zusammengestellte Gruppe von Palmen — im ganzen 14 Arten. Den Mittelpunkt bildet eine prächtige Talipot.

Im Peradeniya-Garten legte ich zum erstenmal seit etlichen Wochen wieder eine grössere Strecke Weges zu Fuss zurück. Der psychische Eindruck, den der Anblick dieses einzigartigen Parkes mit seinen herrlichen Baumgruppen auf mich machte, steigerte wohl meine körperliche Leistungsfähigkeit, wie andererseits die Wahrnehmung der wiederkehrenden Kraft und Gesundheit mir den Genuss des Gesehenen erhöhte. So gedenke ich der in Peradeniya verbrachten Stunden mit besonderer Freude.

Ganz ausserordentlich schön ist eine Fahrt auf dem am Ufer der Mahawäli-ganga hinführenden Wege. Auf der rechten Seite hat man den von herrlichen Bambusgruppen eingesäumten Fluss, dessen Lauf man eine gute Strecke weit mit dem Auge verfolgen kann. Am jenseitigen Ufer steigen waldbewachsene Höhenzüge an. Zur Linken dehnt sich der Garten aus, wo Dickichte mit freien Rasenplätzen malerisch abwechseln. Hier passiert man auch das im Gesträuch versteckte, auf einer kleinen Anhöhe gelegene Haus, das Dr. Trimen früher inne hatte, eine Wohnstätte fürwahr, wie sie entzückender kaum gedacht werden kann.

Zwei Einzelheiten aus dem Peradeniya-Garten möchte ich noch besonders hervorheben; es sind dies das Orchideen-Haus und das Peradeniya-Museum.

Ich bin kein Botaniker; aber auch der Laie, wenn er Blumenfreund ist, muss, meine ich, entzückt sein von dem, was er in dem Orchideen-Hause zu Peradeniya an Farbenpracht und seltsamen, ja abenteuerlichen Blütenformen zu sehen bekommt.

Das Museum enthält eine sehr lehrreiche und übersichtliche Sammlung all der kostbaren Droguen, Gewürze und Arzneimittel, welche Ceylon hervorbringt. Besonders interessant waren mir die in voller Zahl vorhandenen Proben der Edelhölzer der Insel, lauter Abschnitte von mächtigen Stämmen.

Obenan steht an Wert und Schönheit das Calamanderholz mit seiner reichen Maserierung, die vom Chokoladebraun bis zu lichtem Rotgelb hinüberspielt. Leider ist der Calamanderbaum jetzt nahezu ausgestorben, und sein Holz für Geld kaum mehr zu erwerben.

An zweiter Stelle kommt das Ebenholz, welches nur der innerste Teil des Stammes liefert. Das glänzend schwarze, schwere und feste Kernholz ist umgeben von einer Schicht ganz hellfarbigen schwammigen Holzes, welches wertlos ist. Ebenholzbäume (Diospyrus ebenum) wachsen in grosser Anzahl in den flachen Landstrichen westlich von Trincomalee.

Ebenda und südwärts bis Batticaloa, nordwärts bis Jaffna kommt auch das Satin-Holz (Chloroxylon Swietenia) in Fülle vor. Die Bäume erreichen die Höhe von 30 m, haben eine zerklüftete graue Rinde und kleine weisse Blüten.

Die vierte Stelle nimmt das Nädun-Holz ein (Dalbergia lanceolaria); lichtbraun, hart, mit schöner Maserzeichnung wird es von den Eingeborenen vornehmlich zur Herstellung von Möbelstücken verwendet. Ich selbst besitze einen Stuhl, den mir ein singhalesischer Zimmermann aus Nädun fertigte.

Sehr verbreitet und viel gebraucht ist sodann das Holz des edlen Brotfruchtbaumes (Artocarpus integrifolia), der von den Engländern Jack-tree geheissen wird. Anfangs gelb nimmt es, der Luft ausgesetzt, rasch eine Farbe an, welche an die des Mahagony-Holzes erinnert. Daran reihen sich das Eisenholz (Mesua ferrea), so benannt wegen seiner Festigkeit, das Holz des Tamarindenbaumes (Tamarindus indica), das infolge seiner Härte freilich sehr schwer zu bearbeiten ist, das in Ceylon ursprünglich nicht heimische Teakholz (Tectona grandis) und viele andere, darunter natürlich auch die Hölzer der verschiedenen Palmenarten.

Als wir nach Kandy in unser Hotel zurückkehrten, traf dort gerade eine kleine Gruppe von europäischen Reisenden ein. Die Leute sahen todelend aus; denn sie litten an schwerem Fieber. Sie hatten ungefähr 14 Tage am

Kalawäwa-tank sich aufgehalten, um dort zu jagen. Recht ermutigend war der Anblick nicht für uns, hatten wir doch einen Besuch des Kalawäwa-tank mit in unser Programm aufgenommen!

Eine der wichtigsten Verkehrsrouten auf Ceylon ist die Strasse, welche von Kandy aus in nördlicher Richtung nach Jaffna führt. Eine Strecke weit, nämlich bis Matale, hat man eine Eisenbahnlinie zur Verfügung. Von Matale, aus verkehrt mit Jaffna täglich einmal ein von Pferden gezogener Postwagen, welcher die ganze Strecke in 33 Stunden zurücklegt. Ungefähr 120 km von Matale kreuzt die Strasse das Ruinengebiet von Anuradhapura, das man nach zwölfstündiger Fahrt erreicht.

Eine Reise nach Anuradhapura ist somit zwar umständlich und zeitraubend, wohl auch ein wenig ermüdend. Von wirklichen Schwierigkeiten aber kann durchaus nicht die Rede sein.

Wir fuhren gegen Abend von Kandy ab und erreichten Matale in etwas mehr als einer Stunde. Die Bahn kreuzt bei Katugastota die Mahawäli-ganga und folgt dann einem in nördlicher Richtung verlaufenden Thale. Dasselbe ist bekannt dadurch, dass der Cacaobaum hier besser als irgendwo sonst auf der Insel gedeiht. Thee- und Cacaopflanzungen begleiten uns denn auch ohne Unterbrechung auf der ganzen Strecke.

Die Cacaobäume werden 3 bis 4 m hoch gezogen. Man lässt sie in der Regel im Schatten höherer Laubbäume stehen, welche reihenweise zwischen ihnen angepflanzt werden. Sie haben längliche hangende Blätter; ihre Früchte sind rötlich, fast spannenlang, haben spitzig-ovale Form und eine kerbige Aussenseite. Im Innern birgt die Frucht eine Anzahl von Kernen, welche etwa die Grösse einer kleinen Haselnuss haben. Diese werden getrocknet und liefern gemahlen den Cacao.

Nach reiflicher Überlegung beschlossen wir in Matale, auf die Beförderung mittels der Post zu verzichten, da uns dabei ein Abschweifen von der Hauptstrasse unmöglich gewesen wäre. Vielmehr mieteten wir den Wagen und die Pferde des Resthouse-keepers für neun Tage — auf so lange hatten wir unsere Tour berechnet — und bezahlten dafür nach unserem Gelde etwa 200 Mark. Dadurch waren wir vollständig unabhängig, konnten nächtigen, wo es uns beliebte, und die Reise nach unseren persönlichen Wünschen und Neigungen einrichten.

Unser Vehikel war von echt indischer Konstruktion. Nach vorne hatte es zwei Sitze, die der Kutscher und mein Boy einnahmen. Zwei weitere Sitze gingen nach rückwärts; hier nahm ich mit meinem Reisegefährten Platz, Rücken an Rücken mit Kutscher und Diener. Ein Pferdeknecht lief teils neben her, teils kauerte er uns zu Füssen auf dem Trittbrette. Wir legten täglich höchstens 45 bis 48 km zurück.

Am Morgen des 24. Februar brachen wir von Matale auf. Eine kurze Strecke ausserhalb des Ortes liegt zur Linken der Strasse das Felsenkloster Alu-Wihara. Die Zellen sind hineingebaut in die Risse und Spalten der riesigen Granitblöcke eines alten Bergsturzes. Primitive Steinstufen führen zu dem Wihara empor.

Das Alu-Wihara ist geschichtlich von Bedeutung. Durch die Damila vertrieben, fand der König Walagambâhu (1. Jahrh. v. Chr.) auf der Flucht Unterkunft und Sicherheit in den Felsenhöhlen. Als er später wieder zur Herrschaft gelangt war, liess er sie in einen Felsentempel umwandeln. Nachmals wurden unter der Regierung des gleichen Königs und auf seine Veranlassung hin in dem Alu-Wihara durch eine Kommission von Priestern die bis dahin mündlich von Generation zu Generation fortgepflanzten kanonischen Werke der Buddhisten, das sogenannte Tripitaka, schriftlich aufgezeichnet.

Der Weg von Matale thalauswärts gleicht zunächst noch der früheren Strecke. Zu beiden Seiten haben wir Thee- und Cacao-Plantagen. Mitunter ist der Weg von Areca-Palmen eingesäumt, an deren schlankem Stamme Pfefferranken emporklimmen.

Kurz vor dem Rasthause Nalande ändert sich mit einemmale der Charakter der Gegend. Die Plantagen verschwinden. Wir erreichen die Nordgrenze der Regenfälle während des Südwestmonsuns, die hier fast ebenso scharf gezogen ist wie im Osten zwischen Nuwara Eliya und Badulla. Jenseits dieser Grenze ist die Anlegung von Plantagen unmöglich, da es ihnen an der nötigen Feuchtigkeit gebrechen würde.

An die Stelle der Plantagen tritt Dschungel und zwar solches von sehr üppiger Entwickelung. Aus dem dicht verwachsenen Unterholz ragen gewaltige Bäume auf, in der Regel überwuchert und umsponnen von rankenden Schlinggewächsen, die oft wie ein grüner Mantel von ihren Ästen niederhangen. Mitunter ist der Baum selbst längst abgestorben, während noch das grüne strotzende Leben ihn umspinnt.

Hin und wieder kreuzt der Weg auf holzgebauter Brücke einen Wildbach, der in tief eingeschnittener Schlucht, wo selten ein Sonnenstrahl durch das Laubgewinde der Sträucher und Bäume eindringt, über das Granitgerölle rauscht. Jetzt freilich enthält er nur wenig Wasser, aber in der Regenzeit braust hier ein wilder Strom.

Auf beiden Seiten ist das Thal von Bergzügen begrenzt. Zur Rechten, im Osten, sind sie weiter entfernt und haben sanfte, abgerundete Formen, etwa an die Hügel Thüringens erinnernd. Sie sind mit Rasen bewachsen, in ihren Falten und Thalsenkungen mit Wald. Weit wilderen und felsigeren Charakter haben die Gebirge zu unserer Linken. Besonders imposant ist der Ran-gala, dessen oberer Teil mit gewaltigen jähen Granitwänden abstürzt, während der Fuss von üppigster Waldwildnis überwuchert ist.

Im Laufe des Nachmittags kamen wir nach Dambul. Als wir einfuhren, lag auf der Strasse ein Paria-Hund und sonnte sich. Trotz allen Peitschenknallens und Zurufens von seiten unseres Kutschers war er zu faul aufzustehen, und so ging denn unser Wagen über ihn weg. Ich spürte deutlich den Stoss des Rades, über dem ich sass. Das Vieh heulte ein paarmal laut hinaus, wie es bei einem Fusstritte auch gethan haben würde, im übrigen liess es sich durch den Zwischenfall in seiner Ruhe nicht stören. Zähe Kreaturen, diese Paria-Hunde!

Im Westen von Dambul erhebt sich ein Felsenberg, ähnlich dem Ätagala von Kurunägala oder dem Ran-gala: oben kahles glattes Granitgestein, unten von Buschwerk überwachsene Geröllmassen. Der Gipfel mag etwa 300 m über der Thalsohle liegen; unterhalb desselben, wenig über der Grenze des Baumwuchses, befinden sich die schönsten und berühmtesten Felsentempel Ceylons.

Nach kurzer Rast beschloss ich den Aufstieg zu versuchen: die erste grössere körperliche Anstrengung, die ich mir zuzumuten wagte. Dass es bei meiner damaligen Schwäche für mich in der That eine solche war, beweist wohl am besten der Umstand, dass nach meiner Rückkunft mein Puls, ohne dass ich fieberte, mehrere Stunden hindurch ungefähr 110 Schläge in der Minute zählte. Erst nachdem ich eine Zeitlang zu Bett gelegen, trat eine Beruhigung der irritierten Nerven ein. Hätte ich mich aber nicht überwunden, ich würde ein interessantes Baudenkmal Ceylons weniger gesehen haben.

Der Fusspfad, der nach den Felsentempeln emporführt, zweigt von der Hauptstrasse ausserhalb Dambuls ab. Man passiert das hüttenartige Gebäude,

das den Priestern als ihr „Pansala“ dient. Weiterhin gleicht der Anstieg vollkommen dem von Kurunägala zum Ibba-Wihara. Bald windet sich der Pfad durch Buschwerk, bald führt er über glatten Felsenboden, bald über roh aus Steinen zusammengelegte Stufen. Ein Priester kam hinter uns her; er trug einen riesigen Eisenschlüssel geschultert wie eine Axt. Als er wahrnahm, dass ich nur mühsam ging, bot er mir seinen Arm als Stütze. Ich dankte ihm auf singhalesisch, indem ich scherzend sagte, dass er die grosse Tugend seines Meisters, die „Barmherzigkeit gegen alle Wesen“ übe. Das bereitete ihm ein sichtliches Vergnügen.

Schliesslich ging es über eine stark geneigte Granitfläche, wo man nur schwer festen Fuss fassen konnte, zu dem Thorbau, der den Eingang zu den Tempeln bildet; zur Rechten steigt eine steile Felswand zum Hauptgipfel des Berges an.

Die Tempel sind hineingebaut in einen horizontalen breit klaffenden Felsenspalt, der, wie ich vermute, dadurch entstand, dass eine Gesteinschicht hier von einer zweiten überlagert wird. Die untere horizontale Schicht bildet vor den Tempeln eine vielleicht dreissig bis vierzig Schritt breite Terrasse, die dann steil nach dem Thale abfällt, bewachsen mit Gesträuch und Bäumen. Den Rand säumt eine niedrige Mauer ein. Auf dem kargen Boden der Terrasse, wo meist das kahle Gestein zu Tage tritt, stehen etliche heilige Feigenbäume.

Auf der einen Schmalseite wird die Terrasse durch den Thorbau abgeschlossen; nach der anderen zu verengert sie sich mehr und mehr, bis die obere und die untere Gesteinschicht einen zusammenhängenden Absturz bilden. Die Spalte ist vorne durch Aufmauerung abgeschlossen und so in eine Höhle verwandelt, deren Höhe etwa sechs bis sieben Meter beträgt und nach innen zu allmählich bis zu einem Meter sich verringert. Querwände, die von der Aussenmauer einwärts laufen, zerlegen sie in eine Anzahl von Kammern. Oberhalb der Spalte steigt die Felswand senkrecht an, das über sie herabrinnende Wasser sammelt sich auf der Terrasse in einem in das Gestein eingehauenen Bassin, das vermutlich den Priestern als Badeplatz diente.

Wie wir durch den Thorbau eintreten, haben wir zur Rechten die Felsentempel. Uns zunächst, befindet sich an der Felswand eingehauen, eine aus dem 12. Jahrhundert herrührende Inschrift ihres Wiederherstellers, des Königs Nissanka-Malla. Der König zählt in ihr die Verdienste auf, die er sich um Land und Volk von Lanka — dies ist der alte Name von Ceylon — erworben, berichtet hierauf, dass er eine dreimalige Rundreise durch die Insel unter-

nommen und alle wichtigen Plätze besucht habe und fährt sodann fort: „So gross war die Sicherheit, die er herstellte in der Wildnis sowohl wie an bewohnten Orten, dass selbst ein Weib das Land durchwandern konnte mit einem kostbaren Juwel, ohne nur gefragt zu werden: was ist das?" Zum Schluss rühmt sich der Fürst als eifrigen Förderer des Buddhismus, der die Wiharas in Anuradhapura, Dondra, Kälani hergestellt habe; auch in diesem Tempel habe er Buddhabilder errichtet, solche in aufrechtstehender, solche in sitzender und solche in liegender Stellung, und ihm den Namen „Goldberghöhle" beigelegt.

Als Erbauer der Tempel von Dambul nennt die Tradition den Walagambahu. Eine kurze Inschrift, deren antike Charaktere auf die Zeit vor der christlichen Ära hinweisen, befindet sich gerade über dem Eingange der ersten Grotte. Sie enthält die Dedication des Tempels an die Priesterschaft und rührt von einem Könige Tissa her, in dem wir vielleicht den um 70 v. Chr. regierenden Nachfolger des Walagambahu erkennen dürfen, welchem das Mahawansa allerdings die Anlage verschiedener Wiharas zuschreibt.

Vor den Felsentempeln läuft eine Holzgallerie hin, ersichtlich alt und durch die Witterung gebräunt, von ihr führen fünf schmale Thüren in die einzelnen Grotten hinein. Mit dem Tam-tam hat unser Begleiter noch andere Priester herbeigerufen; sie kommen, mit den Riesenschlüsseln bewaffnet, von verschiedenen Seiten den Berg herauf. Wir können eintreten. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, das uns beschleicht. Draussen ist alles überflutet von warmem Sonnenglanz, hier drinnen ist's feucht und kühl, die Luft voll des Geruches modernder Blumen, und dabei herrscht ein stimmungsvolles Halbdunkel, an das sich unser geblendetes Auge erst gewöhnen muss.

Im Grund der Höhle erblicken wir die Buddhabilder, viele von mächtigen Dimensionen. Sie sind teils aus dem anstehenden Felsgestein herausgehauen, teils aus Lehm geformt, und stets bemalt. Es sind stereotype Formen. Entweder wird der Buddha liegend dargestellt — „wie ein Löwe" lautet der ständige Vergleich in den alten Urkunden; er ruht dann stets auf der rechten Seite und legt die rechte Hand unter das Haupt; das Gewand ist in ganz regelmässige Parallelfalten angeordnet. Das ist der Buddha in dem Augenblicke, wo er in das Nirwana eingeht. Oder er wird predigend abgebildet: die Gestalt ist hoch aufgerichtet, die Rechte mit der Handfläche nach aussen bis zur Schulterhöhe emporgehoben (s. das Titelbild). Endlich sehen wir den Buddha auch, in Meditation versunken: er sitzt mit gekreuzten Beinen, die Hände in den Schoss gelegt; die Flächen der Hände und auch der Füsse

sind nach oben gewendet. Auf dem Scheitel des Buddha erblickt man eine Flamme, die Gesichtszüge zeigen eine gewisse starre Ruhe und ein unbewegliches Lächeln.

Sämtliche Wände der Grotten sind mit Malereien bedeckt. Besonders reizvoll sind die Decken. Sie sind in bunten Farben, namentlich gelb und rot, gehalten, und die Malerei schmiegt sich den leichten Unebenheiten des Gesteins so hübsch an, dass die Vorstellung erweckt wird, man stünde unter einem faltigen Baldachin.



Buddhabild
(nach einer im Besitze des Verfassers befindlichen alten Bronzefigur, Originalgrösse 9.5 cm).

Unter den fünf Tempelgrotten steht, was Grösse und Schönheit anlangt, die zweite obenan; sie misst etwa siebzig bis achtzig Schritt in der Breite und zwanzig bis fünfundzwanzig in der Tiefe. Der Hintergrund ist ausgefüllt von einer langen Reihe sitzender Buddhagestalten. Die Wandgemälde stellen meist Scenen aus der Geschichte von Ceylon dar, wie die Landung des Widschaya auf der Insel, die Pflanzung des heiligen Bo-Baumes in Anuradhapura, den Zweikampf des Königs Dutthagamani mit dem Damila-Usurpator Elara. Zwei weitere Statuen, welche in dem gleichen Tempelraume aufgestellt sind, sollen die Könige Walagambahu und Nissanka darstellen. Die grösste unter allen Buddhafiguren, deren Gesamtzahl sich auf weit über hundert beläuft, ist die liegende im ersten Tempel. Sie ist aus dem Felsen herausgearbeitet und hat eine Länge von 15 m. Die Proportionen sind trotz der gewaltigen Dimensionen vollkommen richtig.

Interessant ist, dass in der nämlichen Grotte sich auch ein Wischnubild befindet, das für sehr heilig gehalten wird. Der Buddhismus hat die alten brahmanischen Götter nicht beseitigt, sondern lässt sie als die höchsten Wesen auf der Stufenleiter der Existenzen bestehen. Aber höher noch freilich als die

Götter insgesamt steht der Buddha. Seine letzte Existenz selbst in der Götterwelt verbringend, fasste er hier den Entschluss als Mensch wiedergeboren zu werden, um die Buddhaschaft zu erlangen; denn nur Menschen können ihrer teilhaft werden. Darum begleiten auch die Götter das ganze Leben des Buddha mit ihrer Teilnahme. Sie jubeln bei seiner Geburt, wie in der weltbewegenden Stunde, in der er zum Buddha wurde. Sie steigen hernieder vom Himmel, um seiner Predigt zu lauschen, und ihre Gestalten leuchten gleich Flammen durch die Nacht. Sie feiern seinen Eingang in das Nirwana durch himmlische Zeichen und Wunder.

Wir verlassen die Tempel und treten wieder heraus in das Tageslicht, in den hellstrahlenden Sonnenschein. Entzückt schweift unser Auge über das herrliche Bild, das sich uns vom Rande der Terrasse aus entfaltet. Man rühmt es den mittelalterlichen Mönchen nach, dass sie für die Anlage ihrer Klöster stets Plätze von ganz besonderer landschaftlicher Schönheit auszuwählen verstanden. Die Buddhamönche Ceylons können den gleichen Ruhm für sich in Anspruch nehmen.

Zu unseren Füssen liegt das grüne Thal, das sich nach rechts gegen Matale hinauf erstreckt. Sanft geformte, mit Wald bedeckte Berge begrenzen es auf der uns gegenüber liegenden Seite. Bei Dambul endigt plötzlich das Gebirge. Der Fels, auf dem wir stehen, ist gewissermassen der letzte Aussenposten, und so schweift denn nach Norden hin der Blick ungehindert über das weite Gebiet der Wildnis, die diesen Teil der Insel bedeckt. Es ist ein grosser Waldocean, über den wir wegschauen, und inselartig erheben sich daraus isolierte Berge von felsigem Charakter und kühnen Formen.

Uns zunächst liegt, etwa 35 km in gerader Linie entfernt, der pittoreske Felsen von Sigiri. Mit völlig senkrechten Wänden steigt er an, oben zu einer kleinen Ebene abgeflacht. Die schon tief stehende Sonne beleuchtet ihn so hell, dass wir selbst die Felsengallerie auf halber Höhe deutlich erkennen können.

Sigiri ist das merkwürdige Beispiel der einzigen Felsenfestung auf Ceylon. Hierher zog sich Kasyapa I. zurück, welcher im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch Ermordung seines Vaters auf den Thron gelangte. Er legte die Befestigungen um und auf dem Sigiri-Felsen an, zu dem die in Stein gehauene Gallerie den leicht zu verteidigenden Zugang bildete. Ursprünglich führte sie, um den Felsen sich herumwindend, in mehreren Stufenfluchten bis zu seiner Gipfelfläche empor; jetzt ist nur mehr der Abschnitt der Gallerie

an der Südwestseite des Felsens erhalten. Auf seiner Burg lebte der Vatermörder in steter Furcht vor der Rache seiner Feinde und suchte durch allerlei verdienstliche Werke seine Missethat zu sühnen. Er kam durch Selbstmord ums Leben. Vor dem Entscheidungskampfe mit seinem Bruder, der ihm die Krone streitig machte, gab er sich auf dem Schlachtfelde den Tod.

Neuerdings werden bei Sigiri von dem hochverdienten Archaeological Commissioner H. C. P. Bell Ausgrabungen in umfassender Weise vorgenommen. Sie haben bereits hochinteressante Ergebnisse zu Tage gefördert. Wenn sie vollendet sind, dürfte Sigiri eine kaum minder sehenswerte Ruinenstätte werden, als dies jetzt Anuradhapura und Polonnaruwa sind.

* * *

Hinter Dambul überschreitet die Strasse die Mirisgoni-oya auf hoher Brücke. Wir werfen einen raschen Blick hinab in die schattendunkle Schlucht. Jenseits der Brücke zweigt sich nach rechts die Trincomalee-Strasse ab, auf der ein täglich gehender Ochsenwagen den Verkehr vermittelt. Wir fahren in gerader Richtung weiter.

Unser Weg führt nun bis Anuradhapura durch Dschungel, das nur hin und wieder unterbrochen wird von kleinen Siedelungen und Kulturen. Trotzdem ist er nicht unbelebt. Namentlich auf der Rückfahrt begegneten wir oft kleinen Trupps von Tamils, Männern und Frauen. Wir befinden uns auf der Hauptverkehrsstrasse, auf welcher die Kulis wandern, die von Südindien nach Jaffna übersetzen, um ihrem Verdienste in den Plantagen nachzugehen und nach Ablauf der Arbeitszeit mit den Ersparnissen ihres Lohnes wieder heimzukehren. Häufige Gräber zur Seite der Strasse zeigen an, dass manche dieser armen Leute, unterwegs irgend einer Krankheit erliegend, die Heimat nicht mehr wiedersahen.

Einmal begegneten wir auch Kulis, welche einen erkrankten Gefährten nach dem nächsten Hospital verbrachten. Das landesübliche Krankentransportmittel ist von sehr einfacher Beschaffenheit. Man steckt den Patienten in hockender Stellung in einen Sack; dieser wird oben zugebunden und an der Mitte einer langen Stange befestigt, deren Enden zwei Leute auf der Schulter tragen.

Der Dschungel, der beiderseits den Weg begleitet, ist zumeist niedriges Unterholz und Gestrüpp. Doch ragen mitunter prächtige Ceyloneichen aus ihm empor, die in Grösse und Wuchs allerdings sofort an unsere Eichen

erinnern. Man hat sie bei Anlegung der Strasse, wie es scheint, sehr geschont, so dass sie dieselbe streckenweise wie unregelmässig angepflanzte Alleebäume rechts und links einsäumen. Auffallend mager und wasserarm ist der Boden, oft genug tritt das kahle Granitgestein zu Tage. Man sollte glauben, dass die Vegetation eine reichlichere Humusschicht bilden müsste.

Mangel an Feuchtigkeit ist auch der Grund, warum die Kulturen so verhältnismässig spärlich verteilt sind. Sie sind eben nur da möglich, wo noch einer der alten Tanks in gutem Stande ist und das zur Berieselung der Reisfelder nötige Wasser liefert. Und vor siebenhundert Jahren war das Irrigationssystem so entwickelt, dass gerade dieser Landstrich zu den best angebauten und dichtest bevölkerten Teilen der Insel gehörte.

Der Norden, Osten und Südosten von Ceylon ist heutzutage grösstenteils mit Wildnis bedeckt. Zumeist ist es Dschungel, dessen Aussehen ich gelegentlich der Beschreibung meiner Fahrt nach Ratnapura geschildert habe, bald mehr bald weniger von hochstämmigen Bäumen durchsetzt. Lichter Hochwald mit wenig Unterholz ist auf Ceylon minder häufig. Ich bin auf keiner meiner Touren durch solchen gekommen. Er soll sich namentlich im östlichen Teile der Insel finden. Fährt man, wie wir zu thun genötigt waren, tagelang durch Dschungel, so kann man sich des Eindrucks einer gewissen Monotonie nicht erwehren. Es fehlt eben doch dieser Tropenwildnis vollkommen das Feierliche und Majestätische eines nordischen Tannen- oder Buchenhochwaldes.

Eine merkwürdige Erscheinung in den Urwäldern Ceylons, sind die sogen. Patanas. Es sind das grasbewachsene, hier und da mit einzelnen Bäumen oder Baumgruppen bestandene Lichtungen mitten im Urwald. Der Grund ihrer Entstehung ist meines Wissens noch nicht genügend aufgeklärt. Von Wichtigkeit sind sie natürlich für das Wild, das auf ihnen die nötige Äsung findet, an der es im Dschungel selber mangelt.

Noch immer ist Ceylon ein Eldorado für den Sportsmann; namentlich im Südosten der Insel ist Hochwild in Menge anzutreffen. Aber auch der Norden und Nordosten, besonders das Gebiet zwischen Dambul und Trincomalee ist ein ergiebiger Jagdgrund.

Selbstverständlich erfordert ein Jagdausflug in die Dschungels immerhin Geld und Zeit, beides mehr als ich hätte erübrigen können. Man muss sich mit allen Lebensmitteln und Getränken versehen und thut am besten für alles Gepäck einen Ochsenkarren zu nehmen, welcher dem Jagenden, soweit Wege gehen, folgt, und welchen er immer wieder an bestimmten Stellen treffen

kann. Sehr empfehlenswert ist das Mitnehmen eines Zeltes, unentbehrlich ein eingeborener „Tracker" oder Pfadfinder, welcher die den Dschungel kreuzenden Fusswege kennt und sich auf das Auffinden und Verfolgen der Wildspuren versteht. Wichtiger als alles aber sind für den Jäger eine gesunde Konstitution, ruhige Besonnenheit und Vertrautheit mit der Schusswaffe. Man braucht die Gefahren, denen der Jäger im Dschungel ausgesetzt ist, nicht zu übertreiben; aber es ist zuzugeben, dass er möglicherweise einmal in eine Situation kommt, die Kaltblütigkeit und einen sicheren Schuss erfordert. Die grösste und nächst liegende Gefahr aber ist und bleibt nach meiner Meinung das Fieber.

Der König der Wälder Ceylons ist der Elefant. Noch jetzt bilden Elefanten einen ständigen Exportartikel. Im Jahre 1891 wurden 48, im darauffolgenden Jahre 24 Stück ausgeführt. Das hauptsächlichste Absatzgebiet sind die indischen Fürstenhöfe; vereinzelte Tiere werden auch an die zoologischen Gärten Europas verkauft.

Über den Elefanten ist schon genug, auch viel Unrichtiges, geschrieben worden. Das beste, was ich kenne, steht in dem prächtigen Buche von Sanderson „Thirteen years among the wild beasts of India", dem ich auch einiges aus meinen Mitteilungen entnommen habe.

Vorläufig besteht durchaus noch keine Gefahr, dass die Elefanten auf Ceylon aussterben. Besonders zahlreich sind sie im Südosten, im Bezirke Hambantota. Aber selbst in dem Waldgebiete nördlich von Kurunägala, auf dem Wege zu dem Ruinengebiet von Yápahu, also relativ nahe bei gut angebauten und dicht bewohnten Landstrichen, riskiert man eine Begegnung mit diesen Dickhäutern. Ja, man trägt sich sogar, wie ich hörte, mit dem Gedanken, im Laufe der nächsten Jahre hier einen „Kraal", d. h. ein Treibjagen grossen Stiles zu veranstalten.

Trotz alledem ist es aber nur zu billigen, dass die Regierung auf die Erlegung jedes Elefanten die Taxe von 200 Rupies gesetzt hat. Es wird dadurch wenigstens einigermassen dem unsinnigen Niederknallen dieser Tiere gesteuert.

Jahr für Jahr kommen, um von den Einheimischen ganz zu schweigen, Nimrode nach Ceylon, lediglich zu dem Zweck, Elefanten zu schiessen. Ich bekenne aber, dass diese Art Waidwerk mir immer ein etwas unsympathischer Gedanke war. Mit Hilfe eines Trackers spürt man die sehr scheuen und vorsichtigen Tiere in der Wildnis auf und schiesst eines aus möglichst gedeckter Stellung nieder. Der Jäger behält den Schwanz als Trophäe, viel-

leicht hackt er auch die Füsse ab, um sich einen Papierkorb oder einen Schemel oder etwas ähnliches daraus anfertigen zu lassen. Der übrige Körper bleibt als faulendes Aas im Dschungel liegen.

Und das ist noch der günstigste Fall. Es ist nämlich gar nicht so leicht, beim Elefanten einen tödlichen Schuss anzubringen. Daher kann es wohl geschehen, dass ein Tier angeschossen wird und dem Jäger auskommt, um später in irgend einem Dickicht jämmerlich zu verenden.

Ganz gefahrlos ist natürlich auch diese Art Jagd nicht, da man stets mit der Möglichkeit einer Überraschung zu rechnen hat. Aber als sonderliche Heldenthat darf die Erlegung eines Elefanten kaum gepriesen werden.

Anders liegt die Sache bei einem sogenannten „Rogue". Es sind das einzeln lebende männliche Tiere, die sich von ihrem Trupp getrennt halten und denselben in der Regel in einiger Entfernung begleiten. Mitunter leben sie auch in vollständiger Isoliertheit. Dass der Rogue ein aus seiner Herde wegen Krankheit oder schlechter Aufführung ausgestossenes Tier sei, gehört wohl in das Gebiet der Fabeln. Ebenso unrichtig ist, dass er stets von Hause aus wild und bösartig sein müsse. Aber es handelt sich natürlich immer um besonders mutige und unternehmende Tiere, die sich auch in die Nähe der Niederlassungen wagen und dadurch leicht gefährlich werden können. Denn wie alle wilden Tiere nimmt auch der Elefant den Menschen an, wenn er von ihm überrascht oder geängstigt wird und sich bedroht glaubt.

Taucht in irgend einer Gegend ein bösartiger Rogue auf, so wird es den Behörden mitgeteilt und von diesen die Nachricht telegraphisch verbreitet. Sofort finden sich Jagdlustige von allen Seiten zusammen, teils der Prämie zu liebe, welche auf die Erlegung eines Rogue gesetzt ist, hauptsächlich aber um des aufregenden Sportes willen. Denn die Jagd auf einen Rogue mag allerdings dem Waidmann ersten Ranges als der Gipfelpunkt aller sportlichen Genüsse erscheinen.

Die wilden Elefanten leben in Herden von dreissig, vierzig und mehr Stück zusammen. Jede Herde bildet eine Familie, und niemals vermischt sie sich mit einer anderen. Je nach der Jahreszeit haben die Elefanten verschiedene Standörter und unternehmen oft Wanderungen von beträchtlicher Ausdehnung, um von einem zum andern zu gelangen. Während der trockenen Zeit gehen sie vornehmlich dem Wasser nach. Bei allen Wanderungen sind die weiblichen Tiere mit den Jungen voran, die männlichen folgen nach. Stets hat ein weibliches Tier die Führung.

In Ceylon steigen die Elefanten hoch hinauf ins Gebirge. Man findet oder fand sie in der Nähe des Piduru-tala-gala und des Adams-Pick, wie auf der „Horton Plains“ genannten Hochebene nordöstlich von Ratnapura. Sie sind auch ganz vortreffliche Schwimmer, sodass selbst tiefe und breite Flüsse kein Hindernis für ihre Wanderungen bilden. Morgens und abends sind sie in Bewegung, während sie um die Mitte der Nacht wie des Tages zu ruhen pflegen. Grosse Freunde sind sie vom Bade; doch gehen sie nach Sonnenuntergang nur ungerne mehr ins Wasser.

Eine eigentümliche und oft besprochene Erscheinung ist es, dass die Ceylon-Elefanten selten Stosszähne besitzen. Ich habe indessen in Anuradhapura selbst einen jungen, erst kurz zuvor gefangenen Elefanten gesehen, bei dem dieselben bereits ganz schön entwickelt waren. Das niedliche Tier war kaum mannshoch und noch nicht völlig zahm. Man hatte es daher an einem Vorder- und einem Hinterfusse mittels dicker Stricke an zwei Palmbäume festgebunden, so dass es nur eben den Körper ein wenig vorwärts und rückwärts bewegen konnte.

Als wir den Elefanten besichtigten, war sein Wärter eben damit beschäftigt, ihm das Futter zu verabreichen. Er wickelte eine Handvoll Reis in Blätter oder Stroh ein und formte daraus einen Ballen. Den Ballen hob er unmittelbar vor dem Elefanten in die Höhe, und wenn dieser den Rüssel darnach ausstreckte, so schob er ihn dem Tiere mit einer ganz bestimmten Handbewegung tief hinab ins Maul. Als Preis für den Elefanten verlangte sein Eigentümer 3000 Rupies. Die Forderung war natürlich mit Rücksicht auf die schönen Stosszähne so hoch gestellt, aber wohl auch von vornherein auf eine beträchtliche Reduktion berechnet.

Der letzte Elefanten-Kraal grösseren Stiles fand im Jahre 1892 statt zu Ehren des damals in Ceylon weilenden Prinzen von Wales. Schauplatz war der Bezirk Labugama im Süden der von Colombo nach Ratnapura führenden Strasse. Der Herausgeber des „Ceylon Observor“, Herr J. Ferguson, hat als Augenzeuge das Ereignis in seinem Blatte mit lebhaften Farben geschildert.

Schon Wochen vorher waren viele Hunderte von Eingeborenen damit beschäftigt, die beiden Herden, welche man im Dschungel ausgegangen hatte, einzukreisen und allmählich dem Eingange des Kraal, d. h. der Umzäunung, in welcher sie gefangen werden sollten, entgegen zu treiben. Ohne aufregende Momente geht das natürlich nicht ab, und je näher man dem Ziele kommt, desto häufiger werden solche Momente. Die Elefanten merken die Gefahr und versuchen, durch die sie bedrängende Treiberkette durchzubrechen. Oft

genug gelingt ihnen das; nicht selten fallen auch Menschenleben zum Opfer. Beim Labugama-Kraal gerieten mehrere Europäer, welche sich freiwillig den Treibern angeschlossen hatten, durch den plötzlichen Ansturm von Elefanten, die ausbrechen wollten, in die äusserste Lebensgefahr. Ein anderer Elefant, ein weibliches Tier, das ein Junges bei sich hatte, musste, weil er immer wieder zum Angriffe vorging und sogar einen der Treiber tötete. schliesslich erschossen werden. Endlich glückte es, zwölf Elefanten zu „kraalen", darunter einen alten „tusker", d. h. ein Tier mit Stosszähnen. Einer der Elefanten starb am „gebrochenen Herzen"; er konnte den Verlust seiner Freiheit nicht überleben. Es ist das ein Vorkommnis, welches fast bei keinem Kraal ausbleibt.

Den besonderen Fall beschreibt Herr F. folgendermassen: „Einer von den Elefanten, ein weiblicher mit einem Kalbe, war durchaus nicht von der Stelle zu bewegen; in Wut und Verzweiflung stürzte er schliesslich zu Boden, um nimmer wieder aufzustehen! Der Kampf war kurz aber hart, und die Eingeborenen merkten sofort, dass hier ein Fall des „gebrochenen Herzens" vorlag. Das arme Tier blieb schweratmend etwa eine Stunde lang liegen; dann seufzte es tief auf, und alles war still. Das Kalb wollte lange Zeit nicht weg von der Seite der Mutter, und ein- oder zweimal, wenn die übrige Herde an der Stelle vorüber kam, machten die Elefanten den Versuch, ihre tote Gefährtin aufzurichten".

Ist es gelungen, die Elefanten in den Kraal zu treiben, und den Einlass zu verschliessen, so lässt man eine Nacht verstreichen. In dieser Zeit ermüden sie sich in immer wiederholten Versuchen, die Pallisaden der Umzäunung zu durchbrechen. Hierauf werden zahme Elefanten in den Kraal gelassen, deren jeder auf seinem Rücken ausser dem Mahaut noch einen zweiten Mann trägt. Mit ihrer Hilfe werden die Gefangenen einzeln an Bäume gefesselt. Es ist seltsam, dass die wilden Elefanten nie den Versuch machen, den auf dem Rücken der zahmen Tiere reitenden Leuten etwas zu leide zu thun. Äusserst selten ist bei dieser letzten und aufregendsten Phase des Fanges ein Unglücksfall zu verzeichnen.

Wenn die Widerstandskraft der gefangenen Tiere in den vergeblichen Versuchen, ihrer Fesseln sich zu entledigen, gebrochen ist, löst man die Schlingen. Je zwei zahme Elefanten nehmen einen wilden in die Mitte und führen ihn zum nächsten Teich oder Fluss, damit er hier seinen Durst stille und am Bade sich erquicke. Sodann bindet man ihn an einen allein stehenden Baum, gibt ihm reichlich Futter und Wasser und gesellt einen Wärter

bei, der ständig um ihn ist, so dass er sich an den Anblick von Menschen gewöhnt. In wenigen Tagen ist die Zähmung in der Regel der Hauptsache nach vollendet.

Die geistigen Fähigkeiten des Elefanten werden meist überschätzt. Alle die Geschichtchen, in denen er als Ausbund von Klugheit erscheint, kann man getrost unter die Erfindungen verweisen. Schon die Art, wie er sich fangen lässt, spricht durchaus nicht für hervorragende Intelligenz. Was den zahmen Elefanten so wertvoll macht, ist seine Gutmütigkeit und sein Gehorsam. Er gehorcht dem leisesten Zeichen seines Mahaut, so dass es dem Zuschauer oft scheinen mag, als führe er diese oder jene zweckmässige Handlung selbständig aus. Zu gewissen Perioden sind die männlichen Elefanten Paroxysmen ausgesetzt, die mit dem Geschlechtsleben in Zusammenhang stehen. In dieser Zeit, deren Eintreten aus bestimmten Anzeichen erkannt wird, muss man sie gut verwahren. Kommt solch ein toller Elefant aus, so kann er allerdings grosses Unheil anrichten. Abgesehen von diesen Perioden sind auch die männlichen Elefanten, wie die weiblichen stets, vollkommen harmlose und zuverlässige Tiere.

Man gebraucht die Elefanten zum Ziehen oder Schieben von schweren Lasten, wie Baumstämmen oder Steinen. Zu diesem Zwecke war z. B. ein Elefant bei dem Bau des neuen Postgebäudes in Colombo in Dienst gestellt. Sie dienen ferner zur Jagd sowie als Reit- und Lasttiere; als solche vermögen sie ein Gewicht von 400 bis 600 kg zu tragen. In Ceylon werden sie endlich auch zum Roden von Dschungel bei Anlegung neuer Plantagen verwendet.

An nächster Stelle hinter dem Elefanten folgt als Jagdwild der Büffel. Weil grosse Freunde von Wasser und Schlamm, halten sich die Büffel herdenweise in der Nähe von Tanks oder Flüssen auf. Auf den Patanas finden sie ihre Äsung. Alte Bullen leben auch allein.

Der Büffel ist beträchtlich grösser als unser zahmes Rind, hat eine schmutzig-graue lederartige Haut, die nur von wenigen borstigen Haaren besetzt ist, und ein kleines tückisch blickendes Auge. Die flachen kantigen Hörner liegen zurück, laden nach den Seiten stark aus und nähern sich an ihren Spitzen. Geht der Büffel, so hebt er den Kopf so weit, dass die Hörner auf den Schultern aufliegen und die Nüstern, in gleicher Höhe mit den Augen, weit nach vorne gestreckt erscheinen. In Tirâpane sah ich den Schädel eines wilden Büffels, der kurz vorher in der Nachbarschaft geschossen worden war, mit einem Gehörn von ganz gewaltigen Dimensionen.

Auch der Büffel ist im allgemeinen ein feiges Tier. Nur wenn er angeschossen ist und unvorsichtig verfolgt wird, greift er an. Gefährlich ist es auch, wenn man unvermutet auf einen im hohen Grase liegenden einzelnen Bullen stösst; er wird sofort aufspringen und auf den vermeintlichen Gegner losgehen.

Zahme Büffel, die zur Feldarbeit verwendet werden, gibt es in grosser Zahl. In manchen Landstrichen sind sie die ständige Staffage auf den Reisfeldern, wo sie sich zum Schutz vor Fliegen möglichst tief in den Morast einwühlen. Häufig sieht man ihnen auf Kopf oder Rücken eine Krähe sitzen, welche sie von lästigen Insekten befreit und daher gerne von ihnen geduldet wird. Ich bekenne, dass diese Reisbüffel auf mich einen sehr wenig vertrauenerweckenden Eindruck machten.

Jagdbares Wild im Dschungel sind ferner der kleine gefleckte Hirsch (Axis maculatus) und der stattlichere „Góná", den die Engländer fälschlich Elk nennen. Er kommt vornehmlich in den Wäldern der gebirgigen Landstriche vor und ähnelt an Gestalt unserem Rothirsche, doch hat er geringere Geweihbildung. Auch die riesige Pythonschlange (Python reticulatus), welche früher sogar in den Cinnamon-Gardens gefunden wurde, hält im Dschungel sich auf. Herr H., mein Hausgenosse, ein eifriger und glücklicher Waidmann, erlegte eine Python gelegentlich einer Jagdpartie zwischen Dambul und Trincomalee.

Tiger gibt es in Ceylon nicht, aber Lippenbären (Prochillus labiatus) und Panther (Felis pardus) in ziemlicher Anzahl.

Der Bär ist das von den Eingeborenen am meisten gefürchtete Raubtier der Insel. Sein Aufenthalt sind die trockenen Dschungelgebiete im Norden und Südosten. Felsenhöhlen sind seine Wohnung, seine Nahrung besteht hauptsächlich in Früchten und dem Honig der wilden Bienen, den er ausserordentlich liebt; doch friesst er auch Termiten und Ameisen. Er ist zwar klein aber sehr mutig. Wird er überrascht, so geht er sofort zu äusserst ungestümem Angriffe über. In unmittelbarer Nähe seines Gegners pflegt er sich auf die Hinterfüsse aufzurichten und mit den Tatzen nach dem Gesichte zu schlagen. Diese Thatsache wurde mir wiederholt bestimmt versichert, obwohl Sanderson sie bestreitet.

In der Nähe von Anuradhapura wurde kurz vor meiner Reise dorthin ein Eingeborener abends im Dschungel von einem Bären angefallen und so übel zugerichtet, dass er an den Verletzungen starb.

Den Panther hält Sanderson für mindestens ebenso gefährlich als den Tiger. Er ist rascher in seinen Bewegungen und in der Verteidigung mutiger. Einem angeschossenen Tiere darf man nur mit grösster Vorsicht sich nähern. Fast alle, auch geringfügige Verwundungen, die er mit seinen Krallen beibringt, sind lebensgefährlich, da in der Regel Blutvergiftung hinzutritt.

In Ceylon sind einige Fälle konstatiert, dass Panther aus der Hütte heraus sich ihr Opfer holten, in ähnlicher Weise, wie dies bei den „maneaters" unter den Tigern vorkommt. Im allgemeinen aber weichen sie dem Menschen aus. Verderblich sind sie den Herden und ganz besonders den Hunden. Gejagt werden sie um ihres prächtigen Felles willen, und zwar fängt man sie meist in Fallen.

Von allen diesen Tieren bekommt man nun freilich auf einer Fahrt durch den Dschungel kaum einmal eines zu Gesicht. Eine Dame, die mit uns zusammen in Anuradhapura weilte, war zwar überglücklich, weil sie einen wilden Elefanten gesehen zu haben glaubte. Sie war aber natürlich das Opfer einer Illusion geworden. In der Gegend zwischen Dambul und Anuradhapura ist der Elefant verschwunden, obwohl die Zeit nicht allzu weit zurück liegt, wo einmal solch ein Dickhäuter, mitten auf dem Wege stehend, die Postkutsche nicht passieren lassen wollte; er wich erst, als man ihm mit Feuerbränden, die das wirksamste Schreckmittel für Elefanten sind, auf den Leib rückte. Unsere Dame hatte vermutlich einen zahmen Büffel im Dschungel stehen sehen und war durch die graue Farbe seiner Haut, die mit der des Elefanten völlig übereinstimmt, irre geführt worden. Die Gute war naiv genug zu erzählen, dass der Kutscher, dem sie ihre Beobachtung mitteilte, gelächelt habe. Sie deutete dies Lächeln als Zeichen von Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit! Und doch schloss sie ihren Elefantenroman uns gegenüber mit dem kategorischen Satze: „there can be no mistake".

Man glaube überhaupt nur nicht, dass es leicht sei, wilde Elefanten zu Gesicht zu bekommen. Ich kenne Leute in Ceylon, die jagenderweise Wochen im Dschungel verbrachten, ohne einen einzigen gesehen zu haben. Die Elefanten sind wohl da, aber sie sind überaus scheu und vorsichtig, und im Dickicht ist es ihnen nicht schwer, sich zu verstecken. Man kann beim Anschleichen in ihre unmittelbare Nähe kommen, und dennoch bleiben sie dem Auge verborgen.

Affen kann man mehrfach auf der Fahrt nach Anuradhapura beobachten. Man bemerkt sie in der Regel zuerst an der lebhaften Bewegung des Ge-

zweiges und kann dann mit Vergnügen ihre unglaublich gewandten Sprünge von Ast zu Ast, von Baum zu Baum verfolgen.

Sonst bringt nur die Vogelwelt einige Abwechselung in die Monotonie. Von allen Seiten hört man das Gurren und Locken der Wildtauben. Grosse Spechte mit einem Gefieder von leuchtender Orangefarbe (Brachypternus aurantius) kreuzen die Strasse. Buntfarbige Blauracken verteidigen unter lebhaftem Gezänke ihr Nest gegen feindliche Angriffe. Auf den Ästen niedrigerer Bäume sitzen die schönen Dschungelkrähen, ihr grünschwarzes Gefieder mit den rötlich-braunen Flügeln hat im Sonnenlichte metallischen Glanz. Einmal lief ein Waldhahn (Gallus Lafayetti), der unserem Haushahne nicht unähnlich sieht, von seiner Henne begleitet, über den Weg. Leider war ich nicht flink genug, um auf das scheue Tier einen Schuss anzubringen.

Von Dambul hielten wir uns zunächst etwa 22 km weit auf der Hauptstrasse bis zum nächsten Rasthause Kekiráwa. Von hier aus unternahmen wir den ersten Seitenausflug nach dem 10 bis 12 km entfernten Kalawäwa-Tank. Der Weg zu diesem zweigt hinter Kekirawa nach links ab. Er ist durchaus fahrbar und führt fast immer durch Dschungel, das stellenweise ziemlich licht steht. Nur einmal wird es unterbrochen von einer Kulturoase wo an einem kleinen Tank etliche Tamilhütten zwischen Bananen und Cocospalmen liegen. Die nackten Kinder kommen herbeigelaufen und starren, hinter dem Zaune stehend, neugierig uns nach.

Kurz, ehe wir Kalawäwa erreichen, liegt auf der rechten Seite der Strasse mitten im Dschungel eine kleine, sehr gut erhaltene Dagoba. Im umliegenden Dickicht findet man noch allerlei Ruinen von Bauwerken. Das sind die Überreste von Widschitapura, einer der ältesten Niederlassungen auf Ceylon, mindestens so alt wie Anuradhapura. Ihre Gründung geht, wie Dipawansa und Mahawansa berichten, in die Zeit unmittelbar nach der Ankunft Widschayas auf Lanka zurück.

Der Weg steigt noch ein wenig an, dann öffnet sich urplötzlich der überraschende Blick auf die weite im Sonnenlichte glitzernde Wasserfläche. Es ist ein imposantes Bild, dessen Reiz sich erhöht durch die ringsum herrschende Stille und Einsamkeit. Da sind wir wirklich im Herzen der Wildnis. Der Tank macht durchaus den Eindruck eines natürlichen Sees, wie er denn auch auf allen Seiten, abgesehen von dem Staudamme, auf dem wir stehen,

durch natürliche Bodenerhebungen begrenzt wird. Seine Konturen springen vor und weichen zurück in mannigfaltiger Abwechselung. In unserer Nähe starren die schneeweissen Stämme und Äste vollkommen entrindeter und entblätterter Baumriesen gespenstig aus dem Wasser hervor.

Der Wasserstand des Sees war früher niedriger gewesen, und von dem trocken gelegten Grund hatte der Urwald Besitz ergriffen. Nach Wiederherstellung der zerstörten Schleusenvorrichtungen durch die englische Regierung hat sich der Wasserspiegel beträchtlich gehoben, und die anstossenden Uferstriche, die früher schon See gewesen waren, wurden wieder überflutet.

Unglaublich ist die Menge des Wassergeflügels auf dem See und an seinen Ufern. Man sieht, dass nur selten eines Menschen Fusstritt sie aufscheucht, noch seltener der Knall einer Flinte. Da wimmelt es von Reihern, Störchen, Enten und Wasserhühnern und über dem Spiegel des Sees ziehen stolze Fischadler, braun mit schneeweisser Brust, ihre Kreise.

Der Tank beherbergt aber auch minder gemütliche Bewohner, nämlich zahlreiche Krokodile. Kein Eingeborener würde in ihm zu baden wagen. Ich bekam leider keines dieser Tiere zu sehen; sie werden, wie man uns erzählte, erst in der trockenen Jahreszeit sichtbar, wenn das Wasser von den Ufern zurückweicht und der schlammige Grund blossgelegt wird.

Nach dem Mahawansa wurde der Kalawäwa in der zweiten Hälfte des fünften nachchristlichen Jahrhunderts von dem Könige Dhatusëna angelegt. Sein Sohn Kasyapa, derselbe, der in der Folge die Befestigungen auf Sigiri anlegte, beraubte ihn der Herrschaft und warf ihn ins Gefängnis. Er vermutete aber, dass der Vater noch verborgene Reichtümer besitze, die er ihm vorenthalte, und drang unter Drohungen in ihn, ihr Versteck anzugeben. Der greise König bat sich als letzte Vergünstigung aus, noch einmal in seinem Kalawäwa baden zu dürfen, dann wolle er seine Schätze kund geben. Als er sein Bad genommen und zum letztenmal von dem Wasser des Sees getrunken, wies er mit der Hand auf diesen hin und sprach: Dies ist all mein Reichtum. Kasyapa ergrimmte über diese Antwort so, dass er den Vater töten liess.

Der Kalawäwa besteht aus zwei ursprünglich getrennten Seebecken, die jetzt durch einen breiten Kanal verbunden sind. Jener Name kommt zunächst nur dem grösseren nördlichen Becken zu, das südliche heisst Balaluwäwa. Der ganze Tank hat einen Umfang von 50 km und bedeckt einen Flächenraum von 20 qkm, ist also mehr als doppelt so gross wie der Tegernsee.

Man hat den Tank hergestellt, indem man einen „Bund“, d. h. einen Damm aus Steinblöcken und Erde quer über das ganze Thal zog. Die Gesamtlänge des Dammes beträgt etwa 10 km, seine obere Breite etwa 6 m, die Breite an der Basis vielleicht das zweifache.

Durch diese mächtige Thalsperre wird das Wasser zweier aus dem Süden kommenden Flüsse gestaut, und der Tank ist somit ein Vorratsbassin, welches in der Regenperiode sich füllte und in der trockenen Jahreszeit das zur Berieselung der Reisfelder notwendige Wasser lieferte. Wo jedoch die Schleusenvorrichtung zur Regulierung des Abflusses sich befand, brach später — die genaue Zeit ist nicht bekannt — der Damm durch. Der See lief grösstenteils leer und konnte seinem Zwecke nicht mehr dienen.

Man hat behauptet, die Damilas hätten den Damm gewaltsamerweise zerstört; doch ist dies nicht zu beweisen. Wahrscheinlicher ist, dass der Einsturz infolge von Naturgewalten, etwa gelegentlich einer aussergewöhnlichen Hochflut, erfolgte. An der Durchbruchsstelle ruht nämlich der Damm auf felsigem Grunde auf; vermutlich war er mit diesem nicht genügend fest verbunden und konnte so leicht unterwaschen werden.

Im Jahre 1884 fasste die Regierung von Ceylon den Beschluss, den Tank wieder herzustellen. Der zerstörte Dammabschnitt wurde durch einen neuen Damm ersetzt, welcher in einem gegen das Wasser zu konvexen Bogen angelegt und mit einem vorzüglichen Schleusenwerke versehen wurde. Im Jahre 1887 wurde mit einem Kostenaufwand von 600000 Rupies das Werk, das der englischen Technik alle Ehre macht, vollendet. Wie wichtig dasselbe ist, beweist zur Genüge der Umstand, dass der Kanal Yodi-Ela, der von dem Kalawäwa abzweigt und mit diesem gleichzeitig wieder in Stand gesetzt wurde, gegen hunderte kleinere Tanks speist, von denen das Wasser direkt auf die Reisfelder geleitet wird.

Unser Weg führte uns teils zu Wagen, teils zu Fuss mehrere Kilometer weit auf dem Damme hin, dessen Böschungen vielfach mit Bäumen und Büschen bewachsen sind. Er bildet die westliche Begrenzung des Seebeckens. Zur Linken hatten wir den Wasserspiegel, rechts den gewiss 12 bis 15 m tiefer liegenden Thalgrund. Aus dem Dschungel leuchtete zuweilen das lichte Grün junger Reiskulturen herauf. Der Tag war glühend heiss und die im Zenith stehende Sonne sandte flammende Strahlen auf uns herab. Das Charakteristische der Scenerie wurde noch erhöht durch einen Waldbrand, der jenseits des Sees ausbrach und seine bald dunkelgrauen bald weissen Rauchmassen an das Ufer heranwälzte.

Am Kalawäwa bekam ich immerhin einigermassen zu verspüren, was tropische Hitze heisst. Dazu kam ein kleines Missgeschick. Wir hatten gehört, dass das Bangalow, welches ungefähr auf der Mitte des Dammes steht und früher den Ingenieuren als Wohnung diente, jetzt als Rasthaus bewirtschaftet werde. Im Vertrauen hierauf hatten wir keinerlei Erfrischungen mitgenommen. Wir fanden das Haus jedoch verschlossen. Unseren Durst mit dem Wasser des Tank zu stillen, unterliessen wir kluger Weise; denn es hätte das leicht schlimme Folgen für unsere Gesundheit haben können. Wir geduldeten uns bis zur Rückkehr nach Kekirawa, wo wir uns wenigstens an Thee notdürftig erquicken konnten.

Tags darauf in früher Nachmittagsstunde näherten wir uns, nicht wenig gespannt und erwartungsvoll, den Ruinen von Anuradhapura, und die grandiosen Formen der Abhayagiri-Dagoba tauchten hinter den Wipfeln der Bäume hervor.

Kapitel VIII.

Anuradhapura.

Allgemeines über die Ruinen von Anuradhapura — Der Baum des Mahinda und das Maha-Wihara — Treppenanlagen — Struktur der Dagobas — Die Ruwanwäli-Dagoba — Eine religionsgeschichtliche Digression — Lebensgeschichte des Buddha — Vorgeschichte des Buddhismus — Lehrthätigkeit des Buddha — Mönche und Laien — Kanonische Schriften der Buddhisten — Buddhistische Moral — Über den Buddhismus im heutigen Ceylon — Thuparama-Dagoba — Ruinen in ihrer Nachbarschaft — Feste im alten Ceylon — Abhayagiri-Dagoba — Witterungsbericht — Der Outer Circular Road — Pokunas — Lankarama-Dagoba — Dschetawanarama-Dagoba — Abreise von Anuradhapura.

Das Urteil, das man über die Ruinen von Anuradhapura hört, lautet überaus verschieden. Auf der einen Seite vergleicht man sie in einem etwas übertriebenen Lokalpatriotismus wohl gar mit den Denkmälern Ägyptens; auf der anderen kann man gelegentlich die Äusserung hören, sie verlohnten kaum die weite, kostspielige und mühevolle Fahrt. Unter den in Colombo ansässigen Europäern hat denn auch wohl die Mehrzahl Anuradhapura noch nicht gesehen.

Ich glaube, dass es bei der Streitfrage wesentlich auf den Standpunkt ankommt, welchen der Besucher vertritt, und auf die Zwecke, welche er verfolgt. Der Altertumsforscher und Geschichtskundige wird ohne Zweifel mit Bewunderung diese glänzenden Zeugnisse altsinghalesischer Kultur betrachten. Ihn werden die Probleme reizen, welche mit der Geschichte dieser Bauwerke sich verknüpfen, und der tote Buchstabe des Gelesenen wird sich ihm durch die Anschauung mit einemmale beleben.

Anders gestaltet sich die Sache für den Vergnügungsreisenden, welcher die Ruinen lediglich um des malerischen Eindruckes willen besucht, den sei

hervorbringen. Auch ihn müssen gewiss die grossen Dagobas mit ihren herrlichen Proportionen entzücken, und wenn er Sinn für die Skulptur im Detail, für die ornamentale Ausschmückung der Gebäude besitzt, wird er genug des Anziehenden und Reizvollen entdecken. Allein er wird vergeblich und vielleicht nicht ohne Enttäuschung nach einem grösseren Gesamtbilde von monumentaler Wirkung suchen. Ein solches fehlt in Anuradhapura gänzlich. Man sieht manches hübsch gruppierte Einzelbild, aber der Zug ins Grosse und Monumentale ist nur in den Dagobas vertreten und diese stehen alle in vollständiger Isoliertheit, jede für sich, ohne eine Beziehung zur anderen.

Es ist auch nicht zu bestreiten, dass manche der Ruinen des malerischen Reizes überhaupt entbehren, so interessant sie an sich auch sein mögen. Ich nenne als Beispiel den Lohapasada, den Erzpalast des Königs Dutthagâmani. Von diesem Palaste ist weiter nichts mehr erhalten als 1600 monolithe Granitpfeiler von etwa 4 m Höhe, die auf einer Fläche von 70 m im Geviert reihenweise angeordnet sind. Das sieht nun zwar sehr merkwürdig aber gewiss nicht malerisch aus. Auf den Laien wird der Anblick dieses Waldes von Pfeilern keinen sonderlichen Eindruck machen; den Architekten aber und den Antiquar wird er sofort anregen, die Frage nach der Rekonstruktion des Gebäudes bei sich zu überdenken.

Schliesslich muss auch zugegeben werden, dass in den Überresten von Anuradhapura eine gewisse Monotonie, ein Mangel an neuen und abwechselnden Motiven herrscht. Hat man eine von den Dagobas gesehen, so kennt man sie der Hauptsache nach alle. Es ist immer wieder der gleiche Typus, auch wenn die Dimensionen sich beträchtlich unterscheiden. Die wichtigste Differenz ist die, dass bei zweien der kleineren Dagobas auf der Plattform ein mehrfacher Kranz von Pfeilern das eigentliche Gebäude umgibt, der bei allen übrigen fehlt.

Und nun vollends im einzelnen! Jede Treppe zeigt durchaus die nämliche Anlage: ein Thorbau gleicht dem andern, die Ornamente an Pfeilern, Säulen, Terrassenwandungen folgen immer wieder denselben Motiven. Nur die grössere oder geringere Sauberkeit der Arbeit, die mehr oder weniger detaillierte Ausführung bilden eigentlich den Unterschied. Neue Ideen, überraschende Motive findet man nicht. Will man nicht in die allereinzelsten Einzelheiten sich verlieren, so kommt man mit einer Besichtigung der Ruinen von Anuradhapura, ohne dass dieselbe eine oberflächliche genannt zu werden braucht, verhältnismässig rasch zu stande.

Die bedeutendsten Baudenkmäler von Anuradhapura verteilen sich auf einen Flächenraum von beinahe vier km von Süden nach Norden und zwei km von Westen nach Osten. Doch liegen noch zahlreiche Ruinen, teilweise bereits ausgegraben, ausserhalb dieses Bezirkes in grösserer oder geringerer Entfernung zerstreut im Dschungel.

Eine ziemlich geradlinige Strasse, schon seit Alters die via sacra der Prozessionen, durchschneidet Anuradhapura in nordsüdlicher Richtung. Sie beginnt im Norden bei der Dschetawanarama-Dagoba und endigt im Süden bei dem Maha-Wihara, wo der heilige Baum des Mahinda steht. Ungefähr in der Mitte berührt die Strasse die Thuparama-Dagoba; weiterhin liegt rechts an ihr die Ruwanwäli-Dagoba, während die Abhayagiri-Dagoba in grösserer Entfernung zur Linken liegen bleibt. Unmittelbar ehe man das Maha-Wihara erreicht, sieht man links die Granitmonolithe des „Erzpalastes". Wendet man sich von dem Maha-Wihara nach rechts, so kommt man, an der Mirisawäti-Dagoba vorüber, zum Tissawäwa-Teiche, der durch den Yodi-Ela gespeist wird und zur Bewässerung der umliegenden Reisfelder dient. Nördlich vom Tissawäwa und hinter der Ruwanwäli-Dagoba liegt ein zweiter Tank, der Basåwak-kulam, und nördlich von diesem endlich ein dritter, der kleinere Bulan-kulam.

Der ganze auf diese Weise umschriebene Bezirk ist ein grosses Parkland. Der Boden ist mit Rasen bedeckt und mit hohen Bäumen bestanden, auf denen eine Menge wilder Tauben nistet. Trefflich gehaltene Wege durchschneiden den Park nach allen Richtungen und verbinden die in ihm verteilten Bauwerke. Dazwischen liegen vereinzelt Wohnungen von Eingeborenen, von Bananengärten umgeben. Zusammenhängende Häuserreihen, bestehend aus den Buden, wo die Pilger Lebensmittel und andere Bedürfnisse kaufen können, finden sich nur in der nächsten Nähe des Maha-Wihara. Unweit davon, an der Südostseite des Basawak-kulam liegen auch die öffentlichen Gebäude, die Residenz des Government Agent der Nordcentral-Provinz, als deren Hauptort Anuradhapura gilt, die Katschery, das Post- und Telegraphenamt u. s. w. Das sehr geräumige und gut bewirtschaftete Rasthaus steht unweit der Ruwanwäli-Dagoba, deren Umrisse durch das Laub der Bäume herüberschauen.

Unser erster Gang in Anuradhapura galt dem berühmten Bo-Baum im Maha-Wihara.

Als der Apostel Ceylons, Mahinda, die Buddhalehre auf der Insel gepredigt und ihr Eingang verschafft hatte, wurde ein Zweig des heiligen

Baumes, unter welchem der Buddha der Erleuchtung teilhaftig geworden war, von Indien nach Ceylon gebracht und in Anuradhapura eingepflanzt. Er fasste Wurzel und erwuchs zum Baume. Und dieser Baum, dessen Geschichte in den heimischen Chroniken auf das Genaueste verfolgt wird, ist auch heute noch, nach mehr als zwei Jahrtausenden, erhalten. Eine lückenlose durchaus glaubwürdige Tradition verbürgt die Thatsache, dass es in Wahrheit noch derselbe Baum ist, welchen dereinst Mahinda pflanzte; und es dürfte somit kaum einen historischen Baum in irgend einem Teil der Erde geben, der ein höheres Alter beanspruchen kann, als der von Anuradhapura.

Das Maha-Wihara ist nach vorne zu durch eine Steinmauer abgeschlossen. Zu dem Thoreingange führt eine Treppe von etlichen Stufen empor, welche durchaus in der für die Architektur Anuradhapura's typischen Weise angelegt ist.

Vor der untersten Stufe liegt ein halbkreisförmiger Stein von etwa zwei Meter Durchmesser, ein sogenannter „Mondstein", wie deren eine ganze Anzahl in Anuradhapura gefunden wird. Er zeigt reiche und sehr sauber ausgeführte Skulptur. Die Ornamente gruppieren sich in konzentrischen Streifen um eine geöffnete halbe Lotosblume. Der erste Streifen stellt eine Reihe von Gänsen dar, — die Gans ist der heilige Vogel der Buddhisten — welche, eine hinter der andern, von links nach rechts schreiten. Beiderseits wird der Halbkreis durch eine kleine Lotosblume abgeschlossen, wodurch symbolisch angedeutet werden soll, dass die Gänse von einem Lotosblumenteiche zum anderen gehen. Die Gänsefiguren sind durchaus realistisch und verraten eine unverkennbar gute Naturbeobachtung. Auf sie folgt ein schmälerer Streifen mit welligen Ranken- und Blattornamenten, und wieder ein breiterer mit schreitenden Tierfiguren. Es folgen auf einander Elefant, Stier, Löwe Pferd. Sämtliche Tiergestalten sind zweimal vertreten, nur der Elefant dreimal, so dass je einer Anfang und Abschluss bildet, der dritte gerade in der Mitte und auf dem Scheitelpunkt des Halbkreises sich befindet. Die äusserste Umsäumung des Mondsteines endlich besteht wieder in einem Bande von Blattornamenten.

Zur Rechten und zur Linken des Mondsteines stehen aufrecht zwei 1 bis $1^1/_2$ m hohe abgerundete Steinplatten. Sie tragen an der Vorderseite in Relief je eine männliche Figur, den sogenannten Dwarpal oder „Thürhüter". Die Gestalt zeigt die für die indische Skulptur so charakteristische Einknickung der Hüfte; der Kopf ist überragt und gewissermassen beschirmt von

einer fünf oder siebenköpfigen Cobra mit ausgebreiteten Halsschilden; zu den Füssen sind zwei groteske Zwerggestalten angebracht.

Die Dwarpals bilden den unteren Abschluss der beiden Treppenwangen, die ebenfalls in höchst charakteristischer Weise behandelt sind. Ihr oberes Ende rechts und links von der höchsten Treppenstufe stellt einen „Makara“ dar, einen fabelhaften Tierkopf, welcher die hauptsächlichsten Motive dem Löwenkopfe entnimmt. Aus seinem Rachen geht ein im Bogen sich nach abwärts schwingender Bandstreifen hervor, welcher unten in einer an die Dwarpals sich anlehnenden grossen Volute endigt. Bandstreifen und Volute, die in den Formen wieder etwas an den Elefantenrüssel erinnern, bilden bei einfacherer Anlage der Treppe zuweilen auch allein ohne den Makara die Balustrade.

Eine gleiche Treppe führt vom Thoreingange hinab in einen grossen offenen Hofraum. Zur Rechten wie zur Linken steht hart neben der Mauer je ein alter Bo-Baum, aus dessen hohlem Stamme eine Palme aufwächst. Auch sonst sind etliche Bo-Bäume im Hofe verteilt, meines Wissens lauter Ableger von dem heiligen Baume des Mahinda.

Dieser selbst ist eingeschlossen von einem dreifachen, sich verjüngenden Terrassenbau. Der Aufgang zur ersten Terrasse ist uns gerade gegenüber an der Südseite des Hofes. Wir wenden uns dann nach rechts und steigen vom Westen her durch einen Thorbau zur zweiten Terrasse auf. Die dritte, noch durch ein Gitter überhöht, damit ja keine unbefugte Hand das Heiligtum berühre, umgibt den Mahinda-Baum. Etliche Pilger knieen anbetend auf den Steinplatten. Der Baum selbst hat, wie der erste Blick zeigt, ein uraltes Aussehen. Der Hauptstamm ist schon grösstenteils vermodert, aber noch grünen etliche der seitlich hinausragenden Äste. Die abgefallenen Blätter, von denen ich eines besitze, gelten bei den buddhistischen Pilgern, die zu dem Baume wallfahren, als hochheilige Reliquien; ein frisches Blatt abzureissen, ist natürlich nicht gestattet.

Der folgende Tag war einer eingehenden Besichtigung der Ruwanwäli-Dagoba gewidmet, die zugleich als Typus dieser echt buddhistischen Bauten dienen kann.

Dagobas gibt es auf Ceylon in grosser Zahl, von ganz verschiedenem Alter und verschiedenen Dimensionen. Während einzelne mit den grössten Bauwerken der Welt rivalisieren, haben andere nur Manneshöhe. Der Name bedeutet „Reliquienschrein“, und dem entsprechend sind die Dagobas zunächst bestimmt, irgend eine Reliquie des Buddha, eine Locke seines Haares, ein



Buddhistische Dagoba (bei Point de Galle).

Knochenstückchen, einen Gegenstand, den er gebrauchte, aufzunehmen. Geringe Abweichungen im einzelnen abgesehen, ist die Anlage immer die nämliche. Sie haben eine dom- oder glockenförmige Gestalt, sind massiv aus Ziegeln, seltener aus Hausteinen erbaut und umschliessen einen Hohlraum, wo in einem metallenen Gefässe die Reliquie niedergelegt war. Die Dagobas stehen in der Regel auf einer quadratischen Terrasse, zu welcher Treppen emporführen. Ihren oberen Abschluss bildet ein mehrfach eingezogener Spitzkegel, welcher mittelst einer kubischen Basis auf dem Dome aufruht.

Die Form der Dagoba war offenbar etwas gemeinsam Buddhistisches. Wir finden sie mehr oder weniger umgestaltet in allen den Ländern, wohin die Buddhalehre gedrungen ist; sie liegt den Topen von Nordwestindien und Afghanistan zu Grunde, wie auch den Pagoden von Pegu.

Man sagt, dass die Anlage der Dagobas wenig Kunst erfordere, und doch möchte ich behaupten, dass bei den grössten unter ihnen die Einhaltung der richtigen Proportionen ein sehr lebendiges künstlerisches Empfinden voraussetzt. Die Proportionen sind aber in der That mit erstaunlicher Sicherheit getroffen. Insbesondere ist die Ausmessung der Terrassen im Verhältnis zur Höhe der Dagoba durchweg eine ausserordentlich schöne, so dass eine wahrhaft harmonische Gesamtwirkung erzielt wird.

Trotz ihrer gewaltigen Grösse erscheinen die Dagobas frei und leicht. Sie haben nichts Lastendes und Erdrückendes; es ist überhaupt nicht die Massigkeit, die in erster Linie auf uns wirkt. Mit ihren einfachen Formen mächtig und weit sich aufbauend, mitten auf dem freien Raume der Terrasse erwecken sie den Eindruck feierlicher Ruhe und Erhabenheit. Es liegt in ihnen etwas specifisch Buddhistisches; kein Abschweifen und Ablenken, sondern ein geschlossenes und kraftvolles Emporstreben, wie denn auch schliesslich der ganze Bau in der goldschimmernden Spitze kulminiert.

Dazu kommt die Einfachheit der Farben. Der ganze Dom war mit einer bestimmten Art weissen Mörtels bestrichen, welcher sich polieren liess wie Marmor und das den Bau überflutende Sonnenlicht kräftig reflektierte. Der Spitzkegel war vergoldet, so dass also Weiss und Gold die einzigen Farben bildeten.

Die Ruwanwäli- oder „Goldstaub"-Dagoba wurde begonnen im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung vom König Duttha-gàmani, der damit, wie die Legende berichtet, eine schon früher ausgesprochene Prophezeiung erfüllte. In der Mitte des Platzes, wo die Dagoba jetzt sich erhebt, soll ein

Steinpfeiler gestanden haben mit einer Inschrift, welche auf die künftige Erbauung der Dagoba hinwies. Dieser Pfeiler wird noch jetzt gezeigt. Es ist ein riesiger achtseitiger Granitmonolith, aufgestellt neben dem Nordaufgange der Terrasse, wohin ihn der König, als er den Bau in Angriff nahm, verbracht haben soll.

Das Mahawansa widmet der Erbauung der Ruwanwäli- oder, wie sie hier genannt wird, der Sonnamáli-Dagoba mehrere Kapitel. Nach den vorangegangenen Damila-Kriegen war das Volk verarmt, und der König scheute sich, es durch Auferlegung von Abgaben oder Fronarbeit zu dem von ihm beabsichtigten Werke heranzuziehen. Da wurde das Baumaterial auf wunderbare Weise von den Göttern herbeigeschafft. Unter grossen Feierlichkeiten wurde der Grundstein gelegt; viele tausende von Priestern, nicht bloss von Ceylon, sondern auch aus Indien, fanden zu dem Feste sich ein. Der König selbst zog den Kreis, der die Grundlinie der künftigen Dagoba bilden sollte. Mit besonderer Sorgfalt und Kunst wurde der Aufbewahrungsraum für die Reliquien hergestellt, und allerhand kostbare Gegenstände aus Gold, Silber und Juwelen darin verwahrt. Die Niederlegung der Reliquien geschah wieder eigenhändig vom König im Beisein einer grossen zum Fest versammelten Menschenmenge. Erdbeben begleitete das Ereignis.

Duttha-gamani erlebte die Vollendung seines Werkes nicht. Als nur noch der obere Abschlussbau fehlte, wurde er von einer tödlichen Krankheit befallen. Er liess sich sterbend vor die Dagoba tragen und verschied, das Auge auf sie gerichtet.

Wir näherten uns der Ruwanwäli-Dagoba von der Ostseite, wo der Haupteingang sich befindet. Zunächst durchschreiten wir zwei thorartige Anlagen, die sogenannten „Wärterhäuser." Das zweite ist das grössere und befindet sich in der Umwallung, welche 220 m lang und breit die ganze Anlage umgibt. Nun erst eröffnet sich ein freier Blick auf die Dagoba. Dieselbe ist zum Teil eingestürzt; die Mörtelbekleidung ist verschwunden, die Halbkugelform hat sich abgeflacht. Trotzdem ist auch heute der Anblick noch ein entschieden imposanter.

Die Dagoba erhebt sich auf einer fast 3 m hohen quadratischen Terrasse, deren Seiten 155 m messen. Der Umgang zwischen dieser und der äusseren Umwallung wird der Elefantenpfad genannt, weil an der Aussenseite der Terrasse Elefantenfiguren, Kopf, Schultern und Vorderfüsse, in Relief aus gebrannten Steinen hergestellt, eine neben der anderen gereiht, hervortreten und die Plattform zu tragen scheinen. Leider sind infolge der Weichheit

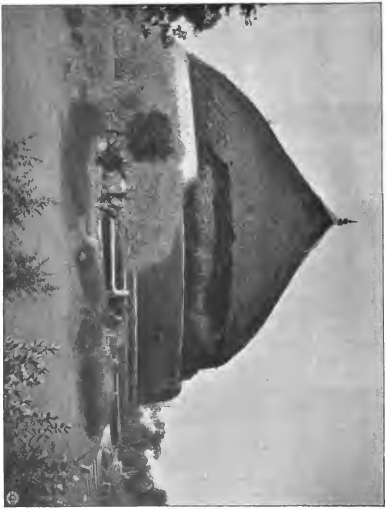
des Materials die meisten dieser Figuren zerstört, doch sind bei einzelnen die Formen auch jetzt noch zu erkennen.

Eine Treppe mit Mondstein und Dwarpals führt vom Elefantenpfad zur Plattform empor. Und ebenso wie auf der Ostseite, so sind auch in der Mitte der Süd-, West- und Nordseite Treppenaufgänge angebracht, mit denen Thoranlagen in der äusseren Umfriedigung korrespondieren.

Ein kleiner Tempel, der gerade beim Ostaufgange und auf der Terrasse aufgebaut ist, hindert von dieser Seite einigermassen den freien Blick auf die Dagoba. Neben dem Tempel steht ein Baum, der in den Fugen zwischen den Steinplatten wurzelt, mit welchen die Plattform gepflastert ist. Er trägt die weissen, wohlriechenden Blumen, welche mit Vorliebe als Opfergabe dargebracht werden, ist aber ohne alle Blätter. Seine Zweige sind mit buntfarbigen wimpelartigen Tuchstreifen behängt, wie man sie häufig als Schmuck an buddhistischen Heiligtümern sieht.

Die Dagoba selbst erhebt sich inmitten der Plattform auf drei konzentrisch sich verjüngenden Stufen, deren jede etwa 2 Meter hoch und eben so breit ist. So entsteht ein dreifacher Umgang um das eigentliche Heiligtum, auf dem die Wallfahrer es in der Weise umwandelten, dass sie nach links schreitend, es zu ihrer Rechten hatten. Es ist dies eine Form der Ehrenbezeigung heiligen Personen und Gegenständen gegenüber, die in buddhistischen Schriften häufig vorkommt. Nach den vier Himmelsgegenden springen aus diesem Stufenunterbau kleine kapellenartige Gebäude vor, und hier befinden sich auch die Treppen, welche zu den einzelnen „Pasadas“ emporführen. Die Aussenwände der Kapellen sind mit vorzüglich gemeisselten Reliefbändern verziert. Neben Blattornamenten finden sich vielfach plastisch hervorstehende Elefantenköpfe, die stets durch grosse Naturwahrheit ausgezeichnet sind; auf flachen Stelen begegnet uns als häufiges Motiv die siebenköpfige Cobra, deren Körper in regelmässigen Verschlingungen sich aufbäumt. Vor jeder der Kapellen endlich steht ein Steinaltar, auf dem die geopferten Blumen niedergelegt werden.

Die Kreisfläche, welche die Dagoba selber bedeckt, hat einen Durchmesser von 80 m. Bei 15 m Höhe über dem letzten Pasada geht die cylindrische Gestalt allmählich in die halbkugelförmige über. Die Höhe bis zur Spitze der gegenwärtigen Ruine beträgt 58 m; die noch etwa 6 m messende Metallspitze, welche später oben aufgesetzt wurde, harmoniert durchaus nicht mit den bedeutenden Verhältnissen des ganzen Baues. Ursprünglich war derselbe nach der Analogie anderer Dagobas gekrönt von Cubus und hohem



Ruwanwäli-Dagoba in Anuradhapura.
(Nach Smither, Architectural Remains of Anuradhapura.)

Spitzkegel. Diese Krönung machte sicherlich annähernd ein Drittel der Gesamthöhe aus, sodass die Angabe des Mahawansa wohl zuverlässig sein dürfte, nach welcher die ursprüngliche Höhe der Ruwanwäli-Dagoba auf rund 90 m zu berechnen wäre.

Ich verweilte lange Zeit auf der Plattform, langsam die Dagoba umwandernd und mich den Eindrücken hingebend, die eine eminent historische Stätte in uns hervorruft. Und eine solche Stätte war es in der That, auf der ich stand.

Zwar hat die Geschichte Ceylons niemals in das Leben der abendländischen Völker eingegriffen; aber sie füllt trotzdem ein bedeutsames Blatt in dem Buche der Geschichte der Menschheit. Hier in Anuradhapura feierte der Buddhismus seine höchsten Triumphe, und die Ruwanwäli-Dagoba ist eines der glänzendsten Monumente, das diesen Triumphen errichtet wurde. Die Buddhalehre gehört ohne Frage zu den schönsten Blüten, die der menschliche Geist hervorgebracht hat. Gewiss, sie ist nicht berechnet für uns rauhe Nordländer, die wir unsere Kräfte stählen müssen zum Kampfe mit einer widrigen Natur und schweren Lebensverhältnissen. Es ist eine Utopie, den Buddhismus nach Europa verpflanzen zu wollen. Er würde entarten und verkümmern.

Wir bedürfen einer Moral, bei welcher das Prinzip der pflichtbewussten Arbeit, der schaffensfrohen Thätigkeit in Vordergrunde steht. Die Heimat der Buddhalehre aber ist das sonnige Land, dessen mildes und weiches Klima milde und weiche Charaktere erzeugt, dessen Fruchtbarkeit es Tausenden gestattet, ein beschauliches Mönchsleben zu führen, ohne sich an der Alltagsarbeit mit all ihrer Mühseligkeit zu beteiligen. Indessen, ist irgend etwas darum weniger erforschenswert, weil es für unser Leben und unsere Kultur praktisch ohne Bedeutung ist? Gewiss nicht! Das hiesse dem höheren Banausentum Thüren und Thore öffnen, das ohnehin schon am Ende unseres glorreichen Jahrhunderts in den Hallen der Kunst und der Wissenschaft sich breit macht. Unsere höchste Aufgabe ist und bleibt doch immer die, alle Regungen des Menschengeistes zu ergründen und zu erforschen, wo immer und wie immer auch sie in die Erscheinung getreten sein mögen.

Der Stifter des Buddhismus ist zweifellos eine historische Persönlichkeit, deren Lebens- und Entwickelungsgang trotz mancher legendenhaften Ausschmückung im ganzen und grossen klar vor unserem Auge liegt.

Er stammte aus dem landadeligen Geschlechte der Sakya, deren Gebiet im nördlichen Teile der Provinz Audh in Hindustan gelegen war. Sein Name war Siddhartha. Gleich anderen Gliedern seiner Familie führte er den Beinamen Gautama.

Buddha ist kein Name, sondern eher ein Titel. Das Wort bedeutet „der Erleuchtete" und ist Bezeichnung für den, der zur Erkenntnis der höchsten Wahrheit durchgedrungen ist. Tritt ein solcher Buddha als Lehrer auf, so wird er ein Weltbuddha. Die Legende kennt und nennt im ganzen 24 Buddhas vor Siddhartha, welcher der Gautama-Buddha heisst, und ebenso werden nach ihm, in bestimmten Zeitintervallen, wenn die heilige Lehre in Verfall und Vergessenheit gerät, neue Buddhas auftreten.

Durchaus irrig ist die Anschauung, als ob mit der Buddhalehre etwas absolut Neues in die indische Welt hereingekommen sei. Dieselbe steht vielmehr durchaus innerhalb der Entwickelung des indischen Geisteslebens. Der Buddha versuchte die Lösung von Problemen, die vor und gleichzeitig mit ihm andere zu lösen versuchten; auch die Wege, auf denen er zu ihrer Lösung gelangt sein will, sind keine gänzlich neuen. So sind beispielsweise die Lehren der Dschaina-Sekte, die ungefähr um die gleiche Zeit entstand und noch heute in Indien besteht, den buddhistischen ausserordentlich ähnlich. Wenn aber gerade der Buddhismus später eine so weite Verbreitung fand, so ist es nicht leicht, dafür die besonderen Gründe anzugeben. Vielleicht lag es, zum Teile wenigstens, in den persönlichen Eigenschaften des Stifters.

Irrig ist auch die Meinung, als habe man im Buddha einen sozialen Reformator zu erkennen, der namentlich dem Kastenwesen ein Ende gemacht habe. Dies ist ganz und gar nicht der Fall. Der Buddha ist Urheber einer philosophischen Weltanschauung und Stifter eines Mönchsordens, in welchem diese Weltanschauung zur Bethätigung kommen soll. Für die Mitglieder des Ordens fallen die Kastenunterschiede selbstverständlich weg; im übrigen bleibt das Institut vollkommen unberührt. In der Praxis der heutigen Ceylon-Buddhisten wird selbst bei der Aufnahme in den Orden die Kaste berücksichtigt; die Siam-Sekte lässt sogar nur Wellālas zu. Das Ziel der Buddhalehre ist die Erlösung vom Elend des Daseins, und der Begriff Elend ist dabei in ziemlich materiellem Sinne gemeint; er umfasst die Dreizahl Alter, Krankheit und Tod.

Die Zeit vor dem Buddha ist charakterisiert durch einen stark pessimistischen Zug. Als lähmende Last lag auf allen Geistern die Lehre von

der Seelenwanderung. Das Leben der Einzelseele ist mit diesem Dasein nicht abgeschlossen. Jede ungesühnte Missethat hat ihre Folgen, ihre Vergeltung in einer neuen Existenz. Und so irrt die Seele ruhelos durch endlose Welten. Es ist eine unendliche Stufenfolge von Existenzen zwischen Hölle und Himmel. Je nach dem sittlichen Verhalten in diesem Leben bemisst sich das folgende Dasein: Der Fromme wird wiedergeboren als Mensch oder als Gott; der Sünder als Tier oder Pflanze. Alle Einzelseelen aber streben nur einem Ziele zu, der Wiedervereinigung mit der Weltseele, die leidlos und unbewegt über und jenseits dieser Welt des Leidens und der Ruhelosigkeit thront. Aber wem gelingt es, dies Ziel zu erreichen? Jeder Fehltritt bedingt ein Zurücksinken auf der Leiter der Existenzen. Die Seele muss in ein neues Dasein eingehen, sie wird gehetzt und gejagt von Existenz zu Existenz, sie findet nicht Rast noch Ruhe, sie kann nicht sterben.

So tönte durch die ganze indische Welt vor der Zeit des Buddha der Schrei nach Erlösung: Viele verliessen Haus und Hof und Verwandte und Freunde und zogen sich in die Einsamkeit der Waldwildnis zurück, um hier in weltvergessender Meditation oder harter Selbstpeinigung und Kasteiung den Weg zur Erlösung aus den Fesseln des Daseins und seiner Leiden und zur Wiedervereinigung mit der Allseele zu finden. Und nicht bloss Brahmanen waren diese Asketen, wir finden unter ihnen ebenso Kschatriyas, Mitglieder der Krieger- oder Adelskaste. Ja, es hat den Anschein, als ob um jene Zeit die letzteren überhaupt mehr und mehr das geistige Erbe der Brahmanen angetreten hätten.

Auch Siddhartha war ein Kschatriya, und ein gewisser aristokratischer Zug ist dem Buddha sein ganzes Leben hindurch geblieben. Seine Jugend verbrachte er in der Vaterstadt. Als er 29 Jahre alt war, öffnete ein zufälliges Ereignis, wie die Legende will, ihm den Blick für das Elend und die Nichtigkeit des menschlichen Daseins. Er verliess Weib und Kind und zog hinaus, innere Ruhe und Befriedigung, mit einem Wort: die Erlösung zu finden. Zuerst ging er zu brahmanischen Lehrern; aber sie vermochten ihm nicht zu bieten, was er suchte. Hierauf ergab er sich der Askese; doch auch sie führte ihn nicht zum ersehnten Ziele. Und nun kommt das entscheidende Ereignis in Siddharthas Leben. Er weilte in der heutigen Landschaft Bihār und verbrachte die Nacht, in Nachdenken versunken, unter einem Feigenbaume, der noch jetzt bei dem Dorfe Bodh Gaya gezeigt wird. In dieser Nacht überkam ihn mit einem Male, während sein Geist in der Erkenntnis von Stufe zu Stufe sich emporschwang, die innere Erleuchtung; er

schaute die höchste alles umfassende und alles erfüllende Wahrheit, er wurde zum Buddha.

Ich glaube, dass dieser Geschichte von der Erlangung der Buddhaschaft ein thatsächlicher Vorgang zu Grunde liegt, wie wir ihn auch sonst wohl im Leben hervorragender Männer beobachten, die plötzlich der Ziele, denen sie zustreben, der Aufgabe, die ihnen das Leben stellt, mit voller Klarheit sich bewusst werden. Aber die Legende hat das an sich einfache und natürliche Ereignis mit allerhand Wundererscheinungen ausgeschmückt.

Viermal sieben Tage weilte der Buddha noch fastend in der Nähe des „Baumes der Erkenntnis.“ Während dieser Zeit gestaltete sich ihm die gefundene Idee zu voller Reife und Klarheit aus. Dann zog er nach Benares und hier verkündigte er zum erstenmale die neue Lehre seinem Volke.

Die Quintessenz der Buddhalehre ist diese: Leben ist Leiden. Die Ursache des Leidens ist die Begierde, die uns mit der Sinnenwelt verkettet. Sobald wir dies erkennen und jedes Begehren aufheben, so fallen die Fesseln, die uns an die Existenz binden. Die Existenz hört für uns auf, wir sind erlöst von der Wiedergeburt, wir gehen in das Nirwana ein, in das Nichts. Nirwana bedeutet „Erlöschen“, und es ist mir zweifellos, dass darunter ursprünglich nicht ein Leben in Seligkeit und Leidlosigkeit, sondern das Aufhören aller Existenz verstanden werden muss. Eine Weltseele erkennt der Buddhismus nicht an, es kann also für ihn die Erlösung nicht in einer Vereinigung mit dieser bestehen. Er leugnet sogar die Realität des Ich, das ihm nur ein Aggregat von Elementen ist, so wie „ein Wagen in Wirklichkeit nicht existiert, sondern nur Name ist für ein Aggregat von Rad, Achse, Deichsel u. s. w.“

Die Erlösung predigend zog der Buddha im Lande umher. Aber er verkündigte nicht nur mit Worten seine Lehre, er wirkte ebenso sehr durch sein Vorbild. Er bethätigte in seinem ganzen Leben die Erhabenheit seiner Lehre und besiegelte sie mit seinem Tode. Unberührt von Leidenschaft und Begierde, immer bedacht auf das Wohl der Menschheit, selbst rein und tugendhaft, so weilte er im Kreise seiner Schüler und Anhänger. Im achtzigsten Lebensjahre (um 480 vor Chr.) starb er nach vollbrachtem Werke mit der heiteren Ruhe des Weisen, dem der Tod kein Schrecken ist, sondern ein Befreier.

Die hohe Verehrung, welche der Meister genoss, brachte ein fremdartiges Element in den Buddhismus hinein, den Reliquiendienst. Derselbe begann unmittelbar nach dem Tode des Buddha. Alle Gegenstände, die er

gebraucht hatte, die Überreste seiner Gebeine, welche in der Asche des Scheiterhaufens sich fanden, waren heilig gehaltene Erinnerungszeichen an ihn. Heilig waren auch die Stätten, wo er gewandelt und gewirkt hatte. Leider nahm, namentlich bei den nördlichen Buddhisten, der Reliquiencult dermassen überhand, dass er das eigentliche Wesen der Buddhalehre in den Hintergrund schob und völlig verdunkelte.

Ihre wahre und vollkommene Bethätigung findet die Buddhalehre im Mönchsleben. Das Leben des Laien ist, und sei er noch so fromm, nur ein unvollkommenes. Bloss der Mönch kann die höchste Stufe des Arhat erlangen, der im Besitze des Nirwana sich befindet.

Fünf Hauptgebote gelten für alle Buddhisten: kein lebendes Wesen zu töten, sich nicht an fremdem Eigentume zu vergreifen, nicht die Gattin eines anderen zu berühren, keine Unwahrheit zu sprechen und endlich sich der berauschenden Getränke zu enthalten. An die Stelle des dritten Gebotes tritt für den Bhikkhu, den Mönch, das der Keuschheit im allgemeinen.

Für das Mönchsleben besteht natürlich eine Reihe besonderer Bestimmungen. Die Bhikkhus sollen von Almosen leben. Zu zweien sieht man sie oft, die Almosenschale in der Hand, durch die Strassen wandern und geduldig vor den Häusern warten, bis ihnen jemand eine Handvoll Reis oder etliche Früchte in die Schale legt. Gold oder Silber anzunehmen ist untersagt. Nur zu bestimmten Zeiten am Tag dürfen sie Nahrung geniessen; an Tanz, Gesang oder irgend einer Schaustellung teilzunehmen ist ihnen nicht gestattet, ebenso ist das Tragen von Schmuckgegenständen verboten.

Die in der Palisprache verfassten kanonischen Schriften der Buddhisten haben, wenn man auch alle die zahlreichen Wiederholungen abrechnet, ungefähr den doppelten Umfang unserer Bibel. Sie zerfallen in drei Hauptabteilungen, pitaka d. h. „Korb“ genannt; daher heisst das Ganze tripitaka „Dreikorb“. Die erste Abteilung enthält die Vorschriften für die Mönche, Bestimmungen über die Aufnahme in den Orden, über das Leben im Kloster, über die Beichtfeierlichkeiten und ähnliches. Die zweite und interessanteste Abteilung ist eine Kollektion von Gesprächen und Unterredungen des Buddha mit seinen Schülern über die mannigfaltigsten Gegenstände, teils in Prosa, teils in Versen. Zu ihr gehört auch die sehr interessante Sammlung von Erzählungen aus früheren Existenzen des Buddha, die sogenannten Dschataka, sowie das Dhammapada, eine Sammlung von Spruchversen, welche die Quintessenz der buddhistischen Lebensweisheit darstellt und manche kostbare Perle der Spruchpoesie enthält. Die dritte Hauptabteilung endlich umfasst

die metaphysischen Schriften, nach unserem Geschmacke freilich zumeist eine recht ermüdende Lektüre.

Auf die rein philosophischen Spekulationen des Buddhismus näher einzugehen, besteht aber hier ohnehin keine Veranlassung. Es muss von vornherein zugegeben werden, dass diese Spekulationen durchaus nicht immer die Folgerichtigkeit besitzen, welche wir Europäer erwarten. Sie leiden an dem Fehler, an dem die ganze indische Philosophie krankt, dass die einzelnen Begriffe mehr mit Bildern umschrieben, als konsequent durchdacht und präzis definiert werden.

Was uns die Buddhalehre menschlich nahe bringt, ist nicht ihre philosophische Spekulation, sondern ihre praktische Moral.

Ruhe und Gelassenheit, Friedfertigkeit und Zufriedenheit, Sanftmut und Milde, das sind die Hauptmerkmale des rechten Buddhajüngers. Leidenschaftliches Begehren, Ungeduld, Zorn, Hass, Neid sind ihm fremd. Auf alle Wesen erstreckt sich seine Barmherzigkeit, die alle gleich ihm auf der Stufenleiter der Existenzen dem nämlichen Ziele, dem Nirwana, zustreben.

Ein Auflehnen gegen das Schicksal, eine Unzufriedenheit mit dem Loose, welches dem einzelnen so verschieden fällt, gibt es konsequenter Weise bei dem Buddhisten nicht. Er kennt ja kein Schicksal, er kennt keinen Gott, der unsere Geschicke leitet.

Jede Existenz mit allem Guten und Bösen, das wir darin erleben, ist weiter nichts als das Facit aller der guten und schlimmen Handlungen, die wir in sämtlichen früheren Existenzen begangen haben, oder wie der Buddhist sagt: die Frucht unseres „Kamma.“ Wir ernten also nur, was wir gesät haben. Und ebenso wissen wir, dass jede Gutthat wie jede Sünde mit absoluter Gewissheit wenn nicht schon in diesem, so in einem späteren Leben ihren Lohn oder ihre Strafe finden muss. Es ist in unsere Hand gelegt, unser Kamma zu verbessern und zu immer geläuterterem Dasein aufzusteigen. Der Mensch wird nicht erlöst, er muss sich selbst erlösen.

Grösse und Schwäche der buddhistischen Moral liegen klar am Tage. Ihre Grösse besteht darin, dass sie die Erlösung lehrt durch eigene Kraft, nicht durch fremde Hilfe, und dass das Problem von Schuld und Strafe, Verdienst und Lohn in einer das Gerechtigkeitsgefühl befriedigenden Weise gelöst erscheint. Es ist lösbar, weil eben nach der Lehre des Buddhismus die Entwickelung des Individuums nicht an den kurzen Zeitraum eines einzigen Lebens gebunden ist, sondern über eine Summe von Existenzen sich erstreckt.

Andrerseits aber ist im Buddhismus die Auffassung des Verhältnisses von Tugend und Belohnung doch eine mehr äusserliche. Das Gute wird nicht um des Guten willen geübt, sondern um des Vorteils willen, welcher dem Handelnden daraus erwächst. Praktisch mag es ja ein gewaltiger Ansporn zur Tugend sein, wenn der Mensch weiss, dass die beste Handlung für ihn selbst zugleich auch die vorteilhafteste ist, allein den sittlichen Gehalt einer solchen Lehre dürfen wir nicht überschätzen.

Ich muss da eine heikle Frage streifen, nämlich die nach der thatsächlichen Ausgestaltung des Buddhismus im heutigen Ceylon. Wie wird das Ideal der Buddha-Lehre verwirklicht von den Priestern, wie von den Laien?

Diese Frage ist darum eine sehr heikle, weil ihre Beantwortung weit mehr Erfahrungen erfordert, als ich während meines kurzen Aufenthaltes sammeln konnte. Ich halte sie für mindestens ebenso schwierig wie die Beurteilung des singhalesischen Volkscharakters, die ich eben darum grundsätzlich abgelehnt habe. Zum mindesten muss ich Gehörtes, Gelesenes und Beobachtetes kombinieren, was ich an sich schon als einen Übelstand ansehe.

Nirgends in der Welt und bei keiner Religion decken sich Theorie und Praxis. Jede Religion stellt Ideale auf, welche von niemandem ganz, von recht vielen nur in sehr unvollkommener Weise verwirklicht werden. Gilt das vom Christentum, so darf uns nicht befremden, dass es auch vom Buddhismus gilt.

Die Priester, die ich in Ceylon kennen lernte oder beobachtete, haben auf mich einen ausserordentlich verschiedenen Eindruck gemacht. Viele von ihnen schienen mir in voller Unwissenheit und Indolenz in den Tag hinein zu leben, gänzlich unbekümmert um die Probleme, welche den Geist ihres Meisters bewegten. Es sind harmlose, gutmütige, gefällige Leute, bei denen man aber kaum über die einfachste auf ihre Religion bezügliche Frage Auskunft erhalten würde. Sie betrachten ihr Mönchtum als das Mittel, um leidlich sorglos durch das Leben zu kommen. Von anderen, bei denen in höchst unbuddhistischer Weise Habgier und Gewinnsucht offen und unverhüllt hervortreten, wurde schon gesprochen; sie sind, glaube ich, doch noch die Ausnahme. Ich weiss auch, dass das moralische Verhalten der Mönche in einem sehr schlimmen Rufe steht, dass sie namentlich mit dem Gebote der Keuschheit es durchaus nicht genau nehmen sollen. Ich besitze keine Kenntnis über diesen Punkt und kann somit der Anklage nicht entgegen treten.

Aber ich muss mit aller Entschiedenheit betonen, dass ich selbst persönlich die Bekanntschaft von Priestern gemacht habe, denen gegenüber ich das Gefühl aufrichtiger Hochachtung hege. Es sind vielleicht nicht viele, die das Ideal der Buddha-Lehre durch Wandel und Leben zu bethätigen bestrebt sind. Aber sie sind vorhanden und beweisen mir, dass es ein solches Ideal gibt, und dass es Gemüter zu beherrschen mag. Sie sind tüchtige Gelehrte, kennen ihre heiligen Bücher und teilen ihre Kenntnisse ihren Schülern mit, wie auch das sittliche Vorbild, das sie geben, nicht ohne Wirkung und Einfluss bleiben kann.

Es ist kein Zweifel, dass in den letzten Jahrzehnten der Buddhismus in Ceylon einen neuen Aufschwung gewonnen hat. Dieser Aufschwung hat allerdings teilweise etwas gemachtes und gekünsteltes an sich; denn er ist unverkennbar veranlasst oder doch wenigstens mit beeinflusst durch die europäische Wissenschaft. Auch eine gewisse Eitelkeit darauf, dass man in Europa mit so viel Eifer und Wärme mit der Buddhalehre sich beschäftigt, spielt eine nicht geringe Rolle. Haben sich doch viele der gutmütigen Bhikkhus verleiten lassen, den Theosophen beizuspringen und in ihrem sehr unklaren Fahrwasser zu segeln. Allein ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass aus diesem gährenden Most sich noch ein leidlicher Wein entwickelt. Es ist schon ein erheblicher Gewinn, wenn man in Ceylon dem Studium der heiligen Schriften gesteigerte Aufmerksamkeit zuwendet und zu ihrer Erklärung und ihrem Verständnis beibringt, was man von seiten der einheimischen Wissenschaft beizubringen vermag.

Schwieriger noch ist das Urteil darüber, wie sich der Einfluss der buddhistischen Sittenlehre bei der grossen Masse des singhalesischen Volkes geltend macht. Stand ja doch dem Buddha selbst die Laienwelt erst sehr in zweiter Linie.

Gewisse Maximen des Buddhismus haben sich allerdings beim Volk eingebürgert und sind ihm in Fleisch und Blut übergegangen. So beobachtete ich, dass das Gebot der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken zum mindesten von den Angehörigen der höheren Kasten eingehalten wurde.

Auch wird der Singhalese immer Scheu tragen, ein lebendes Wesen zu töten. Er geht der Brillenschlange aus dem Wege, statt sie mit dem Stocke niederzuschlagen. Dies ist wenigstens die Regel; doch gibt es auch Ausnahmen. In dem Garten einer mir bekannten Dame — ich erzählte früher schon von der Sache — hatten die Diener, gerade während ich zu Besuch anwesend war, eine Cobra getötet. Sie thaten es, weil sie eben

mussten, aber immerhin recht unwillig. Um ihre Schuld zu sühnen, nahmen sie mit der toten Schlange eine seltsame, offenbar in das Gebiet des Dämonenglaubens gehörige Ceremonie vor. Sie holten Milch herbei und bestrichen ihr damit das Maul; dann wurde das Reptil verbrannt.

Die Singhalesen halten auch etwas auf ihre Kirche. Wallfahrten zu bekannten Heiligtümern sind sehr in Gebrauch, und ich war selten in einem Wihara, ohne mit solchen Pilgern zusammenzutreffen. Und ich habe sie wiederholt bei der Verrichtung ihrer Gebete beobachtet und mich dabei stets ihres andächtigen und würdigen Verhaltens gefreut. Unsere Diener pflegten, wenn sie ihre Arbeiten erledigt hatten, gerne in der Veranda hinter dem Hause sich zusammen zu setzen und einander vorzulesen. Einmal liess ich mir das Buch zeigen. Er war eine für das Volk bearbeitete Lebensgeschichte des Buddha.

Das alles sind Dinge, welche beweisen, dass der Buddhismus denn doch nicht ohne allen Einfluss auf das Volk und seine Denk- und Anschauungsweise geblieben ist. Aber es muss zugestanden werden, dass es sich da zunächst wohl um die besseren und gebildeteren Kreise handelt. In den niedrigsten Schichten herrscht noch heute der Dämonenglaube; und der Teufelstänzer, welcher in grotesker Vermummung an dem Bette des Kranken seinen Hocus-Pocus aufführt, durch den er die Dämonen zu bannen vorgibt, ist bei ihnen eine grössere Autorität, als der Buddhapriester in seinem Pansala. Mit dem Buddhismus dürften sie kaum mehr zu schaffen haben, als dass sie an den von den Priestern veranstalteten lärmenden Festlichkeiten und Umzügen teilnehmen und vielleicht noch am Reliquiendienst, also an den sinnfälligsten Elementen des Kultus, Anteil nehmen.

Wäre es nun aber gerecht, den Buddhismus, seine Lebenskraft und seine ideale Bedeutung gerade nach der Form beurteilen zu wollen, welche er in Gesellschaftskreisen angenommen hat, die idealen Regungen immer und überall am wenigsten zugänglich sind? Das Bild des gegenwärtigen Buddhismus wird natürlich Licht und Schatten aufweisen. Die beiden richtig zu verteilen, ist die Sache objektiver und durch keinerlei Tendenz voreingenommener Darstellung.

Meine Leser werden mir meine Abschweifung wohl verzeihen. Das Studium des Buddhismus war zwar nicht eigentlich Zweck meiner Reise. Ich würde es aber für widersinnig halten, in einem Buche über Ceylon von einem Gegenstande ganz zu schweigen, der einen der wichtigsten Faktoren in der Geschichte der Insel ausmacht. Auch hat die Örtlichkeit, die ich

eben zu schildern hatte, gewissermassen selbst zu einem Ausfluge auf das religionsgeschichtliche Gebiet eingeladen. –

Allmählich begann ich, nachdem ich zunächst das Bauwerk im ganzen auf mich hatte wirken lassen, den Einzelheiten der Ruwanwäli-Dagoba meine Aufmerksamkeit zu zuwenden.

Zunächst fallen die Steinstatuen ins Auge, die auf der Plattform verteilt sind. Dass es sich um Porträtfiguren handelt, scheint zweifellos zu sein. Vermutlich haben wir es mit Votivbildern zu thun, welche dem Heiligtume geweiht wurden. Eine der Statuen soll den König Duttha-gamani vorstellen.

Merkwürdig sind auch die beiden kleinen Dagobas aus Granit, die in der Südwest- und Südostecke der Plattform stehen und sich beinahe wie Modelle der grossen Dagoba ausnehmen.

Endlich erwähne ich die Inschrift, welche unmittelbar neben dem Tempel auf einer grossen aufrecht stehenden Steintafel sich findet und vorzüglich erhalten ist. Der König Nissanka Malla rühmt in ihr seine mannigfachen Verdienste um Volk und Kirche in Lanka und berichtet von einer Wallfahrt, die er im Jahre 1201 nach der Ruwanwäli-Dagoba unternahm. Sprache und Schrift sind bereits so modern, dass ein gebildeter Singhalese ohne Mühe den Text lesen und verstehen kann.

Von der Ruwanwäli wandern wir quer durch den Park zur Thuparama-Dagoba. Überall auf dem Wege begegnen wir den Spuren früherer Gebäude. Hier stehen noch Pfeiler aufrecht, dort vermag man, halb vom Rasen überdeckt, die Fundamente eines Hauses zu erkennen. Unebenheiten des Bodens lassen auf Trümmerwerk, das ganz unter dem Rasen verborgen liegt, schliessen.

Die Thuparâma-Dagoba ist die älteste in Anuradhapura. Ihre Erbauung fällt in das dritte vorchristliche Jahrhundert unter die Regierung des Königs Devanampiya-Tissa, also in die ersten Jahrzehnte des Buddhismus auf Ceylon. Die Reliquien, zu deren Aufbewahrung sie diente, waren angeblich das rechte Schlüsselbein des Buddha, sowie die Schale, deren der Meister beim Essen sich bediente. Im Jahre 1842 wurde die Dagoba mit Geldmitteln, welche ein glaubenseifriger Priester durch Sammlung frommer Beiträge aufbrachte, wieder hergestellt, nicht ohne dass dabei im einzelnen manche Abänderung getroffen wurde.

Was die Thuparama-Dagoba von den anderen Dagobas in Anuradhapura, mit einer Ausnahme, hauptsächlich unterscheidet, das ist die runde

Gestalt der Terrasse, auf der sie steht, und der vierfache concentrische Kreis von Säulen, der sie umgibt.

Die Säulen sind hoch und schlank, am höchsten (7 m) die der innersten, am niedrigsten die der äussersten Reihe. Die Säulen der drei inneren Reihen sind vom Boden aus bis zu einem Drittel ihrer Höhe vierkantig, von da ab achtkantig, die der äussersten Reihe durchweg octagonal. Sämtliche Säulen sind Monolithe und haben octagonale Kapitäle mit Blattornamenten und figürlichen Skulpturen. Ihre Bestimmung war offenbar eine zweifache. Einerseits trugen die Säulen der drei inneren Reihen auf ihrem Kapitäl buddhistische Symbole, während an denen der Aussenreihe anscheinend Lampen befestigt wurden. Andererseits sollten sie die zum feierlichen Umzug der Prozessionen um das Heiligtum dienenden Wege markieren, wie denn auch die „Pasadas", die bei der Ruwanwäli-Dagoba diesem Zwecke dienten, bei der Thuparama-Dagoba fehlen. Letztere hat ganz die Gestalt einer Glocke, deren unterer Teil bis zu drei Meter Höhe von einem mehrfachen Gesimsgürtel umgeben wird, während die darüber sich erhebende Halbkugel vollkommen glatt und ungegliedert ist. Die Glocke steht auf einer in zwei Absätzen ansteigenden Basis von $2^{1}/_{2}$ m Höhe; die untere Stufe derselben ist aber so schmal, dass sie zweifellos nicht als „Pasada" angesehen werden kann. Die gesamte Höhe beträgt bis zur Spitze, deren oberster Teil aus Bergkrystall besteht, gegen 30 Meter.

Von den Säulen, deren Zahl im ganzen sich auf 176 berechnet, ist nur ein kleiner Teil völlig unversehrt. Viele sind abgebrochen, viele fehlen ganz, etliche stehen schief, so dass man meint, sie müssten jeden Augenblick stürzen. Sie sind aber offenbar sehr tief in die Erde eingelassen und fest fundiert.

Um die Thuparama-Dagoba herum liegen die Ruinen verschiedener anderer Bauten, welche mit ihr in mehr oder weniger enger Beziehung standen.

Im Südwesten erblickt man die Trümmer eines grossen rechteckigen Gebäudes, in denen man wohl mit Recht die Überreste des Thuparama-Wihara erkennt. Duttha-gamani erbaute dasselbe nach Errichtung der Dagoba als Wohnung für die Priesterschaft, die zu dieser gehörte.

Das Wihara lag auf einer Terrasse; die hinaufführende Treppe, in der herkömmlichen Art, aber mit besonderer Sorgfalt im einzelnen angelegt, ist noch gut erhalten. Oben auf der Plattform kann man die Grundlinien des Gebäudes an den Fundamentmauern erkennen, auch stehen etliche

monolithe Granitpfeiler aufrecht, welche die oberen vermutlich aus Holz bestehenden Stockwerke trugen.

Es ist dies das typische Aussehen so ziemlich aller Ruinen in Anuradhapura und gibt uns nun zugleich den Schlüssel zur Erklärung der Pfeiler des früher erwähnten Lohapasada.

Das Mahawansa beschreibt uns den „Erzpalast" als ein Gebäude von neun Stockwerken, die eine Menge von Zimmern für die Priester enthielten. Ich möchte nun glauben, das er eine Art Stufenpyramide war, und dass die erhaltenen Granitmonolithe lediglich dazu bestimmt waren, die Plattform des ersten Stockwerkes zu tragen, auf welcher dann die oberen Geschosse, aus leichtem Material hergestellt, sich aufbauten.

Westlich von der Thuparama-Dagoba und in ihrer unmittelbaren Nähe bemerkte man eine kleine Terrasse von kaum 10 m im Geviert. Auf ihrer Plattform waren die Reste eines Rundbaues erkennbar. Als man Ausgrabungen veranstaltete, wurde in der Tiefe von ein paar Meter ein kreisrundes Zimmer von 3 m Durchmesser blossgelegt, das mit Schutt und Gestein angefüllt war. Unter dem Schutt wurden eine Anzahl von Kupfermünzen, Fragmente von Gefässen aus Glas, Bergkrystall und Beryll, kleine Perlen aus Edelsteinen, Plättchen von Silber und Gold und zahlreiche Dinge ähnlicher Art aufgefunden. Da die Skulpturen an der zur Terrasse führenden Treppe auf ein hohes Alter schliessen lassen, ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, dass das Gebäude das Grabmal des Mahinda ist, welches nach dem Mahawansa der König Uttiya um die Mitte des dritten Jahrhunderts an dem Platze, wo die Leiche des Heiligen verbrannt wurde, in der Nähe der Thuparama-Dagoba, errichtet haben soll. Die in der unterirdischen Kammer aufbewahrten Schätze wurden ohne Zweifel während der Damila-Kriege wiederholt geplündert und durch neue Votivgeschenke ersetzt. Die Gegenstände, welche gelegentlich der Ausgrabungen sich vorfanden, dürften wohl, dem Alter der Münzen nach zu schliessen, nicht vor dem 14. Jahrhundert niedergelegt worden sein.

Nähern wir uns endlich der Thuparama-Dagoba von der Hauptzugangsseite im Osten, so haben wir zur Linken die Reste des Dalada-Maligáwa. In diesem „Palaste des Heiligen Zahnes" wurde die Reliquie des Buddha, die jetzt in Kandy verehrt wird, zuerst nach ihrer Ankunft auf Ceylon aufbewahrt. Das Gemach, in welchem vermutlich die Reliquie sich befand, liegt nach Westen zu. Es ist der älteste Teil des Gebäudes und misst etwa 6 bis 7 m im Quadrat. Etliche Säulen mit reich ornamentierten Kapitälen, die das

Holzgebälk der Decke trugen, stehen noch aufrecht. Vor dem Gemach, an dessen Ostseite, befindet sich ein kleiner Vorraum. Später wurde diesem noch eine grössere Halle vorgebaut. In ihr werden die Andächtigen sich versammelt haben, um dann, wie dies ganz ähnlich noch jetzt im Tempel zu Kandy geschieht, gruppenweise durch das kleinere Gemach in das Allerheiligste eingelassen zu werden.

Noch ein seltsames Monument muss ich hier erwähnen, weil dasselbe mehrfach in den Ruinen von Anuradhapura wiederkehrt und über seine Bestimmung verschiedene Meinungen bestehen.

Im Norden der Thuparama befindet sich ein aus einem einzigen Steine gehauener Trog, annähernd $2\frac{1}{2}$ m lang, $1\frac{1}{2}$ m breit und $\frac{3}{4}$ m hoch. Ähnliche Tröge von weit grösseren Dimensionen, aber minder sorgsamer Arbeit, liegen in der Nähe der Dschetawanarama-Dagoba. Zwei von ihnen sind Monolithe von 5 m Länge; noch weit grösser ist der dritte, der aus zwei Stücken zusammengesetzt ist.

Manche Gelehrte nehmen an, die Tröge seien Tränken für die Elefanten gewesen. Andere sind der Ansicht, sie hätten die Bestimmung gehabt, die für die Priester dargebrachten Spenden an Speise aufzunehmen.

So befremdlich nun wohl letztere Ansicht meinen Lesern sein dürfte, so hat sie doch manches für sich. Auch wenn man die Angaben des Mahawansa für übertrieben hält, was sie zweifellos sind, so ist doch gewiss, dass in den Blütezeiten des Buddhismus auf Ceylon die Zahl der Priester eine ungeheuer grosse war. Reisspenden aber, die gleich für tausende oder doch für hunderte von Priestern bestimmt waren, werden oft genug erwähnt und als hochverdienstliches Werk gepriesen. Auch die Pilger mögen ihrem Danke gegen die Priesterschaft in Naturalgaben Ausdruck gegeben haben. Die Grösse der Sammeltröge wäre also durchaus gerechtfertigt.

Nun hat aber, wie uns S. M. Burrows erzählt, der Trog unweit des Thuparama noch neuerdings einem ganz analogen Zwecke gedient.

Im Jahre 1891 verpflichteten sich zwei Bezirke den Trog mit Speise für die am Vollmondstag im Juni Anuradhapura besuchenden Wallfahrer zu füllen. Es haben sich also nur die Verhältnisse etwas modernisiert. Das Geschenk für die Priester wird jetzt wohl zumeist in Geld entrichtet; dagegen bedürfen die Pilger, die vielfach arme Leute sind, der Naturalunterstützung, welche, wie sich versteht, ebenfalls als Verdienst um die Sache der buddhistischen Kirche gilt.

Blickt man von der Thuparama-Dagoba um sich, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, dass man hier weniger inmitten einer Stadt als vielmehr eines heiligen Bezirkes, eines ganz dem Cult geweihten Tempelgebietes steht. Und dieser Eindruck muss ohne Zweifel noch lebendiger gewesen sein, als diese spärlichen Ruinen noch stattliche Gebäude waren. Für das profane Alltagsleben war hier keine Stätte; hier herrschte die Priesterschaft und die Kirche.

Unwillkürlich malt unsere Phantasie die Zeit sich aus, wo hier statt Verfall und Einsturz Pracht und Herrlichkeit, statt Stille und Tod frohbewegtes Leben herrschte. Wir vergegenwärtigen uns einen der farbenprächtigen Festzüge, welche in der Blütezeit des Reiches mit Entfaltung alles des Glanzes, wie die heimischen Schriftwerke ihn schildern, an heiligen Vollmondabenden abgehalten wurden.

Die Strassen sind geschmückt mit Flaggenstangen, an denen bunte Wimpeln flattern, und wo Guirlanden von Mast zu Mast sich schwingen. Dazwischen sind Bananenpflanzen aufgestellt und Triumphpforten errichtet, umwunden mit Laub und Früchten. Blumen sind auf dem Wege hingestreut und Decken ausgebreitet. Die Strasse entlang bewegt sich die Prozession. Voran schreitet der reich gezierte Staatselefant, geleitet von seinen Führern, die neben ihm hergehen; dann folgt allerlei Kriegsvolk, die Leibwache des Königs, und nach ihm der König selbst auf einem von vier weissen Pferden gezogenen Wagen. Ein Diener hält über seinem Haupte den weissen Schirm, das Zeichen fürstlicher Macht und Würde. Scharen von Musikanten mit Instrumenten aller Art, Sänger und Tänzer gehen dem Wagen voran, Jünglinge und Jungfrauen, Gefässe und Körbe mit Blumen und Früchten, oder Fackeln und Fahnen in den Händen tragend, umgeben ihn und schreiten hinter ihm her. Ein langer Zug von Kriegern, Wagen, Rossen und Elefanten und die ganze Masse des Volkes, alle in festlichem Gewande, bilden den Beschluss.

Welch ein malerisches Bild mag es dann gewesen sein, wenn der Zug sich der Dagoba näherte. Diese erstrahlt im Licht der Lampen, die von den Säulen niederhangen; ihre Kuppel ist überdeckt mit Kränzen und Guirlanden von Blumen. Die Schar der Priester im gelben Gewande füllt die Plattform. Der laue Nachtwind rauscht in den Bäumen; drüben aber hinter der Abhayagiri-Dagoba, deren gewaltiger Dom majestätisch vom Himmel sich abhebt, steigt langsam der Vollmond empor und vereinigt sein Silberlicht mit dem roten flackernden Schein der Fackeln und Lampen.

Die Abhayagiri-Dagoba sah ich in der besonders reizvollen Stimmung der Abendbeleuchtung. Sie ist die grösste unter allen Dagobas auf Ceylon. Aus den Ziegelsteinen, welche zu ihrer Errichtung verwendet wurden, könnte man die Gebäude einer Stadt von 40 bis 50000 Einwohnern aufbauen. Ihr Durchmesser beträgt auf dem obersten Pasada gemessen 108, an der Basis des untersten Pasada 122 m. Die Höhe, die sich jetzt auf annähernd 70 m beläuft, dürfte früher trotz des bedeutend grösseren Umfanges ungefähr die nämliche gewesen sein wie diejenige der Ruwanwäli-Dagoba. Letztere ist nämlich in ihrem unteren Teile cylindrisch geformt; bei der Abhayagiri-Dagoba dagegen ruht die Halbkugel unmittelbar auf der Fläche des obersten Pasada auf. Die Terrasse, auf welcher die Dagoba steht, misst 193 m im Geviert; sie bedeckt also einen etwas grösseren Flächenraum als der Hofgarten in München.

Im übrigen gleicht die Abhayagiri-Dagoba völlig der Ruwanwäli-Dagoba. Wie diese hat sie eine äussere Umwallung mit einem Thoreingange in der Mitte jeder Seite, einen zwischen der Aussenmauer und der Terrasse umlaufenden „Elefantenweg", ein Tempelchen östlich der Dagoba und die drei Pasadas mit den daraus vorspringenden Kapellen im Osten, Westen, Süden und Norden. Einen seltsamen Anblick bietet es, dass die ganze Kuppel von Gesträuch überwachsen ist, das in dem verwitterten Ziegelgestein wurzelt. Dies gibt der Dagoba fast das Ansehen eines natürlichen Hügels. Oben freilich ragt aus dem Buschwerk der teilweise erhaltene Spitzkegel mit seinem cubischen Unterbau empor. Ein schmaler Pfad führt zwischen dem Gebüsch langsam ansteigend zur Höhe der Dagoba, die einen vorzüglichen Rundblick über Anuradhapura gewährt.

Wahrscheinlich wurde die Abhayagiri-Dagoba im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in weit kleineren Dimensionen angelegt und erreichte erst nach mehrfacher Überbauung im zweiten Jahrhundert nach Christus ihre gegenwärtige Gestalt. Der Brauch, ursprünglich kleinere Dagobas durch mantelartige Überbauung nachträglich zu vergrössern, kehrt in Ceylon mehrfach wieder.

Als wir die Dagoba besichtigten, fand sich eine Gruppe singhalesischer Wallfahrer, Männer und Frauen, ein. Sie umwanderten das Heiligtum von rechts nach links und knieten bei den Kapellen nieder, die Stirne auf die flach zusammengelegten Hände neigend und so ihre stillen Gebete verrichtend. Unsere Anwesenheit störte sie in ihrer Andacht nicht.

Die Witterung während unseres Aufenthaltes in Anuradhapura war prachtvoll, aber es herrschte untertags starke Hitze. Man fühlte bereits, dass man der heissesten Zeit in Ceylon entgegen ging. Kaum war die Sonne über dem Horizont, so machte sich die Kraft ihrer Strahlen ausserordentlich fühlbar. Von der Intensität der Sonnenglut während der Mittagsstunden macht man sich bei uns schwerlich eine richtige Vorstellung. Der Gegensatz zwischen der Temperatur im Schatten und in der Sonne ist denn auch, wenigstens für unsere Empfindung, ein sehr bedeutender. Und doch hatten wir auch im Schatten während der Mittagsstunden, etwa zwischen 11 und 4 Uhr, 35 bis 36° C. Die Luft ist jedoch in Anuradhapura sehr trocken, und eine solche Temperatur daher leichter zu ertragen, als eine um 4 oder 5 Grad niedigere in dem feuchten Colombo. Auffallend kühl waren die Nächte, so dass ich Frost empfand, wenn ich nicht unter einer Wolldecke schlief. Dazu hatten wir prächtigen Mondschein; denn gerade auf den letzten Tag, den wir in Anuradhapura verbrachten, fiel der Vollmond.

Wir hatten die hauptsächlichsten Denkmäler von Anuradhapura besichtigt, und es erübrigte nun nur noch eine Rundfahrt um die äusseren Grenzen des Ruinengebietes auf dem sogenannten „Outer Circular Road.“ Wir hatten uns diese bis auf den letzten Tag vorbehalten.

Man beginnt am besten beim Maha-Wihara. Von hier führt der Weg zunächst nach dem Nordende des Tissa-wäwa-Tank. Zur rechten haben wir die Mirisawäti-Dagoba, die, aus der Zeit des Duttha-gamani stammend, zu den ältesten Bauwerken von Anuradhapura gehört. Bis vor kurzem war sie in äusserst ruinösem Zustande, nichts anderes, als ein unregelmässig geformter, mit Gebüsch bewachsener Hügel. Das herabgestürzte Geröll hatte auch die Terrasse derart überschüttet, dass an der Ostseite nur eben die Treppenstufen und etliche Steinpfeiler des hier stehenden Tempelchens sichtbar waren. Jetzt wird die Dagoba, meines Wissen auf die Kosten eines hinterindischen Fürsten, wiederhergestellt, und es geschieht dies, so viel ich erkennen konnte, in der Weise, dass von den Fundamenten an eine neue Steinummantelung aufgeführt wird.

Zur Linken wird der Wasserspiegel des Tissa-wäwa-Tank sichtbar. Derselbe wurde im Jahre 1878 wiederhergestellt und wird nunmehr reichlich zur Bewässerung der umliegenden Reisfelder verwendet. Es speist ihn der Yodi-Ela, der von dem grossen Kalawäwa-Tank ausgeht. Unser Weg führt eine Strecke weit auf dem Damm des Tissa-wäwa entlang, biegt dann rechts

in den Dschungel ein und wendet in diesem sich allmählich nach Norden zurück.

Nach etwa halbstündiger Fahrt tauchen wieder Ruinen auf. Links und rechts liegen mitten in der Wildnis die Überreste dreier Gebäude, deren Bestimmung schwerlich festzustellen ist. Es sind etwa meterhohe Terrassen mit hübsch ausgearbeiteten Gesimsen, auf denen man eine Anzahl von Steinpfeilern in regelmässiger Anordnung erblickt.

Später wird zur Rechten der mit Nymphäen ganz überdeckte Teich Bulankulam sichtbar, um den der Weg, ostwärts sich wendend, herum führt. Eine Strecke weiter verlassen wir den Wagen, um auf einem Seitenwege die Lankaráma-Dagoba aufzusuchen.

Wir passieren zunächst einen grossen „Pokuna," d. h. einen künstlich angelegten Teich, der zum Baden bestimmt war.

Solcher Pokunas gibt es in Anuradhapura eine ganze Menge. Sie gehörten als unentbehrliches Attribut zu jedem Wihara, zu jeder Palastanlage; viele waren auch offenbar zum Gebrauche für die zureisenden Pilger bestimmt. Jetzt sind sie zumeist ausgetrocknet.

Die Pokunas sind in der Regel rechteckig und ganz ausgemauert oder cementiert. Die vier Seiten steigen stufenförmig vom Grunde an. Die Stufen setzen sich aus langen Granitblöcken zusammen, welche durch den Druck des Erdreiches häufig aus ihrer Lage verschoben und teilweise in die Tiefe hinabgestürzt sind. Sonst aber sind die Pokunas meist gut erhalten. Bei einigen von ihnen führen in der Mitte der vier Seiten oder auch nur der beiden Schmalseiten Treppen mit Balustraden in kleineren Absätzen über die Stufen hinab.

Wenn dies auch im allgemeinen die übliche Anlage der Pokunas ist, so zeigen einzelne von ihnen doch charakteristische Abweichungen. So befindet sich bei der Ruwanwäli-Dagoba ein kreisrunder, und ein anderer unweit des Maha-Wihara zerfällt in zwei getrennte Bassins, ein grösseres und ein kleineres. Das letztere scheint mit besonderer Sorgfalt angelegt zu sein und hat eine Art Nische in der Wand, fasst wie ein Ankleidegemach.

Der Pokuna, an dem wir vorüberkommen, gilt wegen seiner bedeutenden Dimensionen für einen Badeplatz der Elefanten. Auch sonst ist der Dschungel, durch den unser Pfad uns führt, voll von Ruinen. Überall leuchten die lichtgrauen Steinpilaster aus dem Grünen hervor.

Nach kurzer Wanderung stehen wir vor der Lankarama-Dagoba. Sie ist nur klein und wenig gut erhalten; der Durchmesser der Kuppel beträgt

an der Basis nicht mehr als 12 m. Interessant aber ist sie aus dem Grunde, weil sie in der Anlage der Thuparama-Dagoba gleicht. Wie diese steht sie auf einer kreisförmigen Terrasse und hat statt der Pasadas concentrische Reihen von Säulen, nur dass die Zahl der Reihen drei statt vier beträgt und auch die Gruppierung der Säulen eine etwas verschiedene ist.

Zum Hauptweg zurückkehrend und ihn weiter verfolgend, gelangen wir zur Dschetawanarâma-Dagoba. Auf der ganzen Strecke dorthin haben wir zu beiden Seiten des Weges im Gebüsch zahlreiche Ruinen: Terrassen mit Treppen, manche von ganz ausgezeichneter Arbeit, Pfeiler, zum Teil von besonders mächtigen Dimensionen, grosse Steintröge, eine sitzende Buddhafigur von mehr als 2 m Höhe — lauter Anzeichen, dass dieser Teil von Anuradhapura besonders dicht mit Bauwerken besetzt war.

Die Dschetawanarama-Dagoba selbst vergleicht sich, was Grösse und Bauart betrifft, am meisten mit der Abhayagiri-Dagoba. Wie diese erscheint sie, ganz mit Bäumen und Gesträuch überwachsen, fast wie ein natürlicher Erdhügel, dessen Gipfel von dem Spitzkegel und seinem Unterbau, die beide freilich in stark ruinösem Zustande sich befinden, gekrönt wird. Die Vegetation, die, sobald einmal der Mörtelbewurf fehlte, überall in den Fugen der Backsteine Wurzel fasste, dürfte mehr noch zur Zerstörung des Bauwerkes beigetragen haben, als die rohen Hände der habgierigen Damilas.

Die Dschetawanarama-Dagoba ist die jüngste der drei grossen Dagobas von Anuradhapura. Ihre Erbauung fällt erst in den Ausgang des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts. Die Ausgrabungsarbeiten sind bei ihr noch am wenigsten weit gefördert; nur auf der Ost- und Westseite ist man durch die aufgehäuften Schutt- und Trümmermassen bis zu ihrem eigentlichen Körper vorgedrungen und hat die hier befindlichen Kapellen blossgelegt. Etwas weiter sind die Arbeiten bei der Abhayagiri-Dagoba gefördert, am weitesten bei der Ruwanwäli-Dagoba.

Der Outer-Circular-Road führt nun hinüber zur Abhayagiri-Dagoba und trifft dann auf die Mihintalé-Strasse. Wir verliessen ihn jedoch und bogen in die von Nord nach Süd laufende Via sacra ein. Langsam auf ihr entlang fahrend liessen wir noch einmal alle die merkwürdigen Architekturbilder an uns vorüber ziehen, von denen es nun in Bälde Abschied zu nehmen galt.

Am nächsten Tage brachen wir frühzeitig auf. Das Gefährt sollte uns auf der Strasse, welche Anuradhapura mit Trincomalee verbindet, nach dem etwa 12 bis 14 km entfernt liegenden Mihintale bringen, von wo aus wir,

ohne nach Anuradhapura zurückzukehren, bei Tirapane wieder auf die Poststrasse Jaffna-Dambul-Matale gelangen konnten.

Es war ein auffallend kühler Morgen. Die Eingeborenen standen fröstelnd vor den Thüren ihrer Hütten und hatten Tücher um ihre nackten Schultern geschlungen.

Ein eigentümliches Gefühl beschlich mich, als ich die Abhayagiri-Dagoba, die ich wenige Tage zuvor als erstes Wahrzeichen von Anuradhapura erblickt hatte, allmählich verschwinden sah. Wusste ich doch, dass mein Fuss wohl nie wieder diesen durch tausendjährige Erinnerungen geweihten Boden betreten werde.

Kapitel IX.

Über Mihintale zurück nach Colombo.

Legende von Mahinda — Morgen im Tropenwalde — Der Berg Mihintale — Treppenaufstieg — Zecken — Ruinen — Der Naga-Pokuna — Mahaseya-Dagoba — Rundblick vom Gipfel des Berges — Ambatthala-Dagoba — Buddhistische Mönche auf Mihintale — Abstieg — Tropennacht in Tirapane — Im Happugahalande-Estate — Letzte Tage in Colombo — Abschied von Ceylon.

In ausführlicher Weise, aber natürlich durchaus legendenhaft berichten die einheimischen Chroniken der Singhalesen von der Einführung des Buddhismus in Ceylon.

Als die Buddhajünger in Indien den Beschluss fassten, die neue Lehre auch in fremden Ländern zu verbreiten, da wurde Mahinda, der Sohn des Königs Asóka, ausersehen, in Lanka die Predigt des Buddha zu verkündigen. Vermöge seiner Wunderkraft erhob sich der Weise in die Lüfte und liess sich in Ceylon auf dem Felsengipfel des Berges Missaka nieder. Der Berg wurde in der Folge ihm zu Ehren Mahinda-thala „Mahinda-Höhe" genannt, und hieraus entwickelte sich weiterhin der jetzige Name Mihintalé.

Um jene Zeit zog der damalige König von Lanka, Dewanampiya-Tissa, d. h. „der göttergeliebte Tissa," aus seiner Hauptstadt Anuradhapura aus, um zu jagen. Ein Waldgott nahm die Gestalt eines Elkhirsches an und lockte den König, vor ihm fliehend, an die Stelle, wo Mahinda sass. Dann verschwand er. Es entspann sich nun ein Gespräch zwischen dem Könige und Mahinda, in dessen Verlauf dieser die Buddhalehre verkündigte und den König zu derselben bekehrte. Tags darauf predigte Mahinda in Anuradhapura selbst, und Tausende von Männern und Frauen wurden für den neuen Glauben gewonnen.

Den Legenden von Mahinda liegt, wie ich überzeugt bin, geschichtliche Wahrheit zu Grunde. Ohne Zweifel sind sowohl Mahinda als der König Dewanampiya-Tissa historische Persönlichkeiten. War das Verhältnis der beiden auch nicht völlig so, wie die Tradition es will, so bleibt doch die Thatsache bestehen, dass der König dem Buddhismus zugethan war und seine Einführung begünstigte. Ich bin endlich auch der Meinung, dass die Lokalität Mihintale in der That eine wichtige Rolle in der Geschichte der frühesten Zeit des Buddhismus in Ceylon spielte. Es mag hier wirklich, wenn auch in anderer Form als die Tradition berichtet, die erste Predigt der neuen Lehre stattgefunden haben; zum mindesten wird bestehen bleiben, dass der Berg Mahindas Lieblingsaufenthalt gewesen ist.

Es war ein prachtvoller Morgen, als wir auf dem ohne Unterbrechung beiderseits von Wald begleiteten Wege Mihintale zufuhren. Im Dickicht gurrte die Wildtaube, lockte der scheue Waldhahn, und viele andere fremdartige Vogelstimmen liessen sich hören. Auffallend gross war die Zahl der umgestürzten hochstämmigen Bäume, die wir erblickten; es schien, als habe vor nicht allzulanger Zeit ein Wirbelsturm über diese Wildnis hingefegt.

Nach etwa dreistündiger Fahrt lief der Weg in eine Lichtung aus und wir sahen den Berg von Mihintale vor uns.

Es ist eine der isoliert aus der Ebene aufsteigenden Erhebungen, wie sie für diesen Teil Ceylons charakteristisch sind. Sie erstreckt sich von Süd nach Nord und besteht aus zwei Spitzen, die durch einen langgestreckten Sattel verbunden sind. Der südliche Gipfel ist höher und schwer zugänglich; der nördliche ist die durch die Tradition geheiligte Stätte.

Ein Mann aus dem kleinen Dorf an der Strasse führte uns durch lichtes Gebüsch zum Fusse des Berges. Hier beginnt nun eine Flucht von Treppen — es sollen im ganzen über 1800 Stufen sein —, welche in drei Absätzen zur Höhe emporführt. Die Stufen sind aus grossen Granitblöcken hergestellt und im unteren Absatze sicherlich 4 m breit. Viele sind selbstverständlich aus ihrer Lage gerückt, haben sich gesenkt oder über einander geschoben; doch ist der Anstieg immer noch leidlich bequem. Zu beiden Seiten haben wir Buschwald, und Bäume und Sträucher beschatten die merkwürdige Strasse, die sicher schon seit Alters als heiliger Prozessionsweg galt und aus eben diesem Grunde mit so grosser Sorgfalt angelegt wurde.

Eine schlimme Belästigung sind in Mihintale die vielen Zecken. Sie lauern in grosser Zahl auf Gräsern und Blättern. Streift man an ihnen vorüber, so hängen sie sich an den Kleidern fest und verstehen es vortreff-

lich auf die blosse Haut durchzudringen. Ich entging den Blutsaugern dadurch, dass ich die Beine bis zum Knie herauf mit den Wollbinden umwickelte, die man in Ceylon bei der Jagd zu tragen pflegt. Mein Reisegefährte dagegen hatte nicht wenig unter ihren Bissen zu leiden.

Etwa auf halber Höhe des Anstieges trifft man auf Ruinenspuren. Man erkennt auf einer Art Terrasse deutlich die Grundzüge eines Gebäudes. Etwas weiter links liegt im Dschungel ein riesiger Steintrog; auch sind die Spuren einer Wasserleitung zu sehen: die Rinnen sowohl, in denen das Wasser lief, wie die Träger, auf denen sie ruhen, sind aus grossen Granitblöcken gefertigt.

Der ganze Berghang ist hier sehr felsig, und es ist mir nicht zweifelhaft, dass im Geklüfte zahlreiche Zellen von Mönchen sich befanden. Diesen Mönchen wird auch das Gebäude zugehört haben, das ich eben erwähnte; der Tradition nach diente es als Refectorium. An seinem Eingange stehen rechts und links zwei Steintafeln von etwas mehr als Mannesgrösse aufrecht mit ausgezeichnet erhaltener singhalesischer Inschrift.

Die Stufen, die allmählich schmäler geworden, wenden sich mehr und mehr nach links. Wir verlassen sie bei einem schmalen Fusspfade, der zur rechten Seite abzweigt. Er führt uns zu dem sogenannten Naga-Pokuna, dem „Schlangenbade."

Von einer senkrechten Felswand rieselt das Wasser herab und sammelt sich an ihrem Fusse in einem Bassin von etwa 50 bis 60 Schritt Länge, das, wohl schon ursprünglich als ausgewaschene Vertiefung im Felsengrunde vorhanden, durch die Kunst erweitert und zu einem hübschen Badeteich zurecht gemacht wurde. Das überflüssige Wasser rinnt als Bach den Berghang hinab.

Den Namen Schlangenbad hat der Pokuna erhalten, weil an der Felswand in Hochrelief das Bild einer fünfköpfigen Cobra ausgehauen ist, welche aus dem Wasser des Pokuna sich aufzubäumen scheint. Die Ruhe und Abgeschlossenheit des Platzes, die waldeinsame Stille, dazu der schöne Blick auf den Südgipfel des Mihintale-Berges, der hier kräftig emporstrebend sichtbar ist, verleihen dem Naga-Pokuna einen intimen Reiz.

Wir steigen nun auf den Sattel hinauf, der uns, zumeist über Granitplatten, zum nördlichen Gipfel emporführt. Dieser hat nur geringen Flächenraum. Er trägt die Mahaséya-Dagoba, welche über einem einzelnen Haare, das zwischen den Augenbrauen des Buddha wuchs, errichtet sein soll. Daneben steht ein ganz kleines Tempelchen. Ausserdem bleibt nur noch eben

Raum für eine schmale Gallerie, welche einen Umgang um die Heiligtümer ermöglicht. Aber grossartig, wahrhaft überwältigend ist die Rundschau, die sich uns bietet. Sie hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und die halbe Stunde, die ich oben auf der Höhe von Mihintale in Schauen verbrachte, haftet mit solch lebendiger Frische in meiner Erinnerung, als hätte ich erst gestern sie durchlebt. Sie bildete, so zu sagen, den die Reise krönenden Abschluss meines Aufenhaltes in Ceylon.

Nach Norden und Osten erblickt das Auge, so weit es reicht, Urwald: einen wahren Ocean von Grün, nur hin und wieder unterbrochen durch die lichter gefärbten Patanas oder den aufblitzenden Spiegel eines Tank. Der Blick ist so weit, so unbegrenzt, dass man glaubt, man müsste auch noch jenseits dieser Wälder das die Insel umflutende Meer wahrnehmen können. Im Westen hat man tief zu Füssen die Reisfelder des Weilers von Mihintale; darüber hinaus wieder Waldesgrün, zwischen dem die grossen Tanks von Anuradhapura erglänzen. Eindrucksvoll treten aus den Laubmassen die Dome der Abhayagiri-, Ruwanwäli- und Dschetawanarama-Dagoba hervor. Gegen Süden endlich erhebt sich uns zunächst, reich bewachsen bis oben hinauf, der zweite Gipfel des Mihintale-Berges. Das Auge kann deutlich den Grat verfolgen, der zu ihm hinüberführt. Etwas weiter links erhebt sich, isoliert wie die Felserhebung, auf der wir selber stehen, in ziemlicher Nähe der massige Katiwara-Berg, und weiter zurück zeigen sich in blauer Ferne die kühn gestalteten Umrisse des geheimnisvollen Ritigala, der vermutlich schon den Urbewohnern eine heilige Cultusstätte war.

Die Stätte, wo der Legende nach der König Dewanampiya-Tissa zuerst mit Mahinda zusammentraf — gewissermassen der Geburtsplatz des Ceylon-Buddhismus — befindet sich nördlich vom Gipfel und nur wenige Schritte unterhalb desselben. Auf roh gefügten Steinstufen steigen wir zu ihr hinab.

Sie ist eine fast kreisrunde Fläche, vielleicht hundert Schritt im Durchmesser gross, und sieht aus, als habe man sie künstlich geebnet. Auf allen Seiten wird sie von regellos gestalteten Felsen umgeben. Hart neben den zum Gipfel führenden Stufen sind in ihnen einige grottenartige Zellen zu sehen. Den Inschriften zufolge, die in altertümlichen Charakteren über dem Eingange in das Gestein eingehauen sind, waren die Zellen schon vor zwei Jahrtausenden von buddhistischen Mönchen bewohnt.

In der Mitte der Fläche erhebt sich die Ambatthala-Dagoba. Sie ist aus Hausteinen errichtet und von Säulenreihen umgeben. In ihrem Innern soll sie die Asche des Mahinda bergen. Schöne Cocospalmen stehen rings

umher, hier im Norden der Insel und namentlich in solcher Höhe ein einigermassen befremdender Anblick. Zwischen den Palmen erblicken wir einige Steinbildnisse. Eines derselben, das dem Stile nach allerdings uralt und von Zeit und Witterung stark mitgenommen ist, gilt für die Statue des Dewanampiya-Tissa.

An einer Stelle, gegen Südwesten, ist eine Lücke in den die Fläche einschliessenden Felsen. Hier steht ein Thorbau, bei welchem der Stufenweg endigt, der vom Thale heraufführt, und den wir, nach dem Naga-Pokuna abzweigend, verlassen hatten.

Im Geklüfte nördlich der Dagoba befindet sich ein Wihara, zu dem, so viel ich sehen konnte, zwei alte Mönche mit zwei Novizen gehörten. Die Priester leben ganz nach altbuddhistischer Weise in Felsenzellen. Eigentliche Höhlen sind es nicht, sondern vielmehr überhangende Felsen, die vorne durch ganz rohe Aufmauerung geschlossen wurden. Auch das Heiligtum selbst — von einem Tempel kann man da doch kaum sprechen — ist nur solch ein horizontaler Felsenspalt, unter dem eine sehr einfache hölzerne Gallerie angebracht ist. Vor dem Buddha-Bilde stand ein Holztisch auf dem eine einzige Pali-Handschrift lag, offenbar das Schau- und Prunkstück des Klosters.

Ich gewann mir das Herz eines der gutmütigen alten Priester, indem ich mich für die Handschrift interessierte und mir von einem der Novizen die ersten Zeilen vorlesen liess. Als ich dann auf Sanskrit fragte, ob er diese Sprache spreche, und auf seinen verneinenden Bescheid hin, singhalesisch zu radebrechen begann, da war er überglücklich. Er führte mich in seine Zelle, ein dunkles enges Loch, in dem es ganz abscheulich nach Fledermäusen stank. Auf dem höchst primitiven Bette nahm ich Platz. Mein Gastfreund schrieb mir seinen Namen auf die Rückseite einer meiner Visitenkarten „Mihintalė Gunaratana-unnànsė," ich übertrug ihm dem meinigen in die singhalesischen Zeichen. Dabei machte ich wieder, wie schon früher oft, die Beobachtung, dass die Eingeborenen weit mehr staunten, wenn ich ihrer Schrift mich bediente, als wenn ich ihre Sprache redete. Zum Schluss holte der Mönch eine kleine Schachtel her, die seine Kostbarkeiten, etliche bronzene Buddhafiguren und ähnliches, enthielt. Er kramte eine Zeitlang darin herum und überreichte mir als Erinnerungszeichen — einen Pantherzahn, den ich jetzt an meiner Uhrkette trage.

Einer der Novizen führte uns sodann zu dem Platze, der für den Lieblingsaufenthalt des Mahinda gilt und von der Tradition als „Bett des Mahinda" bezeichnet wird.

Auf einem Fusssteige, der über Felsen und durch Gebüsche hinab führte, kamen wir an eine Stelle, wo der Berg nach Norden zu steil in die Ebene abstürzt. Gewaltige Granitblöcke sind hier in wildem, regellosem Chaos übereinander gestürzt. Einer von ihnen wird derart von einem zweiten überlagert, dass eine Art Felsenthor entsteht, zu dem man nur mittels einer Leiter gelangen kann.

Das ist die von der Erinnerung an den Apostel Ceylons geheiligte Stätte. Und in der That kann schwerlich ein köstlicherer Ruheplatz gedacht werden. Einsam, schwer zugänglich, weltabgeschieden gestattet er doch einen weiten und freien Blick über die grosse tief zu den Füssen des Beschauers sich ausdehnende Ebene.

Inzwischen war die Zeit vorgerückt und der Mittag nicht mehr ferne. Man holte mir von einer der Palmen, welche die Ambatthala-Dagoba beschatteten, eine junge Cocosnuss herab, deren kühle Milch ich mit einem Behagen schlürfte, das ich früher nie gekannt. Dann hiess es den Rückweg antreten. An einer Inschrift vorbei, die in eine grosse Granitplatte des felsigen Bodens neben dem Wege eingehauen ist, kamen wir rasch wieder zu der Stelle, wo der Fusspfad nach dem Naga-Pokuna abzweigt und von da auf bereits bekanntem Wege ins Thal hinab.

Eine wahrhaft glühende Hitze herrschte, als wir wieder in das Rasthaus von Mihintale kamen. Es war wohl ein wenig primitiv, dieses Rasthaus; aber es bot uns doch Zuflucht vor den sengenden Sonnenstrahlen.

Abends waren wir in Tirápané.

In Tirapane überkam mich zum erstenmal mit aller Lebhaftigkeit das Gefühl, wie nahe mir nun der Abschied von der herrlichen Insel bevorstand, auf der ich unvergleichliche Wochen verlebt hatte. Ich hatte das Programm, wie ich es mir vorgenommen, durchgeführt, ich war auf der Rückreise nach Colombo begriffen; schon in vierzehn Tagen erwartete ich hier den Dampfer, auf dem ich bereits an Weihnachten den Platz für die Heimfahrt mir hatte sichern müssen. Ich hatte gefunden, was ich gesucht, ja in so mancher Beziehung mehr erreicht, als ich zu hoffen gewagt hatte. Nun flogen Gedanken und Wünsche wieder der Heimat zu.

Nie werde ich den Abend vergessen, den ich in Tirapane verbrachte.

Der Ort besteht nur aus ein paar Hütten. Das Rasthaus, von Bäumen umgeben, liegt hart an der Strasse; jenseits derselben beginnt sofort die Wildnis. Hinter dem Hause breitet sich ein Tank aus, auf dessen Oberfläche weisse Lotosblumen schwimmen. Wir sassen in der Veranda, etwas schweig-

samer vielleicht als sonst; denn wir überdachten und ordneten alle die vielen Eindrücke der letzten Tage in unserem Innern. Es war eine wunderbare Tropennacht. Kein Lüftchen regte sich. Der Vollmond leuchtete durch die Wipfel und Äste der Bäume, und sein Glanz lag wie ein duftiger Nebel auf dem Wasserspiegel des Tank. Tiefe Stille herrschte ringsumher; nur aus dem Dschungel uns gegenüber erscholl der Ruf wilder Pfauen.

Tags darauf erreichten wir Dambul und setzten am folgenden Morgen unsere Fahrt nach Matale fort.

An Bord der „Sachsen" hatte ich einen ceylonesischen Pflanzer kennen gelernt, einen echten Schotten, liebenswürdig, frisch und kräftig. Er hatte sich aus der alten Heimat eine junge Gattin geholt, die mit ihm das neue Heim unter tropischem Himmel teilen sollte.

Herr Davidson hatte mich eingeladen, ihn gelegentlich meines Aufenthaltes in Ceylon einmal auf seiner Theeplantage Happugahalande, einer der äussersten im Matale-Thale, zu besuchen. Dieser Einladung beschloss ich jetzt nachzukommen und freue mich, dass ich auf diese Weise Gelegenheit hatte, ein echtes und rechtes Ceylonpflanzer-Heim kennen zu lernen und wenigstens für etliche Stunden schottische Gastfreundschaft auf indischem Boden zu geniessen.

Herr Davidson, dem ich vorher mein Kommen mitgeteilt hatte, erwartete uns an der Strasse. Dieselbe führt unmittelbar bei der „Factorei" des Happugahalande-Estate vorüber, d. h. bei dem Gebäude, in welcher der eingesammelte Thee für die Versendung zubereitet wird. Das Bangalow, das Herr und Frau Davidson bewohnen, liegt ein gutes Stück entfernt vom Wege auf der Höhe.

Ein in Windungen ansteigender bequemer, aber natürlich etwas sonniger Reitweg führte uns durch die mit mustergiltiger Ordnung und Sorgfalt angelegte Pflanzung. Die Theepflanzen standen in regelmässigen Reihen und waren, wie auch anderwärts häufig, in bestimmten Abständen von Baumlinien durchzogen, welche, über Anhöhen und Bodensenkungen hinweg laufend, die Plantage in lange Streifen zu zerlegen schienen. Ich erwähnte schon, dass es der Zweck dieser Baumpflanzungen ist, etwas Schatten zu geben und namentlich die Gewalt der Winde etwas abzuschwächen. Überall waren Entwässerungsgräben gezogen, welche dem Regen Abfluss schafften; denn so wichtig und notwendig ein gewisses Mass Feuchtigkeit für die Theekultur natürlich ist, so schädlich ist jedes Zuviel. Der Boden zeigte die charakteristische rote Farbe des Laterit.

Im Bangalow empfing uns die Hausfrau mit wahrhaft herzlicher Liebenswürdigkeit, frei von aller Steifheit der Etikette, mit aufrichtiger Freude und Wärme.

Das Haus hat eine entzückende Lage auf dem Gipfel eines Hügels, der eine herrliche Aussicht bietet auf die Gebirge des Matale-Thales. Ein frischer Luftzug, durch die Höhe der Lage bedingt, mildert die Gluthitze des Mittags; Bäume, die auf der kleinen Fläche vor der Veranda stehen, geben angenehmen Schatten und dämpfen das allzugrelle Sonnenlicht.

Es ist ein reizendes Heim, das Bangalow von Happugahalande; aber ein wenig einsam ist es immerhin. Von dem nächsten Ort Matale liegt es noch etwa vier Gehstunden entfernt, und auch Matale ist nur ein grosses Eingeborenendorf. Europäische Kultur und europäisches Leben trifft man erst wieder in Kandy. Im Verkehr ist man vollständig auf seine Nachbarn in den Plantagen angewiesen, und da diese im vorliegenden Falle zufällig lauter Junggesellen waren, so hatte in der That unsere liebenswürdige Wirtin in der ganzen Zeit ihres bisherigen Aufenthalts in Happugahalande noch keine „Lady" bei sich gesehen. Die weiblichen Wesen, die sie zu Gesicht bekommen, waren lediglich die Kuli-Frauen und Mädchen, die in der Plantage arbeiteten.

Für den Mann, der tagsüber draussen ist in der Pflanzung und, wenn er müde und heiss heimkehrt, eine freundliche Behausung vorfindet, ist solch ein Leben nicht allzu schwer zu ertragen; mit seiner gesunden nutzbringenden Thätigkeit, welche die Ergebnisse der Arbeit unmittelbar erkennen und ausmessen lässt, muss es sogar, wie ich meine, besonders anziehend sein.

Ein nicht geringer Reiz liegt auch, glaube ich, in der Ungebundenheit und Freiheit dieses Lebens. Solch ein Pflanzer herrscht und schaltet und waltet auf seinem „Estate" wie ein kleiner König. Und welch eine stolze Befriedigung muss es ihm vollends gewähren, wenn es ihm geglückt ist, wieder ein Stück Dschungel zu roden, und der Kultur, dem Anbau zu gewinnen!

Minder günstig liegt ohne Zweifel die Sache für die Frau. Den ganzen Tag auf sich selbst angewiesen, ohne Verkehr mit ihresgleichen, ohne Anregung von aussen, bedarf sie eines elastischen Geistes und eines reichen Gemütes, um in solcher Einsamkeit das zu bleiben, was sie dem Manne sein soll. Unsere schottische Wirtin in Happugahalande ist, das bin ich überzeugt, dieser Aufgabe gewachsen.

Der verehrte Leser glaube nun aber ja nicht, dass in solch einem Pflanzerhause ein Leben mit allerhand Einschränkungen und Entbehrungen

geführt werde. Durchaus nicht! Das versteht der Brite ganz meisterhaft, den Comfort, den er von der Heimat her gewöhnt ist, in die fernsten Weltteile und in die entlegensten Einsamkeiten zu übertragen. Auch das Hauswesen des Pflanzers, der meilenweit entfernt ist von dem, was man Gesellschaft zu nennen pflegt, erhält trotz aller Besonderheiten, die das Tropenleben naturgemäss mit sich bringt, doch ein specifisch englisches Gepräge. Und so wartete denn auch unser in Happugahalande ein opulentes, ganz vorzügliches Breakfast. Wir tranken ausgezeichnetes deutsches Bier, und zum ersten- und letztenmal hatte ich hier Gelegenheit, den aus „toddy", d. h. vergorenem Palmensaft hergestellten Arak zu kosten. Er schmeckt vortrefflich, ist aber von unheimlicher Stärke.

Wir nahmen von unseren Gastfreunden erst Abschied, nachdem die heissesten Stunden des Tages vorüber waren, und trafen in Matale noch rechtzeitig zu dem letzten nach Kandy gehenden Zuge ein.

Auf dem Bahnhofe herrschte ein merkwürdiges Leben. Ganz wie in unseren Landstädtchen promenierten etliche Schönen auf dem Perron auf und ab, den letzten eintreffenden Bahnzug zu erwarten und die Ankömmlinge, die er brachte, zu mustern. Freilich waren es dunkelhäutige und schwarzhaarige Schönheiten.

Auch ein Buddhapriester fand sich ein und erfreute sich der gleichen respektvollen Behandlung, wie sie unsere Pfarrherren auf dem Lande finden. Er war offenbar von hohem Range, denn als er auf einem der umherstehenden Stühle Platz nehmen wollte, eilte sofort einer der Anwesenden herbei, den Sitz mit einem Tuche zu bedecken.

Endlich fehlte als notwendige Staffage auch der „Landpostbote" indischen Stiles nicht. Es war ein sogenannter „Runner", der die Briefsachen nach den im Dschungel gelegenen Dörfern verbringt und von dort abholt, sowie den Verkehr mit den entfernteren Plantagen vermittelt. Der Mann, ein hochgewachsener Tamil, war lediglich mit einem Lendentuche bekleidet und trug den Postsack auf dem Kopfe. In der Hand hatte er einen kurzen Spiess, welcher ganz mit Schellen behängt war, um durch den Lärm etwa in der Nähe befindliche wilde Tiere zu verscheuchen. Im äussersten Notfalle konnte der Spiess wohl auch als Waffe dienen.

Spät in der Nacht erreichten wir Kandy, hielten dort ein paar Tage Rast und trafen am Abend des 4. März in Colombo wieder ein. Mein Gesundheitszustand war erheblich besser, als beim Antritt meiner Reise nach Anuradhapura, und ich bekenne offen, dass ich immerhin ein gewisses Gefühl

der Befriedigung hatte, allen den fieberdrohenden Gebieten wohlbehalten entkommen zu sein und nun die Vorbereitungen für die Heimreise treffen zu können.

Schluss.

Die letzten Tage, die ich in Colombo verbrachte, waren für mich eine Zeit aufregendsten Wartens. Von Tag zu Tag hoffte ich das Eintreffen der Wäddas, deren Kommen mir, wie meine Leser sich erinnern werden, von Badulla aus angekündigt war. Ich wagte kaum mein Bangolow zu verlassen und unterliess sogar einen letzten Besuch, den ich gerne meinem Freunde Subhuti noch in seinem Kloster abgestattet hätte.

Schliesslich kamen sie am Abend des 13. März, da ich selbst schon zur Abreise mich gerüstet hatte. Und als ich sie am 14. gegen Mittag entliess, machte auch ich mich unverzüglich auf den Weg zum Hafen.

Zum letztenmal fuhr ich die Galle-Strasse entlang, und mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete ich noch einmal alle die malerischen Bilder des Eingeborenenlebens, um sie meinem Gedächtnisse einzuprägen. Wie ich auf die Jetty kam, sah ich den Dampfer, als deutsches Lloydschiff kenntlich an dem weissen Anstrich und dem gelben Kamine, von einer Unmenge von Booten umschwärmt, im Hafen liegen. Man war noch dabei, Kohlen einzunehmen. Ich hatte also keinerlei Eile, um so weniger, als ich meinen Boy mit allem Gepäck bereits vor einigen Stunden zum Schiffe geschickt hatte. Ich setzte mich daher auf eine der herumstehenden Bänke und beobachtete das Leben und Treiben des Hafens, das um so lebhafter war, als zur Zeit ausser unserem „Prinz Heinrich" noch ein grosser französischer Post- und Passagierdampfer sowie ein holländisches Kriegsschiff vor Anker lagen, abgesehen natürlich von den zahlreichen kleineren und grösseren Frachtdampfern und Segelschiffen.

Als ich so beschaulichem Müssiggange mich hingab, geriet ich zum Schluss noch in Reporterhände. Ein Berichterstatter des „Ceylon Independant" hatte nämlich von der Anwesenheit der Wäddas gehört, war nach dem Lichtenstein-Bangalow gefahren und, als er mich dort nicht mehr traf, mir auf die Jetty nachgeeilt. Hier fand er mich glücklich, und ich musste ihm

Red und Antwort stehen. O dass ich doch im stande gewesen wäre, über alles das ihm Aufklärung zu geben, was er von mir wissen wollte! Es wäre wenig mehr übrig geblieben von dem „Wädda-Problem".

Eine Stunde später nahm ich mir ein Auslegerboot und fuhr an Bord. Mein Boy stand schon wartend bereit und war mir behilflich, mich in meiner Cabine häuslich einzurichten. Dann entliess ich ihn und begab mich aufs Verdeck.

Hier begann nun jenes interessante, Sinne und Phantasie anregende und fesselnde Leben, wie es stets an Bord eines grossen Oceansteamers unmittelbar vor der Abfahrt von einem wichtigeren Hafenplatze sich zu entwickeln pflegt.

Unser Dampfer nahm in Colombo eine grosse Zahl von Passagieren auf. Sie kamen truppweise in ihren Booten an, mit ihnen Freunde und Verwandte, die ihnen das Geleite gaben; dazu die Reisenden, die schon von weiter her mitgekommen und nur besuchsweise ans Land gefahren waren. Nach und nach versammelte sich so ziemlich die ganze deutsche Kolonie. Auch meine beiden Hausgenossen fehlten natürlich nicht. Wir sassen plaudernd beisammen im Rauchzimmer, tranken und stiessen an auf glückliche Fahrt und auf ein Wiedersehen im deutschen Vaterlande.

Draussen herrschte wahrhaft fieberhafte Thätigkeit. Die Krahnen ächzten und stöhnten, die Ketten klirrten, dazwischen Kommandoworte, Pfeifensignale und das dröhnende Aufschlagen der schweren durch die Verdecklucken in den Laderaum hinabgelassenen Frachtstücke. Es galt den letzten Rest der eingenommenen Ladung zu verstauen.

Allmählich wurde es ruhiger. Die Krahnen standen still, die Lucken wurden geschlossen. Und nun erschallt das Tamtam, welches die Leute an Bord, die nicht mitzufahren vorhaben, das Schiff zu verlassen ermahnt. Noch ein letztes gemeinsam geleertes Glas, ein letztes Händedrücken, ein letztes Lebewohl. Dann eilt alles an die Boote.

Wir stehen am Regeling. Jetzt wird die Fallreep aufgezogen, die Ankerkette rasselt empor und der heulende Ton der Dampfpfeife gibt das Abfahrtszeichen. Die Schiffskapelle spielt eine deutsche Weise, und langsam, fast unmerklich zu Anfang, setzt unser Schiffskoloss sich in Bewegung. Wir passieren den französischen Steamer. Der internationalen Höflichkeit genügend senkt unser Schiff die schwarz-weiss-rote Flagge am Heck. Der Gruss wird von drüben erwidert. Nun fahren wir, immer noch in langsamstem Tempo, an dem holländischen Kriegsschiffe vorbei. Unsere Kapelle stimmt

die holländische Nationalhymne an; ein lautes Hurrah aus hundert Kehlen schallt zu uns herüber.

Unsere Freunde sind in einem kleinen Steam-launch an den Hafeneingang vorangefahren und erwarten uns hier. Weisse Tücher wehen hüben und drüben den letzten Abschiedsgruss. Dann machen sie kehrt, und unser Dampfer nimmt den Curs in die offene See.

Soll ich leugnen, dass mich in diesem Augenblicke etwas wie Wehmut überkam? Da liegt sie vor meinen Augen, die langgestreckte Küste von Ceylon. Zur Rechten springt das Vorgebirge von Mount Lavinia vor, hell leuchtet das weisse Haus im Sonnenglanze; zur Linken über den Palmenhainen von Mutwal hängt graues Gewölk, überstrahlt von der Farbenpracht eines Regenbogens. Und weiter, immer weiter weicht die Küste zurück: es gilt Abschied zu nehmen von der sonnigen Welt der Tropen!

Aber die Wehmut hält nicht lange an. Der Bug unseres Dampfers ist nach Westen gewendet und dort liegt — die Heimat.

Ich habe sie glücklich erreicht.

Zum Osterfeste traf ich in unserem stillen Erlangen ein. Die Empfindungen, mit denen ich nach so langer Trennung die Meinigen wieder begrüsste, brauche ich nicht zu schildern. Unser Herz gehört dem Hause und dem Vaterlande. Und doch, wird mir's jemand zum Vorwurfe machen, wenn ich bekenne, dass mich's zuweilen anwandelt wie Sehnsucht nach dem Rauschen des Meeres und der Palmenwipfel, nach dem sonnenglänzenden Himmel und den milden Vollmondnächten, nach all dem bestrickenden Reiz indischer Natur und indischen Lebens? Ich habe eben doch auch gekostet von der Lotosfrucht und ihre Zauberwirkung gespürt.

Druck der kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

Sonnige Welten.

Ostasiatische Reise-Skizzen

von

Emil und Lenore Selenka.

Mit 200 Abbildungen im Text und 9 facsimilierten Vollbildern.

Preis Mk. 12.60, geb. Mk. 16.—.

Borneo. — Japan. — Java. — Sumatra. — Vorderindien. — Ceylon.

. . . Es ist eine Lust, das Buch zu lesen; und keine geringere, es zu beschauen. Der illustrative Teil ist sehr reich und im Einzelnen von hoher künstlerischer und technischer Vollendung; die den japanischen Originalen getreu nachgebildeten Farbendrucke und die photographischen Momentaufnahmen, ebenso wie die kecken Skizzen und die Zeichnungen nach der Natur. Die gesamte typographische Ausstattung aber ist des Inhalts in jeder Hinsicht wert. *Vossische Zeitung.*

. . . Das Buch hat einen kulturhistorischen Wert und dürfte gerade nach dieser Seite ein um so grösseres Interesse beanspruchen, als alles Erzählte auf eigenen Beobachtungen beruht. Der Prachtband, an dessen Ausstattung die Verlagshandlung nichts gespart hat, enthält 200 Abbildungen im Text und 9 facsimilierte Vollbilder.

Hamburger Correspondent.

Sonnige Welten.

Ostasiatische Reise-Skizzen

von

Emil und Lenore Selenka.

Mit 200 Abbildungen im Text und 9 faksimilierten Vollbildern.

Preis Mk. 13.60, geb. Mk. 16.—.

Borneo. — Japan. — Java. — Sumatra. — Vorderindien. — Ceylon.

Es ist eine Lust, das Buch zu lesen und keine geringere, es zu beschauen. Der illustrative Teil ist sehr reich und an Erzeugnissen von hoher künstlerischer und [illegible] Vollendung, die den japanischen Originalen getreu nachgebildeten Farbendrucke und die photographischen Momentaufnahmen, ebenso wie die [illegible] Skizzen und die Zeichnungen nach der Natur. Die gesamte typographische Ausstattung aber ist des Inhalts in jeder Hinsicht wert.

Vossische Zeitung.

Das Buch hat einen kulturhistorischen Wert und dürfte gerade nach dieser Seite ein um so grösseres Interesse beanspruchen, als alles Erzählte auf eigenen Beobachtungen beruht. Der Prachtband, an dessen Ausstattung die Verlagshandlung nichts gespart hat, enthält 200 Abbildungen im Text und 9 faksimilierte Vollbilder.

Hamburger Correspondent.